



Edgar Wallace

Die drei Gerechten

**scanned by AnyBody
corrected by párdac**

Der geheimnisvolle Gast der ›Drei Gerechten‹ wird ermordet. Hat sich die ›Schlange‹ ein neues Opfer geholt?

Der Tote besaß Informationen, die einen Haufen Geld wert waren. Und das soll Mirabelle Leicester bekommen.

Aber auch die ›Schlange‹ interessiert sich für das junge Mädchen ...

ISBN 3-442-01170-1

THE THREE JUST MEN

Aus dem Englischen von Richard Küas.

Goldmann Verlag

Umschlag: Tom Nardini in dem Film ›Die Cadillac-Bande von San Francisco‹

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

1

›520 £ jährlich

Gesucht zum sofortigen Eintritt Sekretärin für chemisches Laboratorium. Muß jung sein. Branchekenntnisse nicht erforderlich, dagegen Abgangszeugnis einer öffentlichen Lehranstalt über bestandene Prüfung in Physik und anorganischer Chemie. Bevorzugt Dame, deren Familie Beziehungen zur wissenschaftlichen Welt hat. Bewerbungen zunächst nur schriftlich. Postfach 9754, Daily Megaphone. Falls persönliche Vorstellung gewünscht, werden Reisekosten von irgendeiner Bahnstation innerhalb hundertundfünfzig Meilen von London vergütet.‹

Ein guter Freund sandte die Zeitung nach Heavytree-Farm, nachdem er diese Anzeige mit Blaustift umrandet hatte.

Mirabelle Leicester fand die Zeitung auf dem Diwan der Diele vor, als sie vom Hühnerfüttern hereinkam; sie glaubte, der Alington-Grundstücksmakler hätte sie ihr geschickt, der ihre Aufmerksamkeit ausdauernd auf Inserenten lenkte, die billige Farmen zu kaufen suchten. Sie hatte das Empfinden, daß dieser Mann sie gern forthaben wollte und bemüht war, einen weniger ärmlichen Eigentümer an ihrer Stelle zu sehen.

Sie öffnete den Umschlag mit ihrem staubbedeckten Daumen und wandte, immer mit dem Gedanken an den Makler, ihre Aufmerksamkeit dem Anzeigenteil zu. Ihre Augen überflogen schnell die Spalten mit den Landkaufgesuchen.

Es waren da mehrere »Gentlemen, die eine kleine Farm in einem guten Bezirk zu kaufen suchen«, aber keine dieser Anzeigen sprach sie besonders an, und sie wunderte sich schon, warum der sparsame Mann zweiundeinenhalben Penny auf Porto und Zeitung verschwendet hatte, als ihr Blick auf die blau

angestrichene Anzeige fiel.

»Hurra!« rief Mirabelle, während sie die roten Lippen vor Aufregung und Verwunderung halb öffnete.

Tante Alma sah betroffen von ihrem Sammelbuch mit Zeitungsausschnitten auf, als Mirabelle hereinstürzte.

»Das gilt mir!« sagte diese dramatisch und zeigte mit ihrem Finger auf die Anzeige. »Ich bin jung – habe keine Erfahrung besitze das Zeugnis einer höheren Schule – und Väterchen galt etwas in der wissenschaftlichen Welt. Und – Alma – wir sind genau hundertvierzig Meilen von London entfernt.«

»O du meine Güte!« antwortete Tante Alma, eine Dame, deren hagere und beängstigende Erscheinung der Schrecken aller Hausierer und Farmarbeiter war, obwohl ein sanfteres Weib niemals Strümpfe strickte.

»Ist das nicht wunderbar, Tante? Das hilft uns aus allen unseren Nöten. Wir überlassen Mark die Farm, beziehen unsere Wohnung in Bloomsbury ... können uns erlauben, ein- oder sogar zweimal die Woche in das Theater zu gehen ...«

Alma las die Anzeige ein zweites Mal.

»Das Anerbieten scheint gut«, meinte sie mit gewohnter Zurückhaltung, »obwohl ich mich für den Gedanken, daß du in Stellung gehst, nicht sonderlich erwärmen kann. Dein seliger Vater ...«

» ... hätte mich in die Stadt gehetzt, und ich wäre bis zum Anbruch der Nacht im Besitz der Stellung gewesen«, erklärte Mirabelle entschieden.

Aber Alma war sich dessen nicht so sicher. London war voller Fallgruben, und namenlose Schurkerei lauerte in seinen dunklen Gassen und Durchfahrten. Sie selbst ging nur mit Widerstreben nach London.

»Ich war vor drei Jahren dort, damals, als jene fürchterlichen ›Vier Gerechten‹ ihr Wesen trieben, meine Liebe«, erzählte sie,

und Mirabelle, die ihre Tante liebte, hörte sich zum soundsovielten Male die ihr so oft erzählte Geschichte an.

»Sie setzten ganz London in Schrecken. Man konnte sich nachts nicht hinauswagen, weil man nicht sicher war, lebendig nach Hause zurückzukehren ...! Und zu denken, daß man sie frei ausgehen ließ! Das heißt doch einfach, das Verbrechen ermutigen.«

»Meine Liebe!« – und das war Mirabelles unabänderliche Antwort – »das waren durchaus keine Verbrecher. Das waren reiche Leute, die ihr Leben dafür einsetzten, um die der Bestrafung zuzuführen, die das Gesetz durch seine alten Finger schlüpfen ließ. Und man begnadigte sie wegen der geistigen Arbeit, die sie während des Krieges geleistet hatten. Einer von ihnen arbeitete drei Monate lang im deutschen Kriegsministerium, und überhaupt waren es nicht vier, sondern nur drei. Ich träfe für mein Leben gern einmal mit ihnen zusammen. Was für liebe Kerle müssen sie sein!«

Wenn Tante Alma eine Grimasse schnitt, sah sie scheußlich aus.

Mirabelle blickte weg.

»Auf jeden Fall sind sie nicht mehr in London, meine Liebe, und du wirst nachts ruhig schlafen können!«

»Und die *Schlange*?« fragte Miss Alma Goddard düster.

Wenn es irgend etwas gab, an das jemand, der London besuchen wollte, nicht erinnert werden wollte, war es die Schlange.

Sechs Millionen Menschen erhoben sich jeden Morgen aus ihren Betten, falteten ihre Zeitungen auseinander und stöberten nach Mitteilungen über die Schlange.

Achtzehn Tagesblätter ließen keinen Tag vorübergehen, ohne ihren Lesern einzuschärfen, daß deren Angst kindisch und ein bestürzendes Anzeichen der neurotischen Veranlagung des

Zeitalters sei; sie brachten auch in regelmäßigen Zeitabständen genaueste Einzelheiten über die schwarze »Mamba«, ihre Gewohnheiten und über ihren besonders tödlichen Biß und beschäftigten einen ganzen Stab von Berichterstattem wegen dieser Geschichte.

Diese schwarze Mamba, die giftigste aller afrikanischen Schlangen, war in einer kalten nebligen Märznacht aus dem Zoo entronnen. Und eigentlich hätte die Angelegenheit mit einem Artikel von drei Zeilen ein Ende haben müssen, *wenn* diesem Dreizeilenartikel am nächsten Tage ein weiterer Dreizeilenartikel gefolgt wäre, der angab, daß die Schlange tot auf dem gefrorenen Erdboden aufgefunden wurde – denn *keine* Mamba konnte bei einer Temperatur unter zwanzig Grad Celsius am Leben bleiben.

Aber dieser zweite Artikel erschien niemals.

Am zweiten April fand ein Polizist an einem Türeingang auf dem Orme-Platz einen zusammengesunkenen Mann. Er erwies sich als ein wohlbekannter und anscheinend vermögender Börsenmakler namens Emmett. Der Mann war tot. In seinem geschwollenen Gesicht befanden sich zwei winzige Wunden, nicht größer als zwei Punkte. Und die wissenschaftliche Größe, die deshalb konsultiert wurde, erklärte, daß der Mann an einem Schlangenbiß, und zwar an dem Biß einer besonders giftigen Schlange, gestorben sei. Die Nacht war frostig, der Mann war - ohne Begleitung - im Theater gewesen. Sein Chauffeur berichtete, er habe seinen Herrn in bester Verfassung an der Türschwelle verlassen. Der Schlüssel, den man in der Hand des Toten fand, bewies, daß er gebissen worden war, noch ehe das Auto umgedreht hatte. Als seine Hinterlassenschaft geprüft wurde, stellte es sich heraus, daß der Mann hoffnungslos insolvent war. Riesige Summen, die von seiner Bank abgehoben worden waren, waren spurlos verschwunden. Die Polizei stand vor einem Rätsel.

London hatte sich kaum von diesem bestürzenden Fall erholt,

als die Schlange zum zweiten Male zupackte. Dieses Mal geschah es in einer offenen Straße und traf ein Opfer aus den niedrigeren Klassen, aber keins mit einer makellosen Vergangenheit; einen ehemaligen Zuchthaussträfling namens Sirk, einen mittel- und obdachlosen Heruntergekommenen. Ein Parkaufseher im Hydepark hatte ihn in der Nähe der Achillesstatue zusammenbrechen sehen. Als ihn der Aufseher erreichte, war er tot. Von einer Schlange keine Spur. Es war auch sonst niemand in seiner unmittelbaren Nähe. Dieses Mal hatte die Schlange ihre Spur am Handgelenk hinterlassen – zwei winzige, nadelstichgroße Wunden, nahe beieinander.

Einen Monat später fiel ihr ein dritter Mann zum Opfer, ein Angestellter der Bank von England, ein geachteter Mann. Man hatte ihn in einem Untergrundbahnzug vornüberfallen sehen. Als man ihn ins Krankenhaus gebracht hatte, fand man, daß er inzwischen verschieden war – wieder an den Folgen eines Schlangenbisses.

So wurde die Schlange zum täglichen Schreckensgespenst, und ihre unheimliche Berühmtheit fand ihren Weg bis zur Heavytree-Farm.

»Blech!« rief Mirabelle; trotzdem überlief sie ein Schauer. »Alma, ich wünsche, du würdest dir diese unheimlichen Geschichten nicht in deinem Merkbuch aufbewahren.«

»Aber sie sind Leben!« erwiderte Alma nüchtern. »Wann willst du die Stelle antreten?«

Mirabelle lachte.

»Sofort – indem ich mich zunächst darum bewerbe.« Sie war eine praktische Person. »Und ehe du deine Kisten zu packen brauchst, ist es noch sehr lange hin.«

Eine Stunde später fing sie den Dorfbriefträger ab und gab ihm einen Brief mit.

Das bedeutete den Anfang eines Abenteuers, das viele Menschenleben und Schicksale umfaßte, das die Drei Gerechten

an den Rand der Auflösung ihres Bundes brachte, und das eines Tages den Mittelpunkt Londons in ein Schlachtfeld verwandeln sollte.

Zwei Tage nach der Absendung dieses Briefes kam die Antwort; in Schreibmaschinenschrift, in einem überraschend persönlichen Stil und an manchen Stellen mit merkwürdigen Wendungen. Die Erklärung dafür befand sich am Kopf des Briefbogens:

Oberzohn & Smitts, Kaufleute und Exporteure

Am dritten Tage verließ Mirabelle Leicester in London einen Omnibus und betrat durch die nichts weniger als imponierende Tür ein Geschäftshaus; ein fraglustiger Chauffeur, der sie beobachtete, folgte ihr und holte sie in der Vorhalle ein.

»Entschuldigen Sie, Madam! ... Sind Sie Mrs. Carter?«

Nun sah Mirabelle durchaus nicht wie die Frau Irgendjemand aus.

»Nein!« antwortete sie und nannte ihren Namen.

»Aber Sie sind doch die Dame aus Hereford ... Sie wohnen mit Ihrer Mutter am Telford-Park ...?«

Der Mann war so aufgeregt, daß sie sich über seine Zudringlichkeit nicht ärgerte. Allem Anschein nach hatte er Anweisung, eine ihm Unbekannte zu treffen und fürchtete, sie zu verfehlen.

»Sie sind im Irrtum ... Ich wohne auf Heavytree-Farm, Daynham ... mit meiner Tante zusammen.«

»Heißt sie Carter?«

Mirabelle lachte.

»Miss Alma Goddard ... Sind Sie nun zufrieden?«

»Dann sind Sie nicht die Dame, mein Fräulein; ich soll auf sie warten, um sie mitzunehmen.«

Der Fahrer zog sich unter Entschuldigungen zurück.

Das junge Mädchen wartete zehn Minuten in dem zierlichen Wartezimmer, ehe der blasse Jüngling mit dem borstigen, in die Höhe stehenden Haar und mit der riesigen Brille ohne Einfassung wiederkam. Sein Gesicht schaute breit, ausdruckslos und ungesund drein.

Mirabelle fiel der sonderbare Umstand auf, daß jeder Mann, den sie im Kontor sah, von demselben Schlage war. Große, schwerkgebaute Leute, die den Eindruck erweckten, als seien sie von einer außerordentlich dringlichen Arbeit abgerufen worden, um sich mit ihrer eigenen belanglosen Nachfrage zu beschäftigen. Stumme Männer, die sie durch dicke Brillengläser anstarrten und nickten oder ihre Köpfe schüttelten. Mirabelle erwartete, Ausländer in den Kontoren von Oberzohn & Smitts anzutreffen; Deutsche, dachte sie und war erstaunt, später zu entdecken, daß alle, Chef wie Angestellte, größtenteils Schweden waren.

Der blasse Jüngling schwieg, getreu den Grundsätzen seiner Firma. Er bat sie mit einem kleinen Ruck seines Kopfes, ihm zu folgen; sie kam in ein größeres Zimmer, in dem ein halbes Dutzend Männer an ebenso vielen Pulten saßen und wahnsinnig drauflosschrieben; da sie meist kurzsichtig waren, klebten ihre Nasen wie festgeleimt auf den Papieren und Büchern, die ihre Aufmerksamkeit beanspruchten. Niemand sah auf, als Mirabelle durch das hüfthohe Türchen in der Schranke trat, die den Besucher von den Angestellten trennte. An der Wand, zwischen zwei Fenstern, hing eine Karte von Afrika mit großen, grünen Flecken. In einer Ecke des Zimmers war ein Dutzend massive Elefantenzähne aufgestapelt; von jedem hing ein Etikett herunter. Auf dem einen Fensterbrett stand ein Glaskasten mit dem Modell eines Dampfschiffes und auf einem anderen ein roh geschnitztes hölzernes Götzenbild eingeborener Machart.

Der Jüngling blieb vor einer schweren Tür aus Rosenholz stehen und klopfte. Als eine tiefe Stimme antwortete, stieß er die Tür auf, trat beiseite und ließ Mirabelle vorangehen.

Mirabelle betrat einen Riesenraum; das war die Bezeichnung, die sich ihr für diese Raumverhältnisse als am passendsten aufdrängte. Die ungeheure Leere wurde noch durch einen fast absoluten Mangel an Mobiliar unterstrichen. Ein sehr kleiner Ebenholzschreibtisch, zwei sehr kleine Stühle und ein langer, schmaler, schwarzer, in eine Nische eingelassener Schrank war alles an Möbeln, was sie erblicken konnte. Die hohen Wände waren mit einer Goldtapete bekleidet. Vier ziegelrote Balken liefen quer über die schwarze Decke – der Fußboden war von einem tief purpurfarbigen Teppich vollständig bedeckt. Auf dem Sims über dem Kamin lag etwas, das wie eine zusammengerollte Landkarte aussah; von der Leiste hing eine lange, dünne Schnur herab, die in einer Quaste endete.

Das Zimmer mit seinem vollständigen Mangel an notwendigster Bequemlichkeit war ein so unerwarteter Anblick für die junge Dame, daß sie abwechselnd von den leeren Wänden zur Decke starrte, bis sie bemerkte, daß ihr Führer ihr mit eindringlicher Gebärde Zeichen gab. Dann ging sie auf den Mann zu, der mit seinem Rücken dem winzigen Feuerchen zugewandt stand, das in einem silbernen Kohlenbecken brannte.

Er war groß und grau; ihr erster Eindruck war der, daß er eine ungeheuer hohe Stirn hatte. Das blasse Gesicht war lang, und beim Näherkommen sah sie, daß es von unzähligen Runzeln und Furchen bedeckt war. Sie glaubte einen Fünzfziger vor sich zu haben; aber als er zu sprechen begann, wußte sie, daß er viel älter war.

»Miss Mirabelle Leicester?«

Im großen und ganzen war sein Englisch nicht vollkommen, seine Redeweise umständlich; er stieß etwas mit der Zunge an.

»Bitte, nehmen Sie Platz! Ich bin Doktor Erik Oberzohn. Ich bin kein Deutscher. Ich bewundere die Deutschen, aber ich bin Schwede. Ich hoffe, Sie überzeugt zu haben.«

Sie lachte, und wenn Mirabelle Leicester lachte, vergaßen

auch weniger empfängliche Männer als Dr. Erik Oberzohn alles andere.

Sie war nicht sehr groß – wenigstens erweckte ihre Schlankheit und ihre vollkommen ebenmäßige Gestalt diesen Eindruck. In ihrem Gesicht und in ihren klaren grauen Augen lag etwas, das an Landleben erinnerte. Sie gehörte in die Obstgärten, wo die Apfelblüte wie dichter Schnee auf den bloßen Zweigen lag; sie gehörte zu den kühlen Bächen, die geschwätzig unter Hagedornhecken dahineilten. Englisches Aprilsonnenlicht lag in ihren Augen und der Frühlingssamt ewig grüner Wiesen unter ihren Füßen.

Für Dr. Oberzohn war sie ein Mädchen in einem blauen Kostüm. Er sollte bemerken, daß sie einen kleinen Hut mit einem geraden Rand trug, der ihr Gesicht dort, wo sich ihre schöngeschwungenen Augenbrauen erhoben, mit einem Rahmen umgab.

»So setzen Sie sich doch! Sie haben eine wissenschaftliche Erziehung genossen?«

Mirabelle schüttelte den Kopf. »Die habe ich nicht«, bekannte sie bedauernd. »Aber in den Fächern, die Sie in Ihrer Anzeige erwähnten, habe ich meine Prüfung bestanden.«

»Aber Ihr Vater ...! Er war doch ein Gelehrter?«

Sie nickte ernst.

»Aber kein großer Gelehrter!« behauptete er. »England und Amerika sind gar nicht in der Lage, große Gelehrte hervorzubringen. Ah, reden Sie mir nicht von Ihren Edisons und Newtons! Das waren stumpfsinnige, erdenschwere Männer, mit großen Mängeln ... Das heilige Feuer fehlte ihnen.«

Sie war etwas betroffen, gleichzeitig lachte sie innerlich. Seine kühle Ablehnung von Männern, die in der Welt der Wissenschaft verehrt wurden, war sichtlich aufrichtig.

»Lassen Sie uns von Ihnen selbst plaudern!«

Er nahm auf dem ungepolsterten Stuhl mit steiler Rückenlehne an dem kleinen Schreibtisch Platz.

»Ich fürchte, ich kann Ihnen nur wenig über mich mitteilen, Doktor Oberzohn. Ich wohne bei meiner Tante auf Heavytree-Farm in Gloucester, und wir haben eine Wohnung in Doughty-Court. Tante und ich haben ein kleines Einkommen ..., und ich denke, das ist ungefähr alles, was ich Ihnen sagen kann.«

»Fahren Sie nur, bitte, fort!« befahl er. »Erzählen Sie mir von den Empfindungen, die Sie hatten, als Sie meinen Brief erhielten. Ich möchte Ihre geistige und seelische Struktur kennenlernen. Auf diese Weise bilde ich mir mein Urteil; so habe ich mein ungeheures Vermögen erworben: durch die Analyse der menschlichen Seele.«

Sie hatte viele Prüfungen erwartet: eine Prüfung in den Elementarfächern, möglicherweise eine Prüfung im Maschinenschreiben, die sie am meisten fürchtete; aber keinen Augenblick hatte sie sich beim Empfang der an gewählten Wendungen reichen Aufforderung, sich in den Stadtkontoren von Oberzohn & Smitts vorzustellen, träumen lassen, daß diese Vorstellung zu einem Versuch in Psychoanalyse führen würde.

»Ich kann nur sagen, daß ich überrascht war«, antwortete sie.

Wenn Oberzohn wirklich der Kenner der Menschenseele gewesen wäre, der er zu sein vorgab, hätte ihm die harte Linie, die sich jetzt um ihren Mund grub, manches gesagt.

»Natürlich veranlaßte mich das Gehalt ... Zehn Pfund Sterling die Woche ist eine so reichliche Bezahlung, daß ich mir nicht denken kann, daß ich mich für die Stellung eigne ...«

»Sie *eignen* sich dafür!« Oberzohns scharfe Stimme wurde noch kreischender, als er ihr das eindrücklich sagte. »Ich brauche eine Sekretärin für das Laboratorium. Sie qualifizieren sich dafür ...«, er zögerte und fuhr dann fort, »schon, weil Sie von einem gelehrten Vater abstammen. Auch ...«, wieder zögerte er den Bruchteil einer Sekunde, »auf Grund Ihrer

Allgemeinbildung. Ihre Pflichten werden bald beginnen.« Er wies mit seiner langen mageren Hand nach der Tür in der Ecke des Zimmers hin. »Sie werden Ihre Stellung sofort antreten!«

Das lange Gesicht, die lächerlich hohe Stirn, die knollige Nase, der breite, schiefe Mund, alle schienen zusammenzuarbeiten, wenn er sprach. Einen Augenblick lang war seine Stirn voller Falten und Runzeln, im nächsten war sie verhältnismäßig glatt. Die Spitze seiner Nase tauchte bei jedem Wort auf und nieder, nur seine kleinen, tiefliegenden Augen blieben fest und starr auf sie gerichtet.

Sie hatte Augen wie diese schon früher gesehen; braune, leidenschaftliche Augen. An was, an wen erinnerten sie sie?

Seine letzten Worte jagten ihr fast Furcht ein.

»Oh, es ist ganz unmöglich, daß ich heute meine Stellung hier antrete«, sagte sie zitternd.

»Heute oder niemals!« erklärte er bestimmt.

Sie stand vor der Wahl. Das Gehalt war mehr als erwünscht, es war bitter notwendig. Die Farm machte sich kaum bezahlt, denn Alma war nicht die beste Wirtschafterin. Das Einkommen verminderte sich mehr und mehr. Im vergangenen Jahre hatte die Gesellschaft, in der ihr kleines Vermögen angelegt war, keine Dividenden gezahlt, und Mirabelle hatte auf ihre Schweizer Reise verzichten müssen. Es hieß die Zähne zusammenbeißen. Sie *mußte* zu einem Entschluß kommen.

»Ich werde die Stellung sofort antreten.«

»Schön! Ich wünsche das!«

Noch immer redete er zu ihr, als ob sie eine öffentliche Versammlung wäre. Dann erhob er sich von seinem Stuhl und öffnete die kleine Tür, die in ein kleineres Zimmer führte.

Sie hatte wohl schon Laboratorien gesehen, aber keins war so wundervoll ausgerüstet wie dieses. Reihenweise standen da weiße Porzellankrüge und Flaschen aus geschliffenem Kristall.

Eine Bank lief das Zimmer entlang, auf der Apparate jeglicher Art ordnungsgemäß aufgestellt waren. In der Mitte des Zimmers befand sich ein großer, mit einer Glasplatte gedeckter Tisch, und darauf standen, unter staubdichtem Glas, die empfindlichsten Instrumente; von Waagen angefangen, die auf das Gewicht eines Staubkörnchens reagierten, bis zu elektrischen Maschinen, die so kompliziert waren, daß Mirabelle bei deren Anblick vollständig ihren Mut verlor.

»Was habe ich zu tun?« fragte sie niedergeschlagen.

Jedes Ding hier war ihr wunderbar neu; sie war überzeugt, sie würde einen dieser Krüge oder eine der Büchsen fallen lassen – ihr ganzes aus dem Laboratorium ihrer Schule stammendes Wissen war plötzlich versiegt; nichts davon war auf einmal übriggeblieben.

»Was Sie machen sollen ...?«

Sonderbar genug, der Doktor schien das im Augenblick ebensowenig zu wissen wie das junge Mädchen.

»Erst ... die Mengen feststellen. In jeder Flasche befindet sich eine bestimmte Menge. Wieviel? Wer weiß? Die letzte Sekretärin war liederlich, dumm. Sie führte kein Buch. Manchmal suche ich etwas, es ist nicht da. Alles fort. Das ist sehr traurig.«

»Sie wünschen also, daß ich den Bestand aufnehme?«

Mirabelles Hoffnungen belebten sich etwas bei der Einfachheit dieser Aufgabe.

Gewichte und Maße gab es genug. Diese standen in einer Reihe, wie eine Abteilung Soldaten nach ihrer Größe geordnet. Alles war sehr neu, sehr sauber. Ein Geruch von trocknender Emaillefarbe herrschte im Raum, als ob man das Zimmer eben frisch gestrichen hatte.

»Das ist alles!« sagte der Mann mit dem langen Gesicht.

Er holte aus seinem Rock eine große Brieftasche und gab ihr

zwei zerknitterte Banknoten.

»Zehn Pfund!« bemerkte er kurz. »Wir zahlen pränumerando. Über noch etwas möchte ich mich gern informieren. Befindet sich Ihre Tante in London?«

Mirabelle schüttelte den Kopf.

»Nein, sie befindet sich noch auf dem Lande. Ich beabsichtige heute nachmittag zurückzufahren, und wenn ich die Stelle erhalte, wollten wir morgen in die Stadt kommen.«

Er warf seine dicken Lippen auf.

Sie betrachtete gefesselt seine nachdenklich gerunzelte Stirn.

»Es würde Ihre Tante sehr beunruhigen, wenn Sie heute nacht in London blieben – wie?«

Sie lächelte und schüttelte den Kopf.

»Ich glaube nicht. Ich werde in unserer Stadtwohnung bleiben. Ich habe mich dort oft allein aufgehalten, aber sogar das wird nicht einmal notwendig sein. Ich werde ihr telegrafieren, sie solle mit dem nächsten Zug herkommen.«

»Warten Sie!«

Er machte eine majestätische Handbewegung und hastete in sein Zimmer zurück. Er kehrte mit einigen Telegrammformularen zurück.

»Setzen Sie Ihr Telegramm auf!« befahl er. »Einer der Angestellten soll es sofort zur Post bringen.«

Dankbar nahm sie die Formulare.

»Ich danke Ihnen.«

Mr. Oberzohn verbeugte sich, ging zur Tür und verbeugte sich nochmals. Dann schloß sich die Tür hinter ihm.

Zum Glück für ihren seelischen Frieden hatte Mirabelle keine Veranlassung, ihren Prinzipal zu fragen oder die Tür zu öffnen. Hätte sie das getan, so würde sie entdeckt haben, daß die Tür verschlossen war.

Und was das Telegramm anbetraf, das sie aufgesetzt hatte? Das war im Feuer in Oberzohns Zimmer zu einem kleinen Häufchen schwarzer Asche verbrannt.

2

Die Nummer 233 in der Curzon-Straße war ein kleines Haus. Sogar der enthusiastischste Grundstücksmakler hätte es nicht fertiggebracht, die Größenverhältnisse des Hauses mit Begeisterung zu beschreiben, und wenn sein eigenes Seelenheil davon abgehangen hätte. Er hätte sich über seine kleinen Kostbarkeiten verbreiten können, ehrfürchtig auf seine historische Vergangenheit hindeuten, wahrheitsgemäß von seiner Zentralheizung und seinen elektrischen Anlagen berichten können. Aber wenn er ein ehrlicher Mann war, durfte seine Darstellung nur den Eindruck erwecken, daß Nummer 233 zu den kleinen Häusern gehörte.

Das Haus wurde von zwei modernen Herrenhäusern flankiert, deren Bronze- und Glastüren nachts eine Flut von Licht durchließen. Beide Häuser überragten das bescheidene Dach ihres Nachbars um viele Stockwerke. Nummer 233 hatte das Aussehen eines kleinen Mannes, der zwischen eine große Volksmenge eingequetscht wird und unfähig ist, zu entinnen.

Für den Teil der Curzon-Straße, in dem es lag, war dieses Haus jedenfalls eine Beleidigung und in jedem außer in juristischem Sinne ein Unfug. Benachbarte Grundeigentümer und Pächter hatten an den gelehrten Richter des Bagatellengerichtshofes eine Bittschrift gerichtet, »er möge dem genannten George Manfred verbieten, ein Geschäft, nämlich die Triangel-Detektei, die sich in besagter Nummer 233, Curzon-Straße, im Stadtteil Westminster, in der Grafschaft Middlesex befinde, fortzuführen ...«

Aber der Richter hatte sich geweigert, dem Antrag stattzugeben.

In einem Beschluß, der eine Dritterspalte der ›Times‹ einnahm, hatte er der Auffassung Raum gegeben, daß ein Privatdetektiv viel eher eine Amtsperson als ein Geschäftsmann sei: eine Erkenntnis, die von jeher angefochten worden war und bis zum Jüngsten Tage umstritten sein wird. Der kleine silberne Triangel blieb also auch weiterhin an der Tür befestigt, und George Manfred fuhr fort, seine Klienten, deren Anzahl spärlich war, zu beraten; denn Manfred war vorsichtig genug, nur solche zu empfangen, die ihm ein großes Betätigungsfeld für sein Genie in Aussicht stellten.

Er war ein großer, auffallend hübscher Mann mit dem Gesicht eines Patriziers und den Schultern eines Athleten, und die ganze Curzon-Straße oder wenigstens die Bewohner, denen nichts entging, beobachteten, daß er zu allen Zeiten außerordentlich gut gekleidet ging.

Er war eine wandelnde Reklame für einen Schneider in der Hannover-Straße, der so auf der Höhe war, daß er bei dem bloßen Gedanken, überhaupt für sie Reklame zu machen, schon vor Schreck gestorben wäre.

Autoinsassen, die an einer belebten Straßenkreuzung aufgehalten wurden und einen Blick in seine Limousine warfen, sahen sein scharfgeschnittenes Profil und sein gebräuntes, männliches Gesicht und hielten ihn deshalb für einen Spezialisten aus der Harley-Straße. Gesellschaftlich näher traten ihm nur sehr wenige. Dr. Elver, der Polizeiarzt von Scotland Yard, pflegte ihn manchmal in der Curzon-Straße aufzusuchen und seine phantastischen Ansichten über die Schlange und ihr Auftreten zu äußern. Dann hörten George Manfred und seine Freunde wohl schweigend zu, aber sie boten ihm keine Hilfe an. Aber außer Elver und einem Polizeikommissar, einem sehr geheimnisvollen Manne, der sich in ganz unvorhergesehenen Augenblicken dort sehen ließ, um eine Pfeife zu rauchen und

von alten Zeiten zu sprechen, waren der gesellschaftlichen Besucher nur sehr wenige, und auch diese kamen nur in langen Zeitabständen.

In Wirklichkeit war sein Gentleman-Chauffeur besser bekannt als er selbst. In den Garagen, wo er das Auto unterstellte, nannte man ihn den ›Blitz‹. Es gab nur eine Meinung darüber, daß dieser Mann mit dem hageren Gesicht und dem unablässig suchenden Auge früher oder später mit jenem Schicksal zu rechnen hätte, das unausweichbar alle Chauffeure erwartet, die scharfe Ecken mit einer Geschwindigkeit von sechzig Kilometern die Stunde nehmen.

Wenige kannten Mr. Manfreds Hausmeister, einen finsternen Ausländer, etwas untersetzt und einfach aussehend. Er war ein Mann, der sehr wenig sprach, auch zur Köchin und den beiden Dienstmädchen nicht, die jeden Morgen um acht Uhr kamen und das Haus pünktlich um sechs wieder verließen; denn Mr. Manfred speiste zur Nacht meist außerhalb. Manfred annoncierte nur in mehr exklusiven Blättern und niemals unter seinem eigenen Namen. Keine Unterredung wurde ohne vorherige Rücksprache gewährt; so erwies sich die Ankunft Mr. Sam Barbertons nach jeder Richtung hin als eine Unregelmäßigkeit.

Gerade als die Mädchen das Haus verließen, klopfte er an die Tür, und da sie wenig von Manfred und seinen Gewohnheiten wußten, außer, daß er zum Frühstück weichgekochte Eier und Spinat liebte, gestatteten sie dem Fremden, in die Halle einzutreten, und hier fand ihn der eiligst von seinem Zimmer herbeigeholte schweigsame Hausmeister.

Der Besucher war ein knorriger untersetzter Mann mit einem ziegelroten Gesicht und mit einem Kopfe, der teils grau, teils kahl war. Sprache wie Anzug waren gleich unfein. Der Hausmeister sah, daß er kein gewöhnlicher Handwerker war, denn seine Schuhe waren von jener Art, die unter dem Namen ›Veldtschon‹ bekannt war: sie waren aus rohem Leder gefertigt

und stellenweise von der Sonne gebleicht.

»Ich wünsche den Boss dieses Triangels zu sprechen«, rief er mit lauter Stimme; seine Finger tauchten in seine Westentasche und brachten einen schmutzigen Zeitungsausschnitt zum Vorschein.

Der Hausmeister nahm ihm den Ausschnitt, ohne ein Wort zu sagen, ab. Der Ausschnitt stammte aus der Kap-Times – er würde das an den Typen und am Satz erkannt haben, auch wenn sich auf der Rückseite nicht die Hälfte einer Notiz über einen Kirchenbasar in Wynberg befunden hätte. Der Hausmeister beachtete solche Nebensächlichkeiten.

»Ich befürchte, Sie werden Mr. Manfred nicht ohne vorherige Abmachung sprechen können«, erwiderte er. Sprache und Stimme klangen unerwartet sanft bei einem so unverbindlich aussehenden Manne.

»Ich muß ihn sprechen! Und wenn ich die ganze Nacht hier sitzen soll!« antwortete der Mann hartnäckig und drückte seine Unerschütterlichkeit dadurch aus, daß er sich auf einem Stuhl in der Halle niederließ.

In dem Gesicht des Dieners zuckte kein Muskel. Es war unmöglich zu sagen, ob er ärgerlich war oder sich im stillen amüsierte.

»Ich habe das hier aus einer Zeitung herausgeschnitten, die ich auf der ›Benguella‹ sah – sie ging heute nachmittag bei Tilbury ins Dock –, und ich kam geradewegs hierher. Ich hätte es mir nicht einfallen lassen, überhaupt zu kommen, nur möchte ich faïres Spiel für alle haben, die es angeht. Dieser portugiesische Kerl – er hat 'nen Namen wie 'ne Zigarrensorte – Villa, jetzt hab' ich's! Was hat es für 'nen Zweck, nach London zu fahren, wenn man alles an Bord regeln kann? Aber portugiesische Mulatten! Du lieber Gott! Lieber mit Buschmännern zu tun haben! Buschmänner sind zivilisiert dagegen! Schauen Sie mal her!«

Ehe der Hausmeister begriff, was der Mann tat, hatte dieser einen seiner häßlichen Schuhe abgeschüttelt. Er trug weder Socke noch Strumpf und hatte die Fußsohle zum Zwecke der Besichtigung nach oben gekehrt. Sie war voll von schwieligen Narben, und der Hausmeister kannte deren Ursache.

»Portugiesen!« sagte der Besucher kurz, als er seine Schuhe wieder aufnahm. »Keine Nigger-Mulatten, ich gebe das zu. Sie sengten mir die Sohlen, um mich zum Reden zu bringen, und sie hätten mich abgemurkst, nur einer von diesen amerikanischen Branntweinhändlern kam ihnen dazwischen ... voll von Streitlust und Feuerwasser. Der brachte mich in die Stadt.«

»Wo war das?« fragte der Hausmeister.

»Mosamedes. Ich ging dort an Land, um mich mal umzusehen wie ein Narr. Ich war an Bord eines Woermannsdampfers, der nach Boma ging. Der Kapitän war zwar ein Rauhbein, aber ein aufrechter Mensch ... er warnte mich.«

»Und was wollten sie aus Ihnen herauskriegen?«

Der Besucher schielte den Fragesteller argwöhnisch an.

»Sind Sie der Boss?«

»Nein, ich bin Mr. Manfreds Hausmeister, Butler. Wen soll ich melden?«

»Barberton ... Mr. Samuel Barberton. Sagen Sie ihm, ich möchte, er solle gewisse Dinge für mich herausfinden. Die Adresse einer jungen Dame ... Miss Mirabelle Leicester heißt sie. Und ich möchte dem Boss auch etwas mitteilen. Diese portugiesischen Mulatten besoffen sich eines Nachts und quasselten über ein Fort, das sie in England hätten. Es sieht wie ein Haus aus, aber es ist eine Festung ... er hat sich dorthin begeben ...«

Nein, der Mann war nicht betrunken. Der Hausmeister bückte sich, als ob er ein Streichholz vom Boden aufheben wollte, und näherte dabei unauffällig seinen Kopf dem des Besuchers.

Dieser roch zwar stark nach Tabak, aber nicht nach Alkohol.

»Wollen Sie so gut sein und warten?« fragte der Hausmeister und verschwand auf der Treppe.

Nicht lange danach kehrte er bis zur untersten Stufe zurück und bat Mr. Barberton, ihm zu folgen. Der Besucher wurde in ein Frontzimmer des Hauses geführt: in einen kleinen Raum, der durch die langen grauen Plüschvorhänge hinter dem Empireschreibtisch, an dem Manfred stand, noch kleiner erschien.

»Mr. Barberton, Sir!« meldete der Hausmeister, verbeugte sich und ging.

»Nehmen Sie Platz, Mr. Barberton!« Manfred wies auf einen Stuhl und nahm selbst Platz.

»Mein Hausmeister sagt mir, Sie hätten mir eine wirklich aufregende Geschichte zu erzählen ... Sie sind aus Kapstadt?«

»Nein, das bin ich nicht. Ich habe Kapstadt nie in meinem Leben gesehen.«

Der Mann hinter dem Schreibtisch nickte.

»Nun, wollen Sie mir sagen ...«

»Ich werde Ihnen nicht viel sagen«, kam die überraschend derbe Antwort. »Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich einem Fremden etwas anvertraue, was ich nicht einmal Elijah Washington mitteilen würde, und er hat mein Leben gerettet.«

Manfred verriet keine Empfindlichkeit gegen diese vorsichtige Haltung. Er hatte in diesem Zimmer schon viele Klienten gehabt, die ihre Abneigung gezeigt hatten, ihn als ihren Vertrauten anzusehen. Dennoch hatte er das Gefühl, daß dieser Mann, im Gegensatz zu allen übrigen, bis zum Ende hart wie ein Diamant bleiben würde. Aber er war neugierig, den wahren Grund seines Besuches zu erfahren.

Barberton zog seinen Stuhl näher an den Schreibtisch heran und stützte seine Ellbogen auf dessen Rand.

»Die Sache ist die, Mister. Wie heißen Sie? ... Da ist ein gewisses Geheimnis, das nicht nur mein eigenes ist und wieder auch nur mir allein gehört. Es ist ein Haufen Geld wert. Mr. Elijah Washington wußte das und versuchte, mich auszupumpen, und Villa brachte eine Bande Kruleute dazu, mir die Füße zu sengen, aber noch habe ich nichts verraten. Was ich will, ist, daß Sie Miss Mirabelle Leicester auffinden. Und ich möchte sie schnell finden, denn es sind nur noch zwei Wochen, bis die Gegenpartei anfängt, sich zu rühren ... Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen ... Villa hat ihr sicher gekabelt, und nach seinen Äußerungen brennt sie darauf.«

Mr. Manfred lehnte sich in seinem Polsterstuhl zurück. Der Schimmer eines vergnügten Lächelns stahl sich in seine grauen Augen.

»Ich verstehe Sie also dahin, daß wir Miss Leicester für Sie finden sollen.«

Der Mann nickte energisch.

»Haben Sie die geringste Ahnung, wo sie zu finden ist? Hat sie irgendwelche Verwandten in England?« fragte Manfred.

»Ich weiß nicht«, unterbrach ihn der Mann. »Alles, was ich weiß, ist, daß sie hier lebt, und daß ihr Vater vor drei Jahren am 29. Mai –, bitte, notieren Sie sich das! – gestorben ist. Er starb in England, am 29. Mai.«

Das ist eine wichtige Nachricht und macht das Suchen leicht, dachte Manfred.

»Und Sie werden mir etwas Näheres über das Fort erzählen, nicht wahr?« äußerte Manfred, während er von seinen Notizen aufblickte.

Barberton zögerte.

»Das wollte ich«, gab er zu, »aber ich bin mir nicht sicher, ob ich das tun werde, ehe ich nicht die junge Dame gefunden habe. Und vergessen Sie nicht«, Barberton klopfte auf den

Schreibtisch zur Bekräftigung seiner Worte, »die Gesellschaft ist gefährlich!«

»Welche Gesellschaft?« fragte Manfred gut gelaunt. Er kannte manche ›Gesellschaft‹ und fragte sich, ob der Besucher vielleicht die meinte, die er selbst augenblicklich im Sinn hatte.

»Die Gesellschaft, von der ich rede«, antwortete Barberton, der sehr zögernd sprach und, augenscheinlich vor Angst, unwillkürlich sein Geheimnis zu verraten, jedes Wort abwog, ehe er es äußerte.

Damit schien sein Verlangen sein Ende erreicht zu haben, denn er erhob sich, stand ein wenig linkisch da und suchte in seiner Innentasche herum.

»Sie haben nichts zu bezahlen!« Manfred erriet die Absicht des Mannes. »Sobald wir den Aufenthalt von Miss Mirabelle Leicester festgestellt haben, werden wir Sie vielleicht ersuchen, uns die baren Auslagen zu erstatten.«

»Ich kann es mir leisten, zu bezahlen ...«, begann der Fremde.

»Und wir können uns gestatten, zu warten.« Wieder zeigte sich das vergnügte Lächeln in den unergründlichen Augen.

»Da ist noch etwas, wonach ich Sie fragen wollte. Sie wissen doch alles, was in diesem Lande passiert?«

»Nicht ganz!« antwortete der andere mit vollkommenem Ernst.

»Haben Sie jemals von den ›Vier Gerechten‹ gehört?«

Manfred neigte sich nach dem Manne hin, als ob er nicht richtig verstanden hätte. Die Frage überraschte ihn.

»Die Vier ...?«

»Die Vier Gerechten ...! In Wirklichkeit drei. Ich möchte mit diesen Vögeln gern in Berührung kommen.«

Manfred nickte. »Ich glaube, ich habe schon von ihnen gehört.«

»Sie halten sich augenblicklich irgendwo in England auf, sie haben einen Freispruch erwirkt. Ich ersah das aus der ›Kap-Times‹ ...! Das Stück, von dem ich die Annonce abriß.«

»Als ich zuletzt von ihnen hörte, waren sie in Spanien.« Manfred ging um den Schreibtisch herum und öffnete die Tür. »Warum wünschen Sie, zu diesen Leuten in Beziehung zu treten?«

»Weil die Bande Angst vor ihnen hat. *Darum!*« antwortete Barberton mit Nachdruck.

Manfred begleitete seinen Besucher bis an den Treppenabsatz.

»Sie haben es unterlassen, mich noch von etwas sehr Wichtigem in Kenntnis zu setzen«, bemerkte Manfred lächelnd, »und ich möchte nicht, daß Sie fortgehen, ohne mir das mitgeteilt zu haben. Wie lautet Ihre Adresse?«

»Petworth Hotel, Norfolk-Straße.«

Barberton stieg die Treppe hinunter; der Hausmeister wartete unten in der Halle, um ihn hinauszulassen. Und Mr. Barberton, der die unbestimmte Idee hatte, daß es in adeligen Häusern Sitte sei, irgend etwas Ähnliches zu tun, ließ eine Silbermünze in des Hausmeisters Hand gleiten.

Der finstere Mann murmelte einen Dank; seine Verbeugung war vielleicht ein wenig tiefer, seine Haltung etwas ehrerbietiger.

Er machte die Vordertür hinter dem Fremden zu und verschloß sie; dann ging er die Treppe langsam hinauf und in das Büro. Manfred saß an dem Empireschreibtisch und zündete sich eine Zigarette an. Der Chauffeur war hinter den grauen Plüschvorhängen hervorgetreten, um den Sitz einzunehmen, von dem Mr. Barberton aufgestanden war.

»Ein freigebiger Bursche ... hat mir eine halbe Krone gegeben«, sagte Poiccart, der Hausmeister. »Er gefällt mir, Manfred.«

»Ich wünschte, ich hätte seine Füße sehen können«, bemerkte der Chauffeur, dessen wahrer Name Leon Gonsalez war. Es klang bedauernd. »Er stammt aus West-Sussex, und in seiner Familie muß Irrsinn verbreitet sein. Die linke Schädelwand ist etwas eingedrückt, und das Gesicht unsymmetrisch.«

»Arme Seele!« murmelte Manfred und blies eine Rauchwolke gegen die Decke. »Es ist eine große Zumutung, Ihnen seine Freunde vorstellen zu müssen, Leo.«

»Glücklicherweise haben Sie keine Freunde«, antwortete dieser und langte eine Zigarette aus dem Etui auf dem Tisch. »Nun, was halten Sie von dem Geheimnis unseres Herrn Barberton?«

George Manfred schüttelte seinen Kopf.

»Seine Angaben waren etwas zu unbestimmt und etwas zusammenhanglos. Aber Ihr eigenes Geheimnis, Leo? Sie waren den ganzen Tag fort ...! Haben Sie eine Lösung gefunden?«

Gonsalez nickte.

»Barberton hat vor etwas Angst«, bemerkte Poiccart. »Er trug eine Schußwaffe zwischen Hosenbund und Weste ... Haben Sie das bemerkt?«

George nickte.

»Die erste Frage ist, wer ist oder wie heißt diese ›Gesellschaft? Frage zwei ist, wer und wo ist Miss Mirabelle Leicester? Frage drei ist, warum versengten sie Barbertons Fußsohlen ...? Das ist wohl alles, glaube ich.«

Das scharfgeschnittene Gesicht Gonsalez' schob sich aus einer Rauchwolke.

»Ich werde die meisten dieser Fragen beantworten und zwei Fragen mehr stellen. Mirabelle Leicester nahm heute eine Stellung bei Oberzohns an, als Laboratoriumssekretärin!«

George Manfreds Gesicht umdüsterte sich.

»Laboratorium? Ich wußte nicht, daß er eins besitzt.«

»Er hatte auch keins – bis vor drei Tagen ...! Es wurde innerhalb zweiundsiebzig Stunden von Fachleuten ausgerüstet, die Tag und Nacht arbeiteten. Die Anlagen kosten sechzehnhundert Pfund, und es wurde geschaffen, um Oberzohn einen Grund für das Engagement Mirabelle Leicesters zu geben. Sie schickten mich los, um die merkwürdige Annonce aufzuklären, die uns alle am Montag beschäftigte – hier haben Sie die Aufklärung. Die Annonce hatte den Zweck, unsere Miss Leicester in Oberzohns Haus zu bringen. Als wir entdeckten, daß Oberzohn die Annonce hatte einsetzen lassen, waren wir uns darüber einig, daß der Mann damit ein dunkles Ziel verfolge ... Ich habe sein Kontor zwei Tage lang überwacht, und sie war der einzige Bewerber um die Stellung und ihr Brief der einzige, der beantwortet wurde. Oberzohn frühstückte mit ihr im Ritz-Carlton ... sie schläft heute nacht in Chester-Square.«

Das darauf eingetretene Schweigen wurde von Poiccart unterbrochen.

»Und welche Fragen haben Sie zu stellen?« fragte er sanft.

»Ich glaube sie zu kennen«, antwortete Manfred vor sich hin nickend. »Die Frage lautet: Wie lange hat Mr. Samuel Barberton noch zu leben?«

»Getroffen!« sagte Gonzalez mit Befriedigung. »Sie fangen an, die Mentalität Oberzohns zu begreifen.«

3

Der Mann, der an jenem Morgen ohne Anmeldung in Dr. Oberzohns Privatkontor trat, sah aus, als ob er eben aus den Seiten eines Modemagazins käme. Für ein Kennerauge war alles zu aufdringlich neu an ihm. Seine limonenenfarbigen Handschuhe, seine blendenden Schuhe, der Glanz seines Zylinders, die geradezu peinliche Korrektheit, das Taschentuch

sehen zu lassen, wären sogar in Ascot-Paddock beim Rennen um den Großen Preis aufgefallen.

Er sah gut aus, hatte ein glattes, wenn auch ein wenig plumpes Gesicht, trug einen gelbbraunen Schnurrbart und ein Monokel.

Leute, die Hauptmann Monty Newton nicht leiden konnten – und ihrer gab es eine ganze Anzahl –, behaupteten von ihm, er habe den Ehrgeiz, den Eindruck zu erzielen, den ein Soldat auf ein Hausmädchen mache. Sie sagten das nicht öffentlich, denn er war ein Mann, den man eher umschmeicheln als beleidigen durfte. Er besaß Vermögen, ein Gut auf dem Lande, ein Haus am Chester-Square und eine ganze Auswahl Autos. Er war Mitglied mehrerer Klubs, deren Vorstände niemals über ihn sprachen, ohne seine Wahl in den Klub mit dem zur Kriegszeit gegen einen Soldaten geübten Entgegenkommen zu entschuldigen. Niemand wußte, wie er zu seinem Vermögen gekommen, oder, wenn er es geerbt hatte, wessen Erbe er war. Er gab große Gesellschaften, spielte gut Karten und hatte darin ungewöhnliches Glück, besonders, wenn er der Wirt war und nach einem jener glänzenden Dinners, die er in seinem hochherrschaftlichen Hause am Chester-Square gab, die Bank hielt.

»Guten Morgen, Oberzohn! Wie geht es Smitts?«

Das war sein Lieblingswitz, denn es gab keinen Smitts, und es hatte auch seit 1896 keinen Smitts mehr in der Firma gegeben.

Der Doktor schrieb an einem Telegramm; jetzt sah er auf.

»Guten Morgen, Hauptmann Newton!« antwortete er steif.

Newton ging hinter seinem Rücken vorbei und las dabei den Inhalt des Telegramms. Es war an eine »Miss Alma Goddard, Heavytree-Farm, Daynham, Gloucester« gerichtet und lautete:

»Habe die feine Stellung erhalten. Kann unmöglich schnell heute nacht zurückkehren. Schlafe in unserer hübschen Wohnung in Doughty-Hof. Komme nicht eher hierher, bis ich nach dir schicke! Miss Mirabelle Leicester.«

»Sie ist hier? Wirklich?«

Hauptmann Newton schielte nach der Tür zum Laboratorium.

»Das Telegramm werden Sie doch nicht abschicken? ›Miss Mirabelle Leicester‹. ›Unmöglich schnell heute nacht zurückkehren!‹ Sie könnte es in einer Minute umstürzen. Wer ist Alma Goddard?«

»Die Tante«, erwiderte Oberzohn. »Ich beabsichtigte nicht, es abzusenden, ehe Sie es gesehen hatten. Mein Englisch ist zu korrekt.«

Er machte für Hauptmann Newton Platz. Dieser nahm einen Bogen Papier aus dem Fach, stellte behutsam seinen Zylinder darauf, zog seine Handschuhe aus, legte sie in den Zylinder, setzte sich auf den Stuhl, von dem der alte Mann aufgestanden war, zog die Knie seiner tadellosen Beinkleider herauf, riß das oberste Telegrammformular ab und schrieb die Adresse:

»Stellung erhalten. Hurra! Bemüh' dich nicht, 'raufzukommen, bis ich eingerichtet bin. Werde wie gewöhnlich in Stadtwohnung schlafen. Zu beschäftigt, um mehr zu schreiben. Halte meine Post dort. – Mirabelle«

»So ist's besser!« sagte Hauptmann Newton, indem er sein Werk mit Genugtuung überflog. »Los! Schicken Sie's ab!«

Er stand auf und spreizte seine Beine vor dem Feuer aus. »Das Schwierigste dürfte sein, die junge Dame zu überreden, nach Chester-Square zu kommen«, meinte er.

»Mein eigenes kleines Haus ...«, begann Oberzohn.

»... würde sie zu Tode erschrecken«, antwortete Newton laut auflachend. »Der Hundestall! Nein! Chester-Square oder nirgends. Ich werde Hanne oder eine von den Mädels veranlassen, hier vorzusprechen und sich bei ihr einzuschmeicheln. Wann läuft die ›Benguella‹ ein?«

»Heute nachmittag. Der Mann hat durch Funkspruch Zimmer im Petworth-Hotel bestellt.«

»Norfolk-Straße ... Hm! Einer Ihrer jungen Leute kann ihn aufstöbern und ihn im Auge behalten. Lisa? Um so besser. Die Sorte fällt auf Weiber 'rein. Ich glaube, er hat jahrelang kein weißes Weib gesehen. Sie sollten Villa 'rausschmeißen! Rohes Vieh. Natürlich wird der Mann jetzt auf seiner Hut sein.«

»Villa ist mein bester Mann an der Küste«, bellte Oberzohn wütend. Nichts verletzte seine erstaunlich große Eitelkeit an ihren empfindlichsten Stellen so schnell wie eine Anzweiflung seiner organisatorischen Fähigkeiten.

»Was macht das Geschäft?«

Hauptmann Newton holte eine lange Spitze aus Ebenholz aus seiner Tasche, öffnete ein Platinetui und zündete sich eine Zigarette an.

»Slächt.« Wenn sich Oberzohn ärgerte, litt seine Aussprache darunter. »Nichts als Spesen.«

Oberzohn & Smitts hatten früher einmal ungeheure Gewinne aus dem Verkauf synthetischen Alkohols gezogen. Unter anderem trieben sie auch Handel an der afrikanischen Westküste. Sie kauften Gummi und Elfenbein und bezahlten mit Schnaps. Sie verkauften im geheimen Schußwaffen, zettelten Kriege zwischen den Stämmen an, um ihren Gewinn zu vermehren, und hatten, ihrer Heimat näher, mindestens zwei portugiesische Revolutionen finanziert. Mit dem Anwachsen ihres Vermögens hatte sich auch ihr Unternehmungsgeist ausgedehnt. Gewehre auf Gewehre verließen die belgischen und französischen Fabriken, für die kurdischen Insurgenten, für ehrgeizige chinesische Generale und für südamerikanische Politiker. Es gab kein Land in der Welt, das nicht einem Agenten von Oberzohn & Smitts Gastfreundschaft gewährte – und solche Vertreter kosten viel Geld. Gerade augenblicklich war die Welt beunruhigend friedlich gestimmt. Eine Revolution in Venezuela hatte einen höchst schmachvollen Mißerfolg gehabt, und Oberzohn & Smitts waren zwei Schiffsladungen

todbringender Waffen nicht bezahlt worden. Ein General hatte sie bestellt, aber zwei Tage nachdem diese Waffen gelandet wurden, wurde er gegen eine Ziegelmauer gestellt und von den Soldaten der Regierung, gegen die er sich im Aufstand befand, auf der Stelle niedergeknallt.

»Aber das soll nichts ausmachen.« Oberzohn stieß schlechte Handelsgeschäfte mit einer Handbewegung aus der Reihe der ausschlaggebenden Faktoren in seinem Leben. »Das hier wird gelingen, und dann werde ich frei sein, um zu bestrafen gut ...«

»Gut zu bestrafen!« verbesserte der Sprachreiniger und strich sich den Bart. »Es ist doch blödsinnig. Sie haben Manfred und Gonzalez und Poiccart im Kopf? Lassen Sie die in Ruh'! Sie sind nichts!«

»Nichts?« brüllte der Doktor, das blasse Gesicht plötzlich von Wut verzerrt. »In Ruh' soll ich sie lassen? Und mein Bruder? Im Himmel! Als heiliger Märtyrer ...!«

Er drehte sich hastig um, packte die seidene Quaste der Schnur über dem Kamin und zog daran. Nicht eine Landkarte, sondern ein Bild kam zum Vorschein. Das Bild war nach einer Fotografie gemalt worden, und zwar von einem Künstler, der auf das Malen farbenfreudiger Schilder eingestellt war, wie sie vor jeder Bude und auf jedem Landjahrmarkt hängen. In dieser Auffassung war die Sudelei eine schreiende Ungereimtheit. Trotzdem übertraf es in Dr. Oberzohns Augen selbst die Meisterwerke des Prado an Schönheit. Es war ein lebensgroßes Bild eines Mannes in einem Gehrock. Er lehnte gegen eine Säule, in einer Stellung, die billige Fotografen für den Gipfel der Anmut halten. Sein breites Gesicht war brutal und dumm, obwohl der Maler es zu idealisieren versucht hatte. Die karminroten Lippen waren zu einem blöden Lächeln geöffnet. In einer Hand hielt er eine Papierrolle, in der anderen Hand einen Derbyhut, der beträchtlich verzeichnet war.

»Mein Bruder!« Dr. Oberzohn würgte. »Mein angebeteter

Bruder! Adolf ... ermordet! Von den sogenannten ›Drei Gerechten‹ ...! Mein *Bruder!*«

»Sehr interessant!« murmelte Hauptmann Newton, der sich nicht einmal die Mühe gab, aufzusehen. Er schnippte die Asche von seiner Zigarette in das Feuer und schwieg.

Es war richtig, Adolf Oberzohn war von Leon Gonsalez erschossen worden; diese Tatsache konnte nicht bestritten werden. Daß Adolf im Augenblick seines Todes versucht hatte, die großen Gewinne einzuheimsen, die denen winken, die einen gewissen verworfenen Handel zwischen Europa und den südamerikanischen Staaten treiben, stand außer Frage.

Es handelte sich damals um ein Mädchen. Leon verfolgte seinen Mann bis nach Portoriko und traf mit ihm in dem Café ›Zu den sieben Tugenden‹ zusammen. Adolf war von Hause aus ein guter Schütze und schoß zuerst – und starb zuerst. Das war Adolf Oberzohns Geschichte. Die Geschichte eines Mädchens, das Leon Gonsalez nach Europa zurückschmuggelte, gehört auf ein anderes Blatt. Sie verliebte sich in ihren Retter und machte ihn krank vor Angst.

Dr. Oberzohn ließ die Bilderrolle wieder zurückschnellen, schnaubte sich laut die Nase und drückte die Tränen aus seinen farblosen Augen.

»Ja, sehr traurig, sehr traurig!« bemerkte der Hauptmann munter. »Nun, und das Mädel? Keine Rauheiten oder Roheiten mit ihr! Sie verstehen mich, Erik? Ich wünsche die Angelegenheit fein säuberlich erledigt zu sehen. Und jagen Sie sich die Wanze wegen der ›Drei Gerechten‹ aus dem Schädel! Die haben gar nichts damit zu tun! Wenn ein Mann sich dazu erniedrigt, eine Privatdetektei zu betreiben, verdient er keine Beachtung. Sollten sie sich dreinmischen, werden wir nach allen Regeln der Kunst mit ihnen verfahren. Wissenschaftlich!«

Er schüttelte sich vor Lachen über seinen guten Witz. Es war ersichtlich, daß Hauptmann Newton von Oberzohn & Smitts

nicht abhängig war. Wenn er auch nicht der entscheidende Teilhaber war, dominierte er doch in dem Zweige, in dem er einst in einer untergeordneten Stellung gedient hatte. Er verdankte dem Tode Adolfs viel – und bedauerte niemals das Hinscheiden dieses widerlichen Menschen. Der Doktor öffnete eine Schublade seines Schreibtisches und nahm einen kleinen Merkbblock heraus; Newton ergriff einen Bleistift und schrieb darauf:

›An Mirabelle Leicester, durch Oberzohn (Telefon), London. Bedauere, kann heute nacht nicht nach London kommen. Schlafe nicht allein in der Wohnung! Habe Hanne Newton gedrahtet, dich heute nacht zu beherbergen. Sie wird dich aufsuchen. Alma.«

»Hier haben Sie's!« sagte der brave Hauptmann und übergab dem anderen den Block. »Die Nachricht kam heute nachmittag. Alle Telegramme an Oberzohn werden telefonisch durchgesprochen. Vergessen Sie das niemals!«

»Findiges Geschöpf!« Dr. Oberzohns Bewunderung artete beinahe in Verehrung aus.

»Nehmen Sie sie mit zum Lunch ... nach dem Lunch die Nachricht! Um vier Uhr, Johanna oder eines der anderen Mädels. Ausgewähltes Diner. Morgen das Kontor ... sachte, sachte! Überstürzen Sie diese Entwürfe, und Ihre Pläne krepieren wie ein Hund.«

Er schielte noch einmal zur Tür hin.

»Sie wird doch nicht herauskommen?« fragte er. »Verteufelt dämlich, wenn sie herauskäme und Miss Newtons Bruder sähe!«

»Ich habe die Tür zugeschlossen«, antwortete Oberzohn stolz.

Hauptmann Newtons Haltung wechselte. Sein Gesicht wurde plötzlich rot vor Wut.

»Dann sind Sie ein ... ein Narr sind Sie! Schließen Sie die Tür auf, sobald ich gegangen bin – und lassen Sie sie

unverschlossen! Wollen Sie das Mädchen erschrecken?«

»Ich wollte nichts aufs Spiel setzen«, verteidigte sich der Schwede mit langem Gesicht.

»Tun Sie, was ich Ihnen sage!«

Hauptmann Newton fuhr mit seinen Fingerspitzen über seinen tadellosen Rock. Er zog die Handschuhe an, setzte seinen Zylinder mit Hilfe eines kleinen Taschenspiegels auf, den er seiner inneren Brusttasche entnahm, erfaßte seinen Spazierstock und schlenderte aus dem Zimmer.

»Erfinderisches Geschöpf!« murmelte Dr. Oberzohn nochmals und ging, um der bestürzten Mirabelle seine Einladung zum Lunch zu überbringen.

4

Das große Restaurant mit seiner Atmosphäre von Luxus und Reichtum war ein wenig überwältigend gewesen. Die besetzten Tische, das gedämpfte Licht, die Gewandtheit der Kellner und ihre Sicherheit, die fast an Lässigkeit grenzten, taten ihre Wirkung. Als Mirabelles neuer Chef ihr gesagt hatte, daß es seine Gepflogenheit sei, seine Laboratoriumssekretärin mit zum Lunch zu nehmen, »denn ich habe sonst nicht Zeit, geschäftliche Dinge mit ihr zu besprechen«, hatte sie widerstrebend angenommen.

Sie wußte wenig von Kontorgebräuchen, aber sie hatte das Empfinden, daß es im allgemeinen nicht zu den Gewohnheiten eines Prinzipals gehören dürfte, seine Sekretärin nach dem Ritz-Carlton zu fahren, um mit ihr an diesem Treffplatz der Modewelt und der Schlemmer ein teures Gabelfrühstück einzunehmen. Es vermehrte auch durchaus nicht ihr

Selbstbewußtsein, daß ihr Begleiter der Gegenstand allgemeinen Interesses war. Die heiteren Tafelgäste vergaßen ihre Gerichte und wandten sich um, um den auffallenden Mann mit der hohen Stirn anzustarren.

An einem kleinen Tisch sah sie einen Herrn allein sitzen, dessen Gesicht ihr beunruhigend bekannt vorkam. Ein scharfes, hageres Gesicht mit forschendem und gleichzeitig vergnügtem Blick. Wo hatte sie den schon einmal gesehen? Dann entsann sie sich:

Der Chauffeur hatte ein solches Gesicht – der Mann, der ihr in Oberzohns Haus folgte, als sie am Morgen dort ankam.

Es war natürlich lächerlich. Dieser Mann gehörte offenbar zu der Klasse der Müßiggänger, für die ein Lunch im Ritz-Carlton zu den alltäglichen Ereignissen gehörte. Und doch – die Ähnlichkeit war außerordentlich groß.

Sie war froh, als das Mahl vorüber war. Dr. Oberzohn sprach *nicht* von ›geschäftlichen Dingen‹. Er sprach überhaupt nicht. Aber er verwandte seine Zeit darauf, ganz unglaubliche Speisemengen in den breiten Schlitz seines Mundes zu schaufeln. Er aß mit Eifer, geräuschvoll – Mirabelle war froh, daß die Kapelle spielte, damit man ihn nicht essen hörte; sie wurde rot vor unterdrücktem Lachen, als sie sich die Verrücktheit dieses Gedankens vorstellte; und danach fühlte sie sich weniger verlegen.

Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, als die große Limousine der City zuraste. Der Doktor hing seinen Gedanken nach und ignorierte ihre Gegenwart. Die einzige Bemerkung, die er über den ›Lunch‹ machte, war, als sie das Hotel verließen; da ließ er sich herbei, eine bittere Klage über die mangelhafte Güte des Kaffees zu grunzen, den man in England zusammenbraute.

Er gestattete ihr, zu ihrem Wiegen und Messen zurückzukehren, ohne das leiseste Interesse an ihrem Fortschritt zu nehmen.

Und dann kam nach der Ankunft eines rätselhaften Telegramms ihrer Tante der Gipfel der Überraschung dieses Nachmittags für sie.

Mirabelle wog gerade ein übelriechendes Pulver nach, als sich die Tür öffnete und ein reizend aussehendes, schön gekleidetes Mädchen eintrat. Ein niedliches Gesicht, umrahmt von einer Fülle goldbrauner Locken, neigte sich lächelnd im Gruß.

»Sie sind Mirabelle Leicester, nicht wahr? Ich bin Hanne Newton – Ihre Tante hat mir telegraphiert.«

»Kennen Sie denn meine Tante?« fragte Mirabelle betroffen. Sie hatte Alma niemals die Newtons erwähnen gehört, aber Tante Alma war manchmal merkwürdig verschwiegen. Mirabelle hätte eher eine ›alte Tante‹ in mittlerem Alter zu sehen erwartet, und sie hielt es für sehr merkwürdig, daß ihre wenig einnehmende Verwandte mit einem solchen Schmetterling der ›Gesellschaft‹ näher bekannt sein sollte.

»O ja ... wir kennen Alma sehr gut«, antwortete ihr Besuch.

»Allerdings habe ich sie, seitdem ich ein *ganz* kleines Mädel war, nicht wieder gesehen ... Sie ist sehr lieb.«

Sie sah sich mit auffallendem Interesse im Laboratorium um.

»Was für ein übelriechender Platz!« Der Besuch rümpfte die Nase. »Und wie gefällt Ihnen der alte ... Mr. Oberzohn?«

»Kennen Sie ihn denn?« fragte Mirabelle, befremdet über diesen gleichzeitigen ›Zufall‹.

»Mein Bruder kennt ihn ... wir wohnen zusammen ... mein Bruder und ich, und er kennt jeden. Ein Stadtmann muß das! Nicht, meine Liebe?«

»Stadtmann?« Das war ein unbeholfener Ausdruck. Mirabelle gehörte auch nicht zu der Sorte, die jeden Menschen gleich mit ›mein Lieber‹ anredete. Das Zusammentreffen dieser beiden Verstöße gegen den guten Geschmack veranlaßte Mirabelle, ihren Besuch unter die Lupe zu nehmen. Johanna Newton war

schön, aber nicht geschmackvoll gekleidet. Da war etwas an ihr ... Wenn Mirabelle eine größere Lebenserfahrung besessen hätte, würde sie vielleicht gedacht haben, dieses Mädchen sei von jemandem hergerichtet worden, um die Rolle einer Dame zu spielen, der sich aber über die Erfordernisse dieser Rolle durchaus nicht klar war.

»Ich werde Sie mit mir nach Chester-Square nehmen, sobald Mr. Oberzohn – spaßiger Name, was? – mit Ihnen fertig ist. Monty bestand darauf, daß ich das Auto mitbringe. Monty ist mein Bruder; er ist ziemlich klassisch.«

Mirabelle fragte sich, ob dieser Ausdruck eine besondere Vorliebe für die Dichter der alten Griechen oder für weniger melodische Opern bezeichnen sollte. Hanne – nebenbei ihr richtiger Name – wollte damit nur sagen, er hielte auf Klasse; das war einer ihrer beliebten Ausdrücke; ein anderes Lieblingswort von ihr war ›morbide‹.

Eine halbe Stunde später setzte der Chauffeur, der am Morgen Mirabelle so eindringlich nach ihren Personalien gefragt hatte, seinen Fuß auf den Starter und verfolgte die Spuren eines Rolls-Royce. Er wunderte sich, was Mirabelle Leicester mit Johanna Alice Murphy zu tun haben könne, die so viele reiche junge Männer an den Spieltisch in Hauptmann Newtons prächtigem Gesellschaftszimmer lockte, wo es um riesige Gewinne ging und der Hauptmann mit phänomenalem Glück spielte.

»Und so steht es!« berichtete Gonsalez dienstbeflissen. »Ich habe ein gutes Tagewerk getan. Oberzohn ist in seinen Karnickelstall zurückgekehrt, um neue Revolutionen auszuhecken ... Miss Leicester ist Chester-Square 307 zu finden. Nun fragt sich nur, was tun wir, um das kostbare Leben Mr. Sam Barbertons zu retten?«

Manfred sah sehr ernst drein.

»Ich kann mich nur schlecht mit dem Gedanken befreunden, daß das junge Mädchen die Nacht in Newtons Haus zubringt.«

»Man brauchte ja nicht zu erlauben, daß sie dort bleibt«, sagte Poiccart in seiner schwerfälligen Art.

»Sehr richtig!« nickte Leon.

George Manfred sah nach der Uhr.

»Es ist klar, daß wir in erster Linie Freund Barberton sprechen müssen. Wenn wir ihn dazu bestimmen können, den Abend bei uns zu verbringen, wird sich das übrige ziemlich einfach gestalten.«

Das Telefon rief schrill; Leon Gonsalez griff nach dem Hörer.

»Gloucester? Ja.«

Er bedeckte die Muschel mit der Hand. Und dann zu den beiden: »Ich habe mir erlaubt, Miss Alma Goddard zu bitten, mich anzurufen ... Ich entdeckte heute morgen ihre Adresse: Heavytrees-Farm, Daynham, bei Gloucester. Ja, ja, hier ist Mr. Johnson, der spricht. Ich wollte Sie bitten, eine Nachricht an Miss Leicester zu übermitteln ... Oh, sie ist nicht zu Hause?«

Leon horchte aufmerksam; und nach einigen Minuten: »Verbindlichsten Dank! Sie hält sich also in Doughty-Court auf? Sie drahtete Ihnen ...? Oh, nichts Wichtiges weiter ...! Ich bin ihr ehemaliger wissenschaftlicher Lehrer, und ich sah eine Anzeige, die ... Oh, sie hat sie gelesen? Wirklich?«

Er hängte den Hörer an.

»Nichts, auf das wir weiter fußen können. Das Mädel hat gedrahtet, sie sei entzückt von ihrer neuen Stellung. Die Tante solle nicht nach London kommen, bis sie sich eingearbeitet hätte, und Mirabelle schlafe in Doughty-Court.«

»Und das ist überdies ein ausgezeichnete Platz«, entgegnete Manfred. »Es soll mich aber gar nicht überraschen, wenn sie überhaupt nicht dort schläft. Sobald wir Mr. Barberton gesprochen haben, wollen wir das feststellen.«

Petworth-Hotel in der Norfolk-Straße war ein ruhiges Hotel, das im wesentlichen von Überseebesuchern, besonders von

Südafrikanern bevorzugt wurde. Der Empfangsherr meinte, Mr. Barberton sei ausgegangen; der Portier versicherte sogar, daß das bestimmt der Fall sei.

»Er ging an das Flußufer hinunter ... Er sagte, er wollte den Fluß sehen, ehe es dunkel würde«, erklärte er.

Manfred setzte sich in das Auto, in dem Leon schon saß – Poiccart ging selten aus dem Haus, sondern saß meist daheim und fügte die kleinen Kreuzworträtsel des Lebens bröckchenweise zusammen, die nach der Curzon-Straße gebracht wurden, um dort ihre Lösung zu finden. Er war der größte aller Strategen; sogar Scotland Yard selbst legte ihm manches Problem zur Begutachtung vor.

»Ans Flußufer?« Manfred sah zu dem blaurosa Himmel hinauf. Die Sonne war untergegangen, aber es war noch lichter Tag. »Wenn es dunkler wäre, würde ich in Sorge um ihn sein. Halt, dort ist Doktor Elver!«

Der kleine Polizeiarzt, der mit einem lustigen Winken an ihnen vorübergegangen war, kehrte um.

»Nun, ihr Kinder des Gesetzes ...« – er neigte ein wenig zur Theatralik – »welch düsteres Ziel der Rache habt ihr im Auge?«

»Wir suchen einen Herrn mit Namen Barberton, um ihn zum Essen einzuladen«, sagte Manfred.

»Klingt lahm. Hat er nicht irgendwelche Eigentümlichkeiten an sich, die imstande wären, mich zu interessieren?«

»Verbrannte Fußsohlen!« gab Leon schlagfertig zurück. »Wenn Ihnen daran liegt, zu erfahren, auf welche Weise das westafrikanische Nachrichtendepartement Auskünfte aus widerstrebenden Opfern herausholt, dann kommen Sie mit uns.«

Elver zögerte. Er war ein Mann, den die indische Sonne verbrannt hatte, verschrumpelt wie ein getrockneter gelber Apfel, und er hatte kein Interesse an den Vorgängen dieser Welt, die nichts mit seinem Beruf zu tun hatten.

»Ich werde mit Ihnen gehen«, meinte er und stieg in das Auto.

»Und wenn Sie des Kerls, des Barberton, nicht habhaft werden, dann können Sie mich zu Gast haben. Ich höre euch gern reden. Man kann nie zuviel über Verbrecherseelen hören! Und das Leben ist langweilig, seit ›die Schlange‹ nicht mehr beißt.«

Das Auto fuhr Blackfriars-Brücke zu, und Manfred überwachte den Bürgersteig. Er sah nichts von Barberton und gab Leon ein Zeichen, zurückzufahren.

Leon steuerte den Wagen an die Uferseite des breiten Spazierweges. Sie waren unter der Waterloo-Brücke durchgefahren und näherten sich der Nadel der Kleopatra, als Gonsalez den Mann sah, den sie suchten.

Er lehnte an der Brustwehr der Brücke, die Ellenbogen auf den Rand gestützt, den Kopf nach vorn gebeugt, als ob er die Strömung der Gezeiten unten betrachtete.

Der Wagen bremste in der Nähe eines Polizisten, der den Müßigen nachdenklich beobachtete. Der Polizist erkannte den Polizeiarzt und grüßte.

»Kann das Huhn da nicht begreifen, Herr! Der Kerl steht schon geschlagene zehn Minuten dort ... Ich behalte ihn im Auge, weil er mir wie ein Selbstmordkandidat aussieht, der sich die Sache noch überlegt.«

Manfred näherte sich der Gestalt; als er deren Gesicht sah, durchlief ihn plötzliches Erschrecken. Das Gesicht war zu einem Grinsen verzerrt – die Augen weit und starr, die Haut tief kupferrot.

»Elver! Leon!«

Als Leon vom Wagen sprang, berührte Manfred die Schulter des Mannes, der haltlos zu Boden fiel.

In der nächsten Sekunde kniete der Doktor neben der leblosen Gestalt.

»Tot«, bemerkte er lakonisch, und dann: »Gütiger Gott!«
Er zeigte auf den Nacken, auf dem sich eine rote Stelle zeigte.
»Was ist das?« fragte Manfred ruhig.
»Die Schlange!« erwiderte der Doktor.

5

Mitten im Herzen Londons, geradezu unter den Augen des Polizisten, wie sich erwies, hatte Barberton sein Schicksal ereilt.

»Ja, Herr, ich beobachtete ihn eine Viertelstunde lang. Ich sah ihn am Ufer entlanggehen und das Bild bewundern; das war lange, ehe er hier haltmachte.«

»Hat sich jemand genähert, oder hat jemand mit ihm gesprochen?« fragte Dr. Elver aufsehend.

»Nein, Herr, er stand ganz allein für sich; ich kann beschwören, daß ihm niemand bis auf die Entfernung von zwei Metern nahe gekommen ist. Natürlich gingen Leute an ihm vorüber, aber ich betrachtete ihn unverwandt, und ich bemerkte niemanden dicht bei ihm und ließ ihn auch nicht eine Sekunde aus den Augen.«

Ein zweiter Polizist war erschienen: dieser wurde in Manfreds Auto nach Scotland Yard geschickt, um das Ambulanzauto und Ersatzmannschaften zu holen, die nötig waren, die sich ansammelnde Menge zu zerstreuen. Beide Autos kamen gleichzeitig an, und die beiden Freunde beobachteten, wie das bemitleidenswerte Etwas auf die Bahre gehoben wurde; sie warteten, bis das Fahrzeug mit seiner traurigen Ladung verschwunden war, ehe sie zu ihrer Limousine zurückkehrten.

Gonsalez nahm seinen Platz am Steuer ein. George setzte sich neben ihn. Kein Wort fiel zwischen ihnen, bevor sie vor ihrem Hause in der Curzon-Straße waren.

Manfred trat allein ein, während sein Begleiter den Wagen in die Garage fuhr. Als Leon zurückkehrte, fand er Poiccart und Manfred in tiefem Gespräch.

»Sie hatten recht, Raymond!«

Leon streifte seinen dünnen Rock ab und warf ihn auf den Stuhl. »Die Richtigkeit Ihrer Voraussagen ist fast niederschmetternd. Die ganze Zeit warte ich auf einen Irrtum Ihrerseits, und ich bin enttäuscht, wenn er sich nicht zeigen will. Sie sagten, die Schlange würde wieder auftreten, und sie ist wieder aufgetreten. Nun, Seher, prophezeie mir mein eigenes Schicksal!«

Poiccart's massives Gesicht verdüsterte sich. Seine dunklen Augen waren unter dem Stirnrunzeln, das seine buschigen Augenbrauen noch senkte, fast nicht mehr zu sehen.

»Man braucht nicht gerade ein Seher zu sein, um zu wissen, daß uns unsere Beziehungen zu Barberton die Schlange auf den Hals jagen wird. Wer war es? Gurther oder Pfeiffer?«

Manfred überlegte.

»Pfeiffer, glaube ich. Er ist der sichere von beiden. Gurther hat Anfälle. Er ist nervös veranlagt. Und Ihre neunschwänzige Katze dürfte sein geistiges Gleichgewicht kaum vermehrt haben. Nein, es war Pfeiffer. Sicher!«

»Ja, ich glaube, die Peitsche hat ihn etwas aus dem Gleichgewicht gebracht«, antwortete Leon. Seine Gedanken weilten bei dem Vorfall, als ob dieser wert sei, ihn einer Betrachtung zu unterziehen.

»Gurther ist eine Art Jekyll und Hyde, nur daß kein guter Faden an ihm ist. Wenn man ihn in sein Fauteuil in der Oper sinken sieht, sollte man nicht glauben, daß dieser ausgezeichnete junge Mann in seinem Privatleben kaum einmal im Monat seine Wäsche wechselt und schon beim Geräusch laufenden Badewassers zusammenschauert. Das klingt beinahe, als ob er Morphinist wäre. Ich erinnere mich eines Falles im Jahre

1899 ... aber ich habe Sie unterbrochen.«

»Welche Vorsichtsmaßregeln werden Sie treffen, Leon?« fragte Manfred.

»Gegen die Schlange?«

Leon zuckte die Achseln. »Die Vorsicht, die der Farmer gegen eine Wespenplage anwendet. Man kann nicht auf der Brust einer Wespe knien und ihr unter Anwendung der Lokalanästhesie den Stachel entfernen. Man muß ihr Nest zerstören. Ich persönlich habe niemals meine Auflösung in irgendeiner Form gefürchtet, aber ich habe einen kindlichen Widerwillen, von einer Schlange gebissen zu werden.«

Poiccart's umwölktetes Gesicht faltete sich zu sekundenlangem Lächeln.

»Sie haben aber keinen Widerwillen, mir meine Ansichten zu stehlen«, antwortete er trocken.

Manfred ging in dem kleinen Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken, eine dicke ägyptische Zigarette zwischen den Lippen.

»Zehn Uhr fünfundvierzig verläßt der Zug nach Gloucester Paddington. Telegrafieren Sie Miss Goddard, Heavytree-Farm, mit einem Wagen am Zug zu sein. Ich möchte, daß zwei Mann in der Nachbarschaft der Farm Tag und Nacht Wache stehen.«

Poiccart öffnete eine der Schreibtischschubladen, entnahm ihr ein kleines Heftchen und ließ seine Finger über dessen Inhaltsangabe gleiten.

»Ich kann die Leute dafür in Gloucester besorgen«, sagte er, »Gordon, Williams, Thompson und Elfred ... Es sind zuverlässige Leute; sie haben schon früher für uns gearbeitet.«

Manfred nickte.

»Senden Sie ihnen die gewöhnlichen Instruktionen in einem Briefe! Ich bin neugierig, wer mit der Aufdeckung des Falles Barberton beauftragt werden wird. Falls es Meadows ist, kann

ich mit ihm zusammenarbeiten. Ist es dagegen Arbuthnot, dann werden wir gezwungen sein, uns unsere Informationen auf unterirdischen Wegen zu verschaffen.«

»Rufen Sie doch Elver an!« riet Leon, und George rückte das Tischtelefon an sich heran.

Es dauerte einige Zeit, ehe er Verbindung mit Dr. Elver bekommen konnte; dann hörte er zu seiner Befriedigung, daß der gefürchtete Inspektor Meadows die Verfolgung des Falles ganz in seiner Hand hatte.

»Er kommt zu Ihnen, um mit Ihnen zu sprechen«, berichtete Elver. »Tatsächlich befand sich der Boss hier, als ich in Scotland Yard ankam, und gerade er bat Meadows, sich mit Ihnen zu beraten. Im Amt des Staatssekretärs des Innern wird der Teufel los sein wegen dieser Mordgeschichte. In Wirklichkeit hatten wir vom Yard die Versicherung gegeben, daß sich diese geheimnisvollen Todesfälle nicht wiederholen würden, und daß die Schlange für immer tot sei.«

Manfred tat noch einige Fragen und stellte das Telefon ab.

»Sie haben Angst vor der Öffentlichkeit ... Man weiß niemals, was die Menge unter gewissen Umständen tun wird. Aber Sie können drauf wetten, das englische Publikum wird immer zu den gleichen Mitteln greifen ... Regierungen hassen ein intelligentes Publikum. Das wird dem Staatssekretär des Innern sein Amt kosten! Armer Kerl! Und er tut doch sein Bestes!«

Ein schriller Ruf von der Straße veranlaßte ihn, sich mit einem Lächeln umzudrehen.

»Die Abendblätter bringen es schon ...! Natürlich! Als ob es sich an ihrer Türschwelle zugetragen hätte.«

»Aber warum?« fragte Poiccart. »Was hat Barberton verbrochen?«

»Sein erstes Vergehen«, antwortete Leon sofort, ohne auf Manfred zu warten, »war, daß er auf die Suche nach Miss

Mirabelle Leicester ging. Sein zweites Verbrechen war, daß er sich mit *uns* beriet. Er war bereits ein toter Mann, als er unser Haus verließ.«

Der schwache Ton der Portalglocke veranlaßte Poiccart, hinunterzugehen und einen unauffälligen Mann in den mittleren Jahren hereinzulassen, der irgend etwas anderes hätte vorstellen können, als er in Wirklichkeit war. Es war der schärfste Spürhund, den Scotland Yard seit den letzten dreißig Jahren auf die Spuren von Verbrechern gehetzt hatte. Ein Mann mit sandgelbem Haar und hagerem Gesicht; er trug einen Klemmer und sah eher wie ein Schauspieler aus. Er hatte die Herren in der Curzon-Straße schon früher besucht und wurde jetzt warm begrüßt. Ohne große Einleitung kam er sofort zu dem Zweck seines Besuches. Manfred erzählte ihm kurz, was vorgegangen war, und den Kern seiner Unterhaltung mit Barberton.

»Miss Mirabelle Leicester ist ...«, begann Manfred.

»Von Oberzohn engagiert ... weiß ich«, war die überraschende Antwort.

»Sie kam heute morgen nach London, und nahm eine Stellung als Laboratoriumsassistentin an. Ich hatte keine Ahnung, daß Oberzohn & Smitts ein Laboratorium in ihrem Grundstück haben.«

»Sie haben das auch erst seit einigen Tagen«, unterbrach Leon. »Das Laboratorium wurde besonders für Miss Leicester in Szene gesetzt.«

Meadows nickte und wandte sich dann an Manfred.

»Er gab Ihnen nicht die geringste Andeutung, warum er Miss Leicester sprechen wollte?«

George schüttelte den Kopf.

»Nein. Über dieses Thema war nichts aus ihm herauszubekommen.«

»Er kam mit der ›Benguella‹ an, nicht?« fragte Meadows,

indem er sich eine Notiz machte. »Wir müssen versuchen, etwas aus der Schiffsbesatzung herauszubekommen, ehe die Stewards abmustern. Wenn ein Mann nicht an Bord eines Schiffes mitteilsam wird, wird er es niemals. Vielleicht finden wir auch etwas zwischen seinen Sachen. Möchten Sie nicht mitkommen, Manfred?«

»Mit Vergnügen!« antwortete Manfred mit Haltung. »Vielleicht kann ich Ihnen etwas behilflich sein. Sie werden nichts dagegen haben, wenn ich mir aus dem, was wir vorfinden, meinen eigenen Vers mache.«

Meadows lächelte. »Jawohl. Sie dürfen Ihr kleines Privatgeheimnis für sich behalten.«

Eine Autodroschke setzte sie am Petworth-Hotel in der Norfolk-Straße ab. Sie wurden sofort in das Zimmer geführt, das der Tote gemietet, aber bis jetzt nicht bewohnt hatte. Sein Koffer, noch verschnürt und verschlossen, stand auf einem kleinen Gestell, sein Überzieher hing an der Tür; in einer Ecke des Zimmers lag ein dick gepackter Rucksack, straff verschnürt, der, wie sie nachträglich entdeckten, einen vom Wetter mitgenommenen Regenmantel, zwei sehr abgenutzte Decken und ein Luftkissen enthielt; außerdem einen zusammenklappbaren Feldstuhl, der ebenfalls Spuren eines häufigen Gebrauchs aufwies. Das war das Ergebnis ihres vorläufigen Suchens.

Das Schloß des Koffers öffnete sich, als der Detektiv den dritten Schlüssel versuchte. Außer etwas Wäsche und zwei Anzügen, von denen der eine verhältnismäßig neu war und die Marke eines Geschäftes in St. Paolo de Loanda trug, befand sich nichts darin, das sie hätte aufklären können. Sie fanden einen Umschlag mit Papieren und breiteten diese sorgfältig, eins nach dem anderen, auf dem Bett aus. Barberton war augenscheinlich ein ordnungsliebender Mann. Er hatte seine Hotelrechnungen aufbewahrt und auf deren Rückseite kurze, aber bissige Bemerkungen gemacht, wie er dort untergebracht war. Ein Hotel

in Lobuo war voll von Ungeziefer gewesen, und von einem in Mossamedes hatte er geschrieben: ›Ratten fraßen einen Schuh auf. Wirt vergütete dafür nichts. Ich nahm mir drei Handtücher und einen Kopfkissenüberzug dafür.‹

»Der Embryo eines der ›Vier Gerechten‹«, bemerkte Meadows trocken.

Manfred lächelte.

Die Rückseite einer der Rechnungen war eng mit Zahlenreihen beschrieben: »2/6, 13/5, 10/7, 17/12, ungefähr 24«, und so weiter.

Bei einer Anzahl dieser Ziffern stand das Wort ›ungefähr‹, und Manfred bemerkte, daß sich dieser Zusatz bei allen größeren Zahlen befand.

Bei der Ziffer 10/7 zeigte sich ein dicker Bleistiftstrich.

Unter den Papieren lagen mehrere andere Quittungen. In Sao Paolo hatte er einen ›Präzisions-Selbstlader‹, einen Browning und dazugehörige Munition gekauft. Der Selbstlader war nicht in dem Koffer.

»Wir fanden ihn in seiner Tasche«, sagte Meadows kurz. »Der Mann erwartete Unheil; und dazu war er berechtigt, wenn es wahr ist, daß man ihn in Mossamedes folterte.«

Meadows las einen Brief, dessen Seiten er langsam umwandte.

»Der Brief ist von seiner Schwester ... sie wohnt in Brighton. Es steht nichts weiter drin als ...«, er las einen Teil des Briefes laut vor.

»... Dank für die Bücher. Die Kinder werden sich darüber freuen. Es muß Dir wie in alten Zeiten vorgekommen sein, als Du an sie schriebst –, aber ich kann es verstehen, daß es Dir die Zeit vertreiben half. Mr. Lee kam herüber und fragte, ob ich Nachricht von Dir hätte. Er ist ein prächtiger Mensch.«

Der Brief war von einer geschulten Hand geschrieben.

»Er hat auf mich nicht den Eindruck eines Mannes gemacht, der Bücher schreibt«, sagte Meadows und suchte weiter.

In diesem Augenblick faltete er eine verblichene Karte, von Angola augenscheinlich, auseinander. Die Karte war in einem etwas zu kleinen Maßstab gezeichnet; so klein, daß sogar ein Teil der Kalahariwüste im Süden und im Norden das Hügelland des Kongo darauf angegeben war.

»Kein Zeichen irgendwelcher Art!« bemerkte Meadows, indem er die Karte an das Fenster nahm, um sie sorgfältiger zu prüfen. »Und das ist, glaube ich, ungefähr alles –, wenn das hier nicht etwas ist.«

»Das hier« war in ein Stück Zeug eingewickelt und am Boden und an den Seitenwänden des Koffers mit zwei improvisierten Gurten aus Segeltuch befestigt. Meadows versuchte es loszumachen und stieß einen Pfiff aus.

»Gold!« rief er. »Etwas anderes kann nicht so schwer sein.«

Er hob das Paket schließlich heraus, nahm die Umhüllung ab und starrte voller Erstaunen auf den vor seinen Augen liegenden Gegenstand.

Es war ein afrikanischer Fetisch, ein nacktes, plumpes, roh behauenes Götzenbild, die Gestalt eines eingeborenen Weibes.

»Gold?« fragte Manfred ungläubig und versuchte es mit Zeigefinger und Daumen zu heben. Er griff fester zu und prüfte die Entdeckung eingehend.

»Gold! Kein Zweifel. Und feines Gold obendrein.« Sein Daumennagel machte einen tiefen Kratzer am Fuß der kleinen Statue. Er konnte die Spuren sehen, wo der ungeschulte Bildhauer jedesmal angesetzt hatte.

Meadows kannte die afrikanische Westküste ziemlich gut. Er hatte manche Fahrt nach Afrika hinter sich und war unterwegs in verschiedenen Häfen angelaufen.

»So was, wie das hier, ist mir noch nicht zu Gesicht

gekommen; und das ist auch nicht erst kürzlich gemacht. Wenn Sie das hier betrachten« – er deutete auf eine körperliche Eigentümlichkeit der Gestalt –, »dann können Sie wetten, daß Sie etwas in Händen haben, das vor mindestens ein paar hundert Jahren angefertigt worden ist und wahrscheinlich noch früher. Die Eingeborenen von Zentral- und Westafrika zum Beispiel trugen keine Zehenringe seit Cäsars Zeiten.«

Er wog den Götzen in einer Hand.

»Oberflächlich geschätzt, zehn Pfund schwer, mit anderen Worten, achthundert Pfund Sterling Goldwert!«

Er betrachtete das Zeug, in das der Fetisch gehüllt gewesen war, und stieß einen Ruf der Überraschung aus.

»Hier! Sehen Sie mal!«

In einer Ecke stand mit Tintenstift geschrieben: Zweites Regal zur Linken, Gottes sechste Galerie.

Plötzlich fiel Manfred etwas ein.

»Wollen wir die Figur nicht einmal sofort wiegen? Ich möchte gern ihr genaues Gewicht wissen.«

»Warum?« fragte Meadows überrascht, als Manfred auch schon klingelte.

Der Hoteleigentümer, der wußte, daß eine polizeiliche Untersuchung vor sich ging, kam in höchsteigener Person, eilte auf die Bitte des Detektivs in die Küche hinunter und kehrte mit einer Küchenwaage zurück, die er auf den Tisch setzte. Er war augenscheinlich sehr neugierig und wollte wissen, zu welchem Zweck man sie gebrauchte, aber Inspektor Meadows machte ihn nicht klüger und stand in abweisender Haltung an der Tür, bis er gegangen war.

Die Figur wurde unter dem Stück Zeug, unter dem sie verborgen gewesen war, hervorgehoben und in einer flachen Schale auf die Waage gestellt.

»Zehn Pfund und sieben Unzen«, nickte Manfred

triumphierend. »Ich dachte mir's, daß es dieser sein würde.«

»Dieser? Was, dieser?« fragte Meadows baff.

»Betrachten Sie diese Liste!«

Manfred nahm die Hotelrechnung, auf deren Rückseite sich die Zahlenreihen befanden, und deutete auf die Zahl, neben der ein schwarzes Kreuz stand.

»10/7«, sagte er. »Das ist unser kleiner Kerl hier, und die Erklärung ist ziemlich einfach. Barberton fand irgendein Schatzhaus mit solchen Figuren angefüllt. Er nahm sich die an Gewicht leichteste mit. Sehen Sie sich die Zahlen an! Er wog sie mit einer Federwaage, und das Gewicht einer der Figuren betrug 21 Pfund. So weit wog die Waage. Was darüber hinausging, hatte er abzuschätzen – er setzt deshalb bei diesen dazu, »ungefähr 24, ungefähr 22.«

Meadows starrte seinen Begleiter dumm an, aber Manfred ließ sich durch nichts täuschen. Der scharfe Verstand des Detektivs arbeitete.

»Also nicht um ihn zu berauben ... Der Koffer war unberührt. Sie haben ihm auch nicht die Fußsohlen verbrannt, um den Götzen oder das Schatzhaus zu finden; sie müssen gar keine Kenntnis davon gehabt haben ... Es wäre leicht gewesen, ihn zu berauben.«

Er sah sich langsam im Räume um. Auf dem Kaminsims lag ein Streifen braunen Papiers, das wie ein Fidibus aussah.

Meadows nahm ihn auf, besah sich beide Seiten, und da er das Papier leer fand, legte er es dorthin zurück, wo er es hergenommen hatte. Manfred nahm es danach ebenfalls auf und drehte es abwesend zwischen seinen empfindlichen Fingerspitzen.

»Was wir zuerst zu tun haben«, sagte Meadows, mit einem letzten Blick im Zimmer herum, »ist, Miss Leicester zu finden.«

Manfred nickte. »Das ist die eine der Aufgaben!« bemerkte er

langsam. »Die andere Aufgabe ist natürlich, Johnny zu finden!«

»Johnny?« Meadows runzelte argwöhnisch die Stirn. »Wer ist Johnny?«

»Johnny – ist mein Privatgeheimnis.« George Manfred lächelte. »Sie versprochen mir, daß ich eins haben dürfe.«

6

Als Mirabelle Leicester nach Chester-Square kam, waren ihre Empfindungen eine sonderbare Mischung von Erstaunen, Neugier und Verlegenheit. Diese Verlegenheit war das Ergebnis der außerordentlichen Ergüsse ihrer Begleiterin, die plötzlich die Rolle einer intimsten Freundin und lebenslänglich Bekannten angenommen hatte.

Mirabelle hatte Zeit genug, nachzudenken; denn Hanne Newton schwätzte in einem fort darauf los, und wenn Hanne einmal eine Frage stellte, dann wartete sie entweder die Antwort ab, oder die Frage war schon zu ihrer eigenen Befriedigung beantwortet, ehe sie gestellt war.

Chester-Square, dieser ehrwürdige Teil Belgravias, ist ein imposantes Viertel. Das große Haus, in das das junge Mädchen durch einen Bedienten eingelassen wurde, hätte auch einem der Verfeinerung weniger zugänglichen Wesen als Mirabelle Leicester gefallen. Sie wurde in ein großes Gesellschaftszimmer geführt, das von der Vorder- bis zur Hinterfront des Hauses durchging; und es endete selbst dort nicht einmal, denn ein langes kühles Gewächshaus mit schönen Blumen erstreckte sich noch ein gehöriges Stück weiter.

»Monty ist noch nicht aus der Stadt zurück«, rasselte Johanne los. »Meine Liebe! Er ist gerade jetzt fürchterlich beschäftigt ... mit Staatspapieren und Aktien ... und ähnlichen Dingen.«

Sie sprach, als ob Papiere und Aktien und solcher Kram Wunder waren, die erst vorgestern und besonders um Mr. Monty zu beschäftigen, aufgetreten wären.

In Wahrheit bewegte sich Johanne auf sehr unsicherem Boden. Die ihr erteilten Anweisungen waren sehr einfach und bestimmt gewesen: »Nimm sie nach Chester-Garden, befreunde dich mit ihr, und laß sie nicht ahnen, daß ich Oberzohn kenne!«

Welches Ziel man damit im Auge hatte, Mirabelle Leicester hierherzubringen, und was hinter Montys Handlungsweise steckte, wußte Hanne nicht. Sie spielte diese Rolle nur ihrer eigenen Sicherheit halber, indem sie den Boden dazu mit Redensarten von netten Tagen und ungeheuren Reichtümern vorbereitete, für den Fall, daß man das von ihr verlangen würde. Denn sie selbst, nicht weniger als viele ihrer Freundinnen, hatten eine gesunde Angst vor Montys Mißbilligung, die sich gewöhnlich in einer ganz bestimmten unangenehmen Form auswirkte.

»Kommen Sie 'rauf in Ihr Zimmer, meine Liebe!« sagte Johanne. »Wir haben ein nettes Zimmer für Sie, und ich bin sicher, Sie werden sich da mollig fühlen. Es befindet sich nach vorn heraus, und wenn Sie sich daran gewöhnen können, daß die Milchleute in den Straßen 'rumschreien, ehe Sie sich ausgelüftet haben, werden Sie 'ne, sehr nette Zeit hier verleben.«

Als Mirabelle die Wohnung sah, war sie davon entzückt. Sie hielt alles, was Hannes unbestimmte Beschreibung versprochen hatte. Der darin verschwendete Luxus übertraf Mirabelles kühnste Träume. Sie bewunderte das prachtvolle Bett, den dicken blauen Teppich, die mit Seide tapezierten Wände und stand in Verückung vor dem kleinen Baderaum mit seinem Silber, seinem gedämpften Licht und seinen Marmorwänden.

»Ich werde Ihnen eine Tasse Tee heraufschicken lassen, Liebes. Sie werden nach diesem schrecklichen Tage in der vollkommen fürchterlichen Fabrik ausruhen wollen. Ich bin

neugierig, ob Sie Oberzohn ausstehen können, obwohl man mir erzählte, daß er ein ganz umgänglicher Mann sein soll.«

Sie schien Miene zu machen, gehen zu wollen, und Mirabelle hatte nicht weniger den Wunsch, allein zu sein.

»Kommen Sie herunter, wenn Sie Lust haben!« sagte Hanne zu ihr, als sie sich trennten und Hanne die Treppen hinunterlief. Sie erreichte die Vorhalle gerade rechtzeitig genug, um Mr. Newton zu begegnen, der seinem Diener Hut und Handschuhe übergab.

»Nun, ist sie da?«

»Oh, da ist sie schon«, erwiderte Hanne, die sich in Gegenwart des Dieners durchaus nicht genierte. »Aber, ist sie nicht ein bißchen dumm, Monty? Sie konnte weder Gicks noch Gacks sagen. Was für einen Plan habt ihr mit ihr?«

Er bürstete sein Haar sorgfältig vor dem Spiegel, der sich über der Kleiderablage befand.

»Plan! Von was für einem Plane redest du?« fragte er, nachdem sich der Diener entfernt hatte, und ging mit ihr ins Gesellschaftszimmer.

»Warum hat man sie hierher gebracht? Spielt sie eine Rolle in einem Stück?«

»Sei nicht dämlich!« entgegnete Monty ohne Eile, ließ sich gemächlich auf einen niedrigen Diwan fallen und holte ein seidenes Kissen hinter sich heran. »Du hast sie doch hoffentlich nicht in Angst versetzt? Oder doch?«

»Angst. Ich wette, sie war niemals zuvor in ihrem Leben in einem so schönen Hause. Was ist sie denn eigentlich, Monty? Tippmamsell oder so was?«

»Sie ist eine Dame«, erklärte Monty. »Das ist der Typ, der stets eine fremde Sprache für dich sprechen wird!«

Sie zuckte die Achseln.

»Ich behaupte nicht, eine Dame zu sein! Und was ich bin,

dazu hast du mich gemacht«, antwortete sie, und der Vorwurf kam aus ihr mehr wie aus einem Automaten. Er hatte ihn schon früher gehört; nicht nur von ihr, sondern auch von anderen, die in einer ähnlichen Lage wie sie waren.

»Wo gehst du heute abend hin?«

Er nahm auf einmal ungewöhnliches Interesse an dem, was sie vorhatte. Sie fühlte sich geschmeichelt.

»Du weißt doch ganz genau Monty, wohin ich heute abend gehe«, entgegnete sie vorwurfsvoll. »Du hast mir doch versprochen, mich mitzunehmen! Ich glaube, du wirst wundervoll als ein Kreuzritter ... als einer von diesen ... von diesen alten Rittern in Rüstung aussehen.«

Er nickte, aber nicht zu ihrer Bemerkung.

»Ah, ich erinnere mich jetzt; natürlich ... der Künstlerball.«

Seine Überraschung war so gut gespielt, daß sich Hanne täuschen ließ.

»Daß du so was vergessen kannst! Ich gehe doch als Cinderella! Und Minnie Gray geht als Pierette ...«

»Minnie Gray geht überhaupt nicht!« entgegnete Monty, an seinem Tee nippend. »Ich habe ihr bereits telefoniert, daß aus der Sache nichts wird. Miss Leicester wird dich begleiten.«

»Aber, Monty ...!« protestierte das Mädel.

»Bitte, widersprich nicht!« befahl er. »Ich sage dir hiermit, gehe hinauf, sprich mit dem Mädchen, und bringe ihm bei, du hättest ein Billett für den Ball übrig.«

»Aber ein Kostüm, Monty ... Das Mädchen hat doch kein Phantasiekostüm. Und Minnie ...«

»Vergiß Minnie! Ja? Hörst du? Mirabelle Leicester geht heute abend zum Künstlerball!« Er klopfte auf das Teetablett, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben. »Du hast ein Billett übrig, und du kannst einfach nicht allein gehen, weil ich eine sehr wichtige geschäftliche Zusammenkunft habe, und weil

deine Freundin dich im Stich gelassen hat. Ihre Kleidung wird in einigen Minuten hier sein! Es ist ein hellgrüner Domino mit einer hellroten Kapuze.«

»Wie überscheußlich!«

Sie vergaß über diesem Verbrechen gegen den guten Geschmack ihre eigene Enttäuschung. »Hellgrün? Kein Mensch hat einen Teint, der so was aushalten könnte!«

Noch immer ignorierte er sie.

»Du wirst Miss Leicester erklären, das Kostüm komme von einer Freundin, die durch Krankheit oder irgendeine andere Ursache verhindert sei, den Maskenball mitzumachen ... Sie wird vor Freude einen Luftsprung machen. Es ist eins der wenigen ›Ereignisse‹ im Jahr, und die Eintrittskarten werden sehr teuer verkauft.«

Sie fragte, was er meinte, und er erklärte ihr geduldig: »Es kann ja sein, daß sie Kopfschmerzen hat und den Abend still für sich zubringen möchte. Wenn sich das so verhalten sollte, kannst du ihr sagen, ich hätte eine Gesellschaft für heute abend zu mir geladen, und die sei ein wenig lebhaft. Verlangte sie etwas über mich zu wissen?«

»Nein, das tat sie nicht«, kam es rasch und bissig von ihr. »Gar nichts wollte sie wissen! Wovon es auch sei! Ich konnte sie nicht zum Sprechen bringen! Sie ist stumm wie 'ne Auster.«

Mirabelle saß am Fenster und sah auf den freien Platz hinunter, als es leise an der Tür klopfte und Johanne hereintrat.

»Ich habe eine wunderbare Neuigkeit für Sie!« begann sie.

»Für mich?« Mirabelle war überrascht.

Johanne kam quer durch das Zimmer zu ihr gelaufen und dachte, daß sie damit überraschend lebensgetreu die Rolle eines jungen, lebenslustigen Dinges spiele, das sich vor unschuldiger Freude nicht zu lassen wisse.

»Ich habe ein Extrabillet für den Künstlerball heute abend.

Man verkauft sie zu einem ... sie sind sehr kostspielig. Sind Sie aber ein glückliches Mädel!«

»Ich?« fragte Mirabelle überrascht. »Warum soll ich ein glückliches Mädel sein?«

Hanne erhob sich vom Bett und zog sich schmollend einige Schritte von ihr zurück.

»Sie müssen mit mir kommen! Wenn Sie nicht kommen, werde ich selbst auch nicht gehen dürfen. Lady Mary und ich sollten eigentlich ursprünglich gehen, und nun ist sie krank.«

Mirabelle war noch betroffener.

»Aber ich kann nicht gehen; ganz gewiß nicht. Es ist ein Kostümfest, nicht wahr? Ich habe doch darüber in den Zeitungen gelesen. Und ich bin zu übermüdet heute abend.«

Wenn Johanne schmollte, sah sie ganz reizend aus.

»Meine Teure, wenn Sie sich eine Stunde hinlegten, wären Sie imstande, zu gehen. Außerdem, hier könnten Sie doch nicht so bald am Abend einschlafen. Monty hat eine seiner Herrengesellschaften hierher geladen, und das ist 'ne recht lärmende Bande, obwohl durch und durch ehrbare Leute«, fügte sie hastig hinzu.

Die arme Johanne hatte eine Aufgabe, die über ihren Horizont hinausging.

»Ich möchte ja ganz gern gehen«, sagte Mirabelle versöhnlich, »wenn ich ein Kostüm bekommen könnte ...«

»Oh, das habe ich!« rief das Mädchen schnell und lief aus dem Zimmer.

Sie kam bald zurück und warf einen Domino auf das Bett.

»Es sieht nicht gerade hübsch aus, aber es hat den Vorteil, daß man unten drunter fast alles tragen kann, was man will.«

»Um welche Zeit beginnt der Ball?« Mirabelle überlegte sich, daß sie nicht abgeneigt sei, daran teilzunehmen; ein Kostümball war etwas gänzlich Neues für sie.

»Um zehn Uhr!« antwortete Johanne. »Wir können zu Abend essen, ehe Montys Freunde ankommen. Sie möchten natürlich Monty sehen, nicht wahr? Er ist unten. Er ist ein *solcher* Gentleman, Liebes.«

Mirabelle hätte am liebsten laut aufgelacht.

Ein wenig später wurde sie dem fürchterlichen Monty vorgestellt, und sie empfand seine leise und gefällige Art als eine Wohltat, gegenüber den krampfhaften Bemühungen Johannens, unterhaltsam zu sein.

Monty war fast in allen Teilen der Welt gewesen und konnte ganz nett über sie alle plaudern.

Das Mahl gab ihr ihre Sicherheit wieder. Monty war ein Weltmann, galant bis zum äußersten; er sprach weder etwas aus, noch deutete er etwas an, das Mirabelle hätte verletzen können. Sie hatten das Souper halb hinter sich, als der Ruf eines Zeitungsjungen auf der Straße hörbar wurde. Durch das Fenster des Eßzimmers sah sie den Diener auf die Straße gehen und eine Zeitung kaufen. Er warf einen Blick auf die Überschrift und kam langsam zurück und die Stufen herauf, während er las. Eine kleine Weile später kam er ins Zimmer und mußte ihrem Gastgeber ein Zeichen gegeben haben, denn Monty ging sofort hinaus, und sie hörten ihre Stimmen im Gange. Johanne wurde unruhig.

»Ich bin neugierig, was da los ist«, meinte sie ein bißchen nervös. »Es zeugt von sehr schlechten Manieren, Damen während des Essens zu verlassen ...«

In diesem Augenblick kam Monty zurück. Bildete sie sich das nur ein, oder war er wirklich blaß? Johanne sah es, und ihre Augenbrauen zogen sich zusammen; aber sie war zu gescheit, um eine Bemerkung wegen seines Aussehens zu machen. Mr. Newton setzte sich mit einem Wort der Entschuldigung auf seinen Platz und schenkte sich ein Glas Champagner ein. Nur eine Sekunde lang zitterte seine Hand, dann war er wieder seiner

sicher.

»Was ist passiert, Monty?«

»Passiert? Nichts, Liebling!« antwortete er kurz und nahm das Gespräch dort wieder auf, wo er es abgebrochen hatte, als er das Zimmer verließ.

»Es ist doch nicht die vertrackte Schlange, wie?« fragte Johanne, während sie ein Schauer überlief. »Gott, das bringt meine Nerven völlig außer Rand und Band. Ich gehe keine Nacht zu Bett, ohne unter das Bett zu sehen oder die Kleider von unterst zuoberst zu kehren. Man hätte sie längst finden müssen, wenn die Polizei ...«

In diesem Augenblicke sah sie Monty Newtons Augen auf sich gerichtet; mit einem kalten, drohenden, bösartigen Blick, so daß ihr der Rest ihrer Worte auf der Zunge starb.

Mirabelle ging hinauf, um sich umzukleiden, und Johanne wäre ihr gefolgt, aber der Mann befahl ihr, dazubleiben.

»Du bist ein wenig zu geschwätzig, Johanne«, sagte er sanfter, als sie erwartet hatte. »Die Schlange ist kein Gesprächsgegenstand, über den wir uns beim Diner zu unterhalten wünschen. Und ... hör mal!« Er ging auf den Gang hinaus, sah sich überall um, kam zurück und schloß die Tür. »Halte das Mädel in deiner Nähe!«

»Wer soll dann mit mir tanzen?« fragte sie heftig. »Das sieht mir aus, als ob ich eine höllisch tolle Nacht haben sollte.«

»Benton wird sich um euch kümmern und einer von der ›Alten Garde‹ ...«

Er sah ihren erschrockenen Blick und kicherte.

»Was ist denn los, du Närrin?« fragte er gut gelaunt. »Er wird mit dem Mädel tanzen.«

»Ich wünschte, die Kerle wären nicht dort«, antwortete sie unruhig, aber er fuhr fort, ohne weiter darauf zu achten.

»Ich werde um halb zwölf dort ankommen. Am besten ist es,

du erwartest mich am Eingang bei der amerikanischen Bar. Meine Freunde sind nicht gekommen, verstehst du? Ihr werdet um Mitternacht wieder hier sein.«

»So zeitig?« fragte sie niedergeschlagen. »Warum das? Es endet noch nicht, bis ...«

»Ihr werdet um Mitternacht zurück sein!« entgegnete er ruhig. »Geh in ihr Zimmer und schaffe alles beiseite, was sie zurückgelassen haben könnte! Verstehst du? Nichts darf zurückbleiben!«

»Aber wenn sie zurückkommt, wird sie ...«

»Sie wird nicht zurückkehren!« sagte Monty Newton.

Das Mädchen überlief ein kalter Schauer.

7

Monty öffnete sein Zimmer, schaltete das Licht an, hatte die Tür hinter sich geschlossen und war auf halbem Wege zu seinem Toilettentisch, als sich ein Arm wie Stahl um seine Kehle schloß, er sich plötzlich rückwärts auf den Boden geworfen fühlte und in das undurchdringliche Gesicht Leons sah.

»Einen Laut, und Sie sterben!« flüsterte eine Stimme in sein Ohr.

Newton lag regungslos.

»Dafür werde ich's Ihnen besorgen!« stammelte er.

Der andere schüttelte seinen Kopf. »Ich glaube nicht ... wenn Sie mit ›besorgen‹ meinen, daß Sie mich bei der Polizei anschwärzen wollen. Ich habe Sie eine ziemlich geraume Zeitlang im Auge behalten, Monty Newton. Und Sie werden erstaunt sein, wenn Sie vernehmen, daß ich Ihrem Hause mehrere Besuche abgestattet habe. Hinter diesem Vorhang« –

Gonsalez nickte nach der Ecke des Zimmers zu – »befindet sich eine kleine in der Wand eingemauerte Kasette. Wollen Sie mir glauben, daß ich deren Tür geöffnet habe und von jedem der in ihr enthaltenen Dokumente eine Fotografie habe machen lassen?« Er schnappte ein Paar Aluminiumhandschellen von sonderbarer Machart um Montys Handknöchel und sah einen Ausdruck des Schreckens in Montys Augen aufleuchten. So schwer Monty auch war, Gonsalez hob ihn fast mühelos auf, warf ihn auf das Bett, verschloß die Tür, ging daran, erst die Knöchel seines Gefangenen zu knebeln und ihm dann gemächlich die Schuhe auszuziehen.

»Was machen Sie da?« fragte Monty erschrocken.

»Ich beabsichtige, herauszubekommen, wohin man Miss Leicester gebracht hat«, antwortete Gonsalez, der einen der Schuhe ausgezogen, eine der seidenen Socken abgestreift hatte und nun den bloßen Fuß des Mannes prüfend betrachtete.

»Die gewöhnlichen und streng gesetzmäßigen Untersuchungen nehmen Zeit in Anspruch und versagen schließlich ... Und zum Unglück für Sie habe ich keine Minute übrig.«

»Ich sage Ihnen, sie ist nach Hause gegangen.«

Leon antwortete nicht. Er zog eine Schublade des Sekretärs auf, suchte eine Zeitlang und fand anscheinend, was er gesucht hatte: eine dünne seidene Schärpe. Trotz des Widerstandes des auf dem Bett liegenden Mannes befestigte er sie um Montys Mund.

»In Mossamedes ...«, begann er, »in Mossamedes bemächtigten sich Ihre Freunde eines Mannes namens Barberton, den sie später ermordeten, und versuchten, ihn zum Sprechen zu bringen, indem sie ihm die Füße verbrannten. Er war ein Held. Nun will ich einmal sehen, wie heldenhaft *Sie* sind.«

»Um Gottes willen, tun Sie das nicht!« bat Newtons erstickte

Stimme.

Gonzalez hatte ein flaches Metallkästchen aus der Tasche geholt, und der Gefangene beobachtete ihn mit gespanntem Ausdruck, als Gonzalez den Deckel abnahm und einen Zigarrenanzünder dicht an der geschwärzten Oberfläche des Kästchens zum Brennen brachte. Ein blaues Flämmchen entstand und flackerte im Luftzug hin und her.

»Die Polizei ist eine ganz ausgezeichnete Einrichtung«, sagte Leon. Er hatte einen silbernen Schuhanzieher auf dem Tisch gefunden und erhitzte ihn gemächlich über der Flamme, indem er das sich rasch erheizende Werkzeug mit einem seidenen Taschentuch festhielt. »Aber wenn man es mit Verbrechen zu tun hat, die mit Gewalttätigkeit verbunden sind, bringen moralische Überredung und sanfte Behandlung unglücklicherweise im Busen unserer Gegner nichts Schmerzhafteres hervor als eine Empfindung vergnügter und lächerlicher Verachtung. Die Engländer, die einen Gott aus dem Gesetze machen, hörten damit auf, die Meuchelmörder einzusperren, und ließen sie anstatt dessen durchpeitschen. Und siehe da, es gibt nur noch wenige Meuchelmörder. Als die russischen Banditen nach London kamen, taten die Behörden das einzig Richtige ... sie hielten die Polizei zurück und ließen Artillerie auffahren, da sie einzig und allein das Bestreben hatten, die Banditen zu töten um jeden Preis. Gewalt fürchtet Gewalt. Der Revolverheld lebt in der Furcht vor der Schußwaffe. Was ich noch sagen wollte ... Ich habe gehört, die ›Alte Garde‹ ist wieder vollzählig auf dem Damm?«

Wenn Leon aus diesem Loche pfiff, konnte er stundenlang fortfahren.

»Ich verstehe nicht, was Sie wollen«, murmelte Monty.

»Sie wollen nicht ...« Der Eindringling hob den schwarzen, berußten, rauchenden Schuhanzieher in die Höhe und brachte ihn seinem Gesicht so nahe, als sich das ungestraft tun ließ.

»Ja, ich denke, das wird genügen«, meinte er und kam langsam auf das Bett zu.

Der Mann auf dem Bett zog seine Füße in Vorahnung des Schmerzes in die Höhe, aber eine lange Hand packte ihn an den Knöcheln und zog sie wieder gerade.

»Sie sind zum Ball der Künste gegangen.«

Sogar durch das Tuch hindurch klang die Stimme heiser.

»Zum Ball der Künste?« Gonzalez sah auf ihn herunter und entfernte den Knebel, nachdem er den Schuhlöffel in den Kamin geworfen hatte.

»Warum sind sie auf den Ball der Künste gegangen?«

»Ich wollte sie heute nacht aus dem Wege haben.«

»Ist ... Ist Oberzohn vielleicht auf dem Ball?«

»Oberzohn?« Des Mannes Lachen klang beinahe hysterisch.

»Oder Gurther?«

Diesmal lachte Mr. Newton nicht.

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen«, sagte er.

»Damit werden wir uns später eingehender beschäftigen«, entgegnete Leon obenhin und zog den Knoten des Taschentuchs auf, das die Knöchel zusammengeschnürt hatte. »Sie können jetzt aufstehen. Um welche Zeit erwarten Sie sie zurück?«

»Ich weiß nicht. Ich sagte Johanne, sich nicht zu beeilen, da ich jemanden hier erwartete.«

Das klang glaubhaft. Leon entsann sich, daß der Ball der Künste eine Art Kostümfest sei und daß damit ein Grund für das Fortgehen durch die Wirtschaftsgebäude, anstatt durch die Vordertür des Gebäudes, gegeben war. Und als ob er Leons Gedanken gelesen hätte, sagte Newton in diesem Augenblick: »Miss Leicester kam auf die Idee, hinten hinauszugehen. Sie war, etwas befangen ... sie trug einen Domino.«

»Farbe?«

»Grün mit einer rötlichen Kapuze.«

Leon streifte ihn mit einem schnellen Blick.

»Ziemlich auffällig. Der Zweck?«

»Zweck? Den weiß ich eigentlich nicht«, knurrte Newton; er saß dabei auf dem Bettrand und zog eine Socke an. »Aber ich weiß so viel, Gonzalez«, bemerkte er, unter einem Ausbruch von Ärger, der halb Furcht war, »daß es Ihnen leid tun wird, mich so behandelt zu haben.«

Leon ging zur Tür und schloß das Schloß auf.

»Wenn es Ihnen nur nicht einmal leid tut, daß ich Sie nicht getötet habe!« antwortete er und war fort.

Monty Newton wartete, bis er von seinem geöffneten Fenster aus die schlanke Gestalt den Bürgersteig entlang um die Ecke verschwinden sah. Dann eilte er hinunter, um New-Cross 93 anzurufen.

8

In einem Dreieck, das von Eisenbahnlinien und dem dunklen Surrey-Kanal gebildet wurde, standen die öden Ruinen eines Lagerhauses, in dem einmal die der Oberzohn & Smitts-Compagnie gehörigen Waren untergebracht waren.

Ein darüber hinwegsegelnder Zeppelin hatte eine Bombe fallen lassen und ein großes, häßliches Loch ins Dach gerissen. Die darauffolgende Feuersbrunst hatte die eisernen Fensterrahmen verbogen und gespalten zurückgelassen. Das Dach war wie durch ein Wunder unberührt geblieben, mit Ausnahme der schwarzen Ränder um das Granatloch herum, durch das die Flammen bis zu einer Höhe von hundert Fuß emporloderten.

In der Mitte des Dreiecks befand sich eine Backsteinvilla;

noch häßlicher als die Fabrik selbst, da ihr die unauslöschbare Größe von Tragödie und Pathos fehlte, die jedem ausgebrannten Gebäude anhaftet, wie häßlich dieses auch immer in seiner Glanzzeit gewesen sein mag.

Die Villa war nach einem in Oberzohns Besitz befindlichen Plane gebaut worden und war die genaue Wiedergabe seines Geburtshauses in Schweden.

Es hatte hohe, gegabelte Verzierungen, ganz unregelmäßig verteilt, und an Stellen, wo man sie gar nicht erwartet hätte. Das Dach war mit grauen Ziegeln gedeckt. In der sonderbar aussehenden Tür befanden sich Glaspaneele, und gußeiserne Kraniche und Hunde säumten den schmalen Fußweg durch die üppig wuchernden Nessel.

Hier hauste Oberzohn in Einsamkeit, aber nicht allein. Denn zwei Männer wohnten in diesem Hause, außerdem eine dicke schwedische Köchin und ein sehr unansehnliches Dienstmädchen; ein Mädchen mit ausdrucksleerem Gesicht, das von Sonnenaufgang bis Mitternacht arbeitete, ohne zu murren, das selten sprach und niemals lächelte. Die beiden Männer befanden sich um die Dreißig herum. Sie bewohnten das Turmzimmer an jedem Ende des Gebäudes und hatten wenig gemeinschaftliche Interessen. Manchmal spielten sie Karten zusammen, mit einem alten, fettigen Spiel. Aber keiner von ihnen sprach mehr als unbedingt notwendig. Es waren magere, hohlgesichtige Kerle mit einer gewissen Ähnlichkeit der Physiognomie. Beide hatten dünne, gerade Lippen, beide hatten runde, hervorstehende dunkle Augen, die von einer lebhaften, aber erschreckenden Neugier erfüllt zu sein schienen.

»Sie sehen aus«, berichtete Gonzalez, der das Terrain sondieren ging, »als ob sie beobachteten, wie Schweine geschlachtet werden, und als ob sie jede Minute dieses Schauspiels mit vollen Zügen genossen. Iwan Pfeiffer der eine, Sven Gurther der andere. Beide entschlüpfen in Deutschland dem Henker; über beide war das Todesurteil gefällt.

Erbarmungslos beide, wie Wölfe. Entmenscht.«

Die »Drei« setzten, wie gewöhnlich, die Gesetzmaschine in Bewegung und fanden, daß die Hände der Polizei gebunden waren. Nur wenn das Gesetz gedehnt wurde, konnten die Leute des Landes verwiesen werden, und das Gesetz zu dehnen ist eine schwierige Sache. Allem Anschein nach boten sie dazu nach keiner Richtung eine Handhabe. Einmal führte eine Frau, selbst nicht die wünschenswerteste aller Bürgerinnen, Klage gegen einen von ihnen. Eine Untersuchung folgte, aber Beweise konnten nicht erbracht werden; der Charakter des Klägers selbst schloß eine Verurteilung aus, und der Fall wurde fallengelassen – von der Polizei.

Jemand anderes war schnell bei der Hand.

Eines Morgens, kurz vor Tagesanbruch, hörte ein den Schlepperweg am Kanal entlang patrouillierender Polizist ein bissiges Knurren. Er sah sich nach dem Hunde um. Anstatt des Hundes fand er auf einem dieser engen Zugänge, die zum Kanalufer führten, einen Mann. Er war an der Einzäunung aus starken Bohlen gefesselt, und sein nackter Rücken zeigte die Spuren einer Peitsche. Jemand hatte ihn während der Nacht festgehalten, als er das Flußufer auf der Suche nach Vergnügen unsicher gemacht hatte, hatte ihn geknebelt und gepeitscht. Fünfundzwanzig Hiebe! Ein Fachmann meinte, das Strafinstrument sei die behördlich gebrauchte neunschwänzige Katze gewesen.

Scotland Yard, neugierig und argwöhnisch, holte sich die »Drei Gerechten« heran. Aber die konnten mit unanfechtbaren Alibis dienen. So blieb Sven Gurther ungerächt – aber er hielt sich danach vom Schlepperweg fern.

In Oberzohns Hause gab es Zimmer, die nur dieser selbst besuchte. Das dänische Dienstmädchen hatte sich der Köchin gegenüber beklagt, daß ein Strom warmer, verpesteter Luft aus einem der Zimmer herausgeströmt sei, und sie eine Stunde lang

habe husten müssen, als sie daran vorüberkam und Dr. Oberzohn gerade heraustrat. Da war noch ein anderes Zimmer, in dem der Doktor ein wahres Ragout von Apparaten aufgestellt hatte: Galvanisiermaschinen, elektrische Maschinen, älter und mehr gebraucht als jene, die Mirabelle während ihres kurzen Aufenthaltes in der Stadt gesehen hatte, ferner eine Maschine für flüssige Luft, nicht von der modernsten Konstruktion, aber in gebrauchsfähigem Zustand.

Oberzohn war, sonderbar genug, kein Doktor der medizinischen Fakultät, nicht einmal Doktor der Chemie. Es war Doktor der Philosophie und der Rechte. Diese Experimente hier gehörten zu seinen Steckenpferden – Steckenpferde, die er seit seiner Kindheit geritten hatte.

Eines Abends saß er in seinem dumpfen Wohnzimmer, las in einem enggedruckten und bis ins kleinste durchgearbeiteten Band eines deutschen Philosophen und dachte dabei an etwas anderes. Obwohl die Sonne eben untergegangen war, waren Gardinen und Vorhänge zugezogen; ein Holzfeuer knisterte im Kamin, und das helle Licht dreier großer Birnen verbreitete einen Strahlenkreis.

Ein Telefonanruf unterbrach die Stille.

Oberzohn hörte und knurrte eine Entgegnung.

»So!« sagte er schließlich und redete ein Dutzend Worte in seinem fremdklingenden Englisch.

Er legte sein Buch beiseite, humpelte in seinen Plüschpantoffeln quer durch das Zimmer und drückte zweimal auf einen Klingelknopf neben dem Kamin.

Gurther kam lautlos herein und wartete.

Er war schmierig, unrasiert. Sein spitzes Kinn und die kurze Oberlippe waren blau von Bartstoppeln. Sein Hemd, das aus seiner Weste quoll, war schmutzig und fast schwarz an den Rändern. Er stand stramm, ein leeres Lächeln in seinen Augen, die sich auf einen Punkt über dem Kopf des Doktors richteten.

Dr. Oberzohn erhob seine Augen von seinem Buche.

»Ich wünsche, daß Sie heute abend einen Gentleman aus einem dieser Klubs vorstellen.«

Er sprach in jenem harten norddeutschen Dialekt, den sich Schweden so schnell aneignen.

»Ja, Herr Doktor.«

Gurther verschwand.

Dr. Oberzohn haßte aus irgendeinem Grunde die Deutschen. Das gleiche taten auch Gurther und Pfeiffer; Pfeiffer war polnischer Abstammung und Russe von Geburt. Gurther haßte die Deutschen, weil sie das kleine Gefängnis in Altdorf stürmten, um ihn zu lynchen, nachdem die Polizeihunde Frau Siedlitz' Körper gefunden hatten. Er wäre damals mit dem Leben nicht davongekommen, wenn die grüne Polizei nicht gewesen wäre, die einen Kommunistaufstand witterte, die Menge zerstreute und Gurther zu Fuß und unter Bedeckung nach der nächsten großen Stadt schickte. Die zwei Polizisten, die ihn begleiteten, sah man niemals wieder. Gurther erschien zwei Jahre später auf geheimnisvolle Weise in England; er hatte einen richtig ausgestellten Paß. Nichts verriet, daß er Gurther war.

Aber Leon wußte es, Manfred wußte es, und Poiccart wußte es.

Seiner Auspeitschung war eine gewisse Unschlüssigkeit vorangegangen.

»Es würde das einfachste sein, wir halten seinen Kopf so lange unter Wasser, bis er ertrunken ist«, sagte damals Leon.

Sie besprachen seinerzeit diesen Punkt, entschieden sich aber nicht aus einem sentimental oder moralischen Beweggrunde, sondern nur aus Dienlichkeitsgründen dagegen.

Gurther erhielt seine Peitschenstrafe und erfuhr niemals, wie nahe er dem schwarzen und schmierigen Kanalwasser gewesen war.

Dr. Oberzohn nahm sein Buch wieder auf – ein fesselndes Buch, das von der menschlichen Seele, von der Unsterblichkeit und von der Zeit handelte.

Er war gerade mitten bei einer Analyse des Begriffes Ewigkeit, als Gurther wieder erschien; er war nach ›Klub-Gentleman-Art‹ gekleidet. Sein Gehrock saß tadellos; Hemd und Weste hatten genau den richtigen Schnitt. Das schneeweiße Oberhemd, die Beinkleider mit Bügelfalte, die Krawatte und der Kragen ...

»Sehr gut!«

Dr. Oberzohns Blick glitt langsam prüfend über die Gestalt. »Aber die Hemdenknöpfe müßten Perlen sein und nicht Perlmutter. Und die Uhrkette ist aus der Mode ... man trägt keine. Ein Klub-Gentleman gestattet sich keinen sichtbaren Schmuck. Und dann meine ich, ein Schnurrbart ...«

»Jawohl, Herr Doktor!«

Gurther, der früher Schauspieler gewesen war, verschwand. Als er wiederkam, waren die Perlmutterknöpfe weg, an ihrer Statt trug er jetzt kleine Perlen, und auf seiner weißen Weste fehlte die Uhrkette. Auf seiner Oberlippe war ein kleiner brauner Schnurrbart hervorgesproßt, so natürlich, daß selbst Oberzohn, der ihn einer sehr kritischen Prüfung unterwarf, nichts daran auszusetzen hatte.

Der Doktor zog eine Brieftasche und holte daraus drei knisternde Banknoten.

»Ihre Hände, bitte?«

Gurther näherte sich drei Schritte, stand still, schlug mit den Hacken zusammen und hielt seine Hände zur Begutachtung hin.

»Gut! Sie kennen Leon Gonzalez? Er wird auf dem Ball der Künste sein. Er trägt kein Phantasiekostüm. Er war der Mann, der Sie gepeitscht hat.«

»Er war der Mann, der mich gepeitscht hat«, wiederholte

Gurther ohne Erregung.

Schweigen. Dr. Oberzohn warf seine Lippen auf. »Benton wird Ihnen Anweisung geben ...! Sie – haben es nur mit Gonsalez zu tun.«

Gurther verbeugte sich unbeholfen.

»Ich habe um diesen Auftrag gefleht«, erwiderte er, verbeugte sich nochmals und zog sich zurück. Später hörte Oberzohn das Summen des kleinen Autos, als es über das Gras auf die Straße hinausglitt.

Er nahm sein Buch wieder auf.

Dieses Kapitel über die Ewigkeit war ungemein fesselnd.

Der Ball der Künste in der ›Korinthischen Halle‹ war eins der Ereignisse der Saison, und die Eintrittskarten, die nur die Mitglieder dreier Klubs erhielten, wurden eifrigst von Leuten der Gesellschaft gesucht, die nicht im entferntesten etwas mit irgendeiner Kunst zu tun hatten, außer mit der Kunst, sich das Leben angenehm zu machen.

Als Mirabelle in die überfüllte Halle trat, sah sie sich verwundert um. Die Balkons, ihre Konturen umrissen von gedämpften Lichtern und halb in Blumen verborgen, waren zu Logen umgewandelt worden. Die Decke war mit blauem und goldenem Band drapiert. An einem Ende der großen Halle befand sich eine richtige Laube von Rosen, hinter der eine der zwei Musikkapellen spielte. Masken in jeder erdenklichen Verummung tanzten rhythmisch über das Parkett. Für den Blasierten bestand wenig Unterschied zwischen den Indianern, den Pierrots und den Rittern, die sich hier zeigten, und jenen, die sie hundertmal in hundert anderen Ballsälen gesehen hatten.

Als sich das junge Mädchen in Verwunderung und Entzücken umsah und alle bösen Ahnungen vergessen hatte, traten zwei Herren, der eine im Gesellschaftsanzug, der andere im Kostüm eines Briganten, unter dem Schatten eines der Balkone hervor und auf sie zu.

»Hier sind unsere Begleiter!« sagte Johanne mit plötzlicher Lebhaftigkeit. »Mirabelle, gestatten Sie mir, Sie mit Lord Evington bekannt zu machen.«

Der Mann im Gesellschaftsanzug strich seinen kleinen Schnurrbart und verneigte sich steif. Er hatte ein hageres, ein wenig bleiches, ernst dreinsehendes Gesicht. Seine runden, dunklen Augen betrachteten sie eine Sekunde lang, und dann: »Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Miss Leicester«, bemerkte er mit einer hohen, scharfen Stimme, die gerade die Spur eines fremden Akzents an sich hatte.

Das überraschte das junge Mädchen in gleicher Weise wie der kalte Kuß, den er auf ihre Hand drückte; und als ob er ihre Gedanken gelesen hatte, fuhr er schnell fort: »Ich habe so lange draußen im Auslande gelebt, daß mir England und englische Sitten ganz fremd geworden sind. Möchten Sie nicht tanzen? Und wollen Sie sich nicht lieber maskieren? Ich muß meines Anzugs halber um Entschuldigung bitten, aber ein Galaanzug war nicht zulässig.«

Sie band sich die rote Maske vor, und eine Sekunde später glitt sie durch die Menge und war im Augenblick den Blicken entschwunden.

9

Die Musikkapelle hatte zu spielen aufgehört. Besonders eifrige Tänzer klatschten in die Hände, und fast noch, ehe das Händeklatschen eingesetzt hatte, begann die zweite Kapelle den ›Kulloo‹ zu spielen.

Mirabelle war es nicht besonders wohl zumute. Ihr Kavalier war der korrekteste aller Tänzer, aber ihnen fehlte jener innere Kontakt, jene Interesseneinheit, die immer den ganzen Unterschied zwischen einem gut und einem schlecht

zusammenpassenden Paare ausmachen.

»Wollen wir uns nicht setzen?« bat sie. »Mir ist heiß.«

»Möchte das gnädige Fräulein nicht in die kleine Halle kommen?« fragte er. »Es ist kühler dort, und die Stühle dort sind sehr bequem.«

Sie sah ihn verwundert an.

»Gnädiges Fräulein« ist doch ein deutscher Ausdruck ... Warum bedienen Sie sich dessen, Lord Evington?«

»Ich lebte viele Jahre in Deutschland«, meinte Mr. Gurther.

Am Ende des Saales, verborgen durch die Blumendekoration des Podiums, befand sich eine Tür, die zu einem kleineren Zimmer führte; dieses Zimmer war für gewöhnlich von der großen Halle durch Flügeltüren getrennt, die selten geöffnet wurden. Heute nacht sollte das Anhängsel als Wintergarten dienen.

Gurther stand mit einladender Geste am Eingang einer kleinen Grotte, die durch eine einzige chinesische Laterne kümmerlich erleuchtet war.

»Ich möchte lieber draußen sitzen«, sagte Mirabelle und zog einen Stuhl aus der Grotte.

»Entschuldigen Sie bitte!«

Sofort war er an ihrer Seite, der Stuhl aufgestellt und ein Kissen gefunden.

Mirabelle ließ sich mit einem Seufzer der Erholung in den Stuhl fallen. Es war noch zu früh für Tanzmüde. Als Mirabelle sich umsah, bemerkte sie, daß sie, außer einem einsamen Kellner, allein waren.

»Nehmen Sie Wein ...? Nein! Orangenlimonade? Gut!«

Gurther rief den Kellner heran und gab seinen Auftrag.

»Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich ein wenig fremd bin. Ich habe lange Jahre in Deutschland gelebt – außer während

des Krieges, da war ich in Frankreich.«

Es war richtig, Mr. Gurther war viele Jahre lang in Deutschland gewesen, aber niemals in Frankreich. Ebensowenig hatte er einen einzigen Schuß während des ganzen Krieges knallen hören.

»Sie leben auf dem Lande, natürlich?« fragte er sie.

»Nein. In London. Ich arbeite bei Mr. Oberzohn.«

»So! Guter Kerl! Gentleman!«

Sie hatte keinen allzu guten Eindruck von dem Doktor erhalten, aber sie hörte mit Genugtuung, daß ein Fremder mit solcher Herzlichkeit von ihrem neuen Chef sprach.

In diesem Augenblick weilte sie mit ihren Gedanken auf Heavytree-Farm. Etwas würgte sie in ihrer Kehle. Sie fühlte sich sehr weit von Hause und sehr verlassen. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und zu Hanne hingelaufen, um ihr zu sagen, sie habe ihren Entschluß geändert und müsse noch in dieser Nacht nach Gloucester zurückkehren ... Ungeduldig wartete sie auf die Rückkehr des Kellners.

Mr. Gurther spielte mit einigen Strohhalmen, die er dem Glasbehälter auf der Mitte des Tisches entnommen hatte. Das eine Ende der Strohhalme war oberhalb des Tischrandes sichtbar, das andere Ende der Strohhalme war tief in eine weithalsige kleine Flasche getaucht, die Gurther in der Hand hielt.

Die hohlen Halme enthielten ein Zoll tief das rote Pulver, mit dem die Flasche gefüllt war.

»Entschuldigen Sie, bitte!«

Der Kellner stellte die beiden Gläser mit Limonade auf den Tisch. Mirabelles Augen waren sehnsüchtig auf die kleine Tür im Hintergrund des Zimmers gerichtet. Diese ging auf die Straße hinaus, und dort standen Autodroschken, die sie innerhalb zehn Minuten nach Paddington-Station bringen

konnten.

Als sie ihren Blick wieder ihrem Begleiter zuwandte, rührte dieser den bernsteingelben Inhalt ihres Glases mit einem Löffel um. Zwei Strohhalme ragten einladend aus der schäumenden Limonade. Mirabelle lächelte und erhob ihr Glas, als er eine Zigarette in seine lange schwarze Zigarettenspitze steckte.

»Darf ich rauchen ...?«

Das erste, was sie durch die Strohhalme schmeckte, war etwas außerordentlich Bitteres. Sie zog ein schiefes Gesicht und stellte das Glas hin.

»Scheußlich!«

»Hat es schlecht geschmeckt ...?« fragte er.

»Es schmeckte ganz fürchterlich ...«

»Wollen Sie bitte das meineige versuchen?« Er bot ihr sein Glas, und sie trank.

»Es muß etwas in „den Strohhalmen gewesen sein.« Damit sagte er die Wahrheit.

»Es war ...«

Das Zimmer drehte sich vor ihr, der Fußboden hob und senkte sich wie das Deck eines Schiffes bei stürmischer See. Sie stand auf, schwankte und packte ihn am Arm.

»Öffnen Sie die kleine Tür, Kellner, bitte! .. Die Dame ist ohnmächtig.«

Der Kellner riß die Tür auf.

Ein Mann stand dort – gerade außerhalb der Tür. Über seinem Gesellschaftsanzug trug er einen langen spanischen Mantel.

Gurther starrte ihn an, die Zigarette noch ohne Feuer, mit halb amüsiertem, halb niedergeschlagenem Ausdruck. Er rührte keine Hand.

Gonzalez wartete dort ... der Tod grinste ihn an ... Und dann wurde der Raum pechschwarz dunkel. Jemand hatte die

Lichtleitung unterbrochen.

10

Fünf, zehn Minuten vergingen, ehe der Eigentümer des Ballhauses auf seinem Weg nach dem kleinen Zimmer strauchelte, stolperte und fluchte. Er stieß gegen die gemieteten Blumen und arbeitete sich durch die Trümmer von Blumentöpfen und Haufen verstreuter Erde zum Schalter. Eine Sekunde darauf waren die Räume wieder glänzend erleuchtet.

Der Geschäftsführer des Ballhauses kam in den Wintergarten gerast.

»Was war denn los? Die Sicherung durchgebrannt?«

»Nein«, antwortete der Besitzer verdrießlich, »irgendein Narr hat aus Übermut ausgeschaltet.«

Der Kellner protestierte aufgeregt, niemand sei dem Schalter zu nahe gekommen.

»Da war ein Herr und eine Dame hier und ein zweiter Gentleman draußen.«

Er wies auf die offene Tür.

»Wo sind sie hin?«

»Ich weiß nicht. Die Dame war ohnmächtig«, entgegnete der Kellner.

Die drei waren verschwunden, als der Geschäftsführer in einen kleinen Hof hinausging, der an der Ecke des Gebäudes in eine Nebenstraße mündete. Dann kam er von seiner Inspektionsreise zurück.

»Jemand hat das vom Hofe aus getan. Dort befindet sich ein offenes Fenster, von dem aus man den Schalter leicht erreichen kann.«

Das Fenster wurde geschlossen.

»Im Hofe befindet sich weder eine Dame noch ein Herr«, sagte der Geschäftsführer zum Kellner. »Sind Sie sicher, daß sie nicht in den großen Saal gegangen sind?«

»Im Dunkeln ... vielleicht.«

Des Kellners Aufgeregtheit war begreiflich. Mr. Gurther hatte ihm eine Fünfpfundnote gegeben, und der Kellner hatte ihm das Geld noch nicht zurückgegeben. Und er würde auch wohl niemals zurückkehren, um es zu beanspruchen, wenn alles, was seine scharfen Ohren aufgefangen hatten, wahr war.

Vier Männer erschienen im Wintergarten; einer schloß die Tür und blieb daran stehen. Die drei anderen waren vom Geschäftsführer begleitet, der Philips, den Kellner, rief.

»Dieser Mann hat sie bedient«, erklärte der Geschäftsführer verstört.

»Wie sah der Herr aus?«

Philips gab eine kurze und nicht unzutreffende Beschreibung.

»Ich glaube, Herr Fluen, das ist Ihr Mann!«

»Der dritte der Gesellschaft war bärtig und dick. Er trug einen Derbyhut zum Gesellschaftsanzug.«

»Das ist Gurther!« Er nickte. »Es wird mir großes Vergnügen bereiten, mit ihm zusammenzutreffen. Acht Monate lang hat sich die Botschaft um seine Auslieferung bemüht. Aber unsere Leute zu Hause ...«

Er zuckte die Achseln. Alle richtig beschaffenen Beamten verhalten sich in solcher Weise, wenn sie von ihrer Regierung sprechen.

»Und die Dame, sagen Sie ...« – Inspektor Meadows war offensichtlich beunruhigt. – »Sie war ohnmächtig, sagten Sie? Hat sie irgend etwas getrunken?«

»Orangenlimonade ... Hier ist das Glas. Sie sagte, es befände sich etwas Häßliches in den Strohhalmen. Hier, die sind es!«

Philips reichte sie dem Detektiv. Dieser netzte seinen Finger an den Halmen, führte ihn an die Zunge und spuckte schnell aus.

Gonsalez natürlich. Aber wohin war er gegangen? Und wie? Mit einem ohnmächtigen Mädchen in seinen Armen und diesem Schlangenbastard? Gurther war außerordentlich schnell beim Zupacken und ein grausamer kalter Mann.

»Als das Licht ausging ...«, begann der Kellner, und die Unruhe schwand aus Mr. Meadows Gesicht.

»Natürlich ... Ich hatte das vergessen«, äußerte Meadows leise. »Das Licht ging aus.«

Den ganzen Weg nach Scotland Yard zurück versuchte Meadows, etwas aus seinem Unterbewußtsein an die Oberfläche zu bringen. Etwas, was dort quälend an der Arbeit war, dessen leise Berührung er fühlte, und das ihm dennoch jedesmal entwich, wenn er es festhalten wollte. Es hatte nichts mit dem Licht zu tun – nichts mit Gonsalez, noch mit dem Mädchen. Mit Gurther? Nein. – Auch mit Manfred nicht? Ein Name war ihm an jenem Tage genannt worden – er hatte eine geheimnisvolle Bedeutung. Ein goldener Götze. Er nahm den Gedanken an dessen Ende auf ... *Johnny!* Manfreds Privatgeheimnis. Und als er sich nun dessen erinnerte, war er enttäuscht. Der Umstand war zu unbedeutend, um sich von ihm in Verwirrung bringen zu lassen.

Meadows verließ seine Begleiter an der Ecke der Curzon-Straße und trat allein in das Haus. Ein Lichtstreifen ließ sich zwischen den Vorhängen des Zimmers im ersten Stock sehen. Der Gang war erleuchtet. Poiccart beantwortete sein Klingeln sofort.

»Jawohl. George und Leon waren vor kurzer Zeit zurück ... Das Mädchen? Nein, sie hatten nichts über ein Mädchen berichtet. Mir schien es, als ob sie beunruhigt ausgesehen hätten. Handelt sich um Miss Leicester, nehme ich an. Wollen Sie nicht eintreten?«

»Nein, ich kann nicht warten. Ich sehe, da ist Licht in Manfreds Zimmer.« Der Schatten eines Lächelns erhellte das massive Gesicht Poiccart und verschwand sofort.

»Das ist auch mein Zimmer. In Abwesenheit ihrer Herren nehmen sich deren Diener große Freiheiten. Soll ich George eine Botschaft ausrichten?«

»Bitten Sie ihn, er soll mich im Yard anrufen!«

Poiccart schloß die Tür hinter ihm, blieb in der Halle stehen, um ein Tablett auf den Tisch zu stellen, und hängte einen Hut auf. Das alles sah Meadows durch das Fenster über der Tür und durch das Spazierstockperiskop, das er immer bei sich führte, Und, was Meadows sah, ließ seine Zweifel schwinden.

Poiccart stieg langsam die Treppe hinauf in das kleine Kontor, zog die Vorhänge zurück und öffnete das Oberfenster. In der nächsten Sekunde sah der beobachtende Detektiv das Licht ausgehen und ging fort.

»Tut mir leid, daß ich euch im Dunkeln lassen muß«, sagte Poiccart.

Die Männer, die im Zimmer waren, warteten, bis die Laden zugemacht und die Vorhänge zugezogen waren, und dann flammte Licht auf. Auf einem langen Diwan lag, mit bleichem Gesicht, geschlossenen Augen und kaum atmender Brust, Mirabelle Leicester. Ihr Domino lag in einem einzigen schimmernden Haufen von Grün und Scharlach auf dem Fußboden. Leon badete ihr Gesicht sanft mit einem Schwamm. George Manfred sah mit gerunzelter Stirn vom Rücken des Diwans aus zu.

»Wird sie sterben?« fragte er geradezu.

»Ich weiß nicht. Manchmal stirbt man nach diesem Zeug«, erwiderte Leon kaltblütig. »Sie muß es ziemlich unverdünnt bekommen haben. Gurther ist ein roher Patron.«

»Was war's denn?« fragte Manfred.

Gonsalez spreizte seine freie Hand mit einer Gebärde der Ungewißheit.

»Wenn Sie sich Morphium im Superlativ vorstellen können, so was war's. Ich weiß nicht. Ich hoffe, sie stirbt nicht. Sie ist ziemlich jung ... Es wäre das Schlimmste.«

Poiccart bewegte sich unruhig. Er allein hatte in seiner Seele, was Leon ›die Spur‹ eines Gefühles nennen würde.

»Können wir Elver erreichen?« fragte er besorgt, und Leon sah mit seinem knabenhaften Lächeln auf.

»Zwiebeln züchten in Sevilla hat dich weich gemacht, Raymondo mio!« In Augenblicken großer Spannung verfehlte er niemals, den starken Mann mit seinen zwei Jahren landwirtschaftlicher Versuche zu foppen, und sie wußten, daß diese Neckereien den wohlerwogenen Zweck verfolgten, sein Gemüt zu beruhigen.

Mirabelles Augenlider hatten zweimal gezuckt. Leon hob ihren bloßen Arm, stieß die Nadel einer winzigen Spritze hinein und drückte den Kolben durch.

»Morgen wird sie genau das Gefühl haben, als ob sie betrunken gewesen wäre«, meinte er ruhig. »Und auf der Zunge einen Geschmack, als ob sie zehn starke Zigarren geraucht hätte. O Senorita, öffne deine Augen und gönne deinen Freunden einen Blick!«

Der letzte Satz war auf Spanisch gesprochen. Sie hörte es; die Lider zuckten und hoben sich.

»Sie sind weit weg von Heavytree-Farm, Miss Leicester!«

Sie sah erstaunt in das gütige Gesicht George Manfreds.

»Wo bin ich?« fragte sie mit schwacher Stimme und schloß ihre Augen sofort wieder mit einer Grimasse des Schmerzes.

»Diese Frage stellen sie immer; geradeso, wie es in den Büchern steht«, bemerkte Leon in lehrhaftem Tone. »Wenn sie nicht sagen: ›Wo bin ich‹, fragen sie nach ihrer Mutter. Sie ist

außer Gefahr.«

Er hatte eine Hand an ihrem Puls, die andere an der Seite des Halses.

»Sonderbar regelmäßig! Sie hat gute Anlagen ... mathematische anscheinend.«

»Sie ist sehr schön«, äußerte Poiccart mit gedämpfter Stimme.

»Alle Menschen sind schön ... genauso, wie alle Zwiebeln schön sind.«

»Wie lange brauchen wir noch?« unterbrach ihn Manfred.

Leon schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht. Ich glaube aber nicht lange. Natürlich hätten wir's Meadows sagen können, und er würde Polizeireserven herangebracht haben, aber ich bin dafür, daß wir sie nicht bei dieser Angelegenheit haben sollten.«

»Die Alte Garde war dort?«

»Jede Mütze von ihnen ... Zähle Kerle! Die werden hiersein, sobald der Herr Doktor entdeckt, was vor sich geht. Nun, ich denke, ihr könnt reisen. Ich möchte sie aus dem Wege haben.«

Er bückte sich, legte seine Hände unter Mirabelle und hob sie auf. Die Kraft, die in seinem zarten Körper steckte, war eine nimmer endende Quelle der Verwunderung für seine beiden Freunde.

Sie folgten ihm die Treppe hinunter, die kurze Halle entlang und eine andere Treppe hinunter in die Küche. Manfred öffnete die Tür und ging auf einen gepflasterten Hof hinaus. In der Grenzmauer befand sich eine schwere Tür. Er öffnete sie langsam und spähte hinaus. Hier befanden sich die unvermeidlichen Stallungen. Das Geräusch eines angelassenen Motors ließ sich aus einer benachbarten Garage hören. Augenscheinlich wartete jemand auf sie. Ein langgestrecktes Auto fuhr geräuschlos vor, und eine Frau stieg aus. Neben dem Chauffeur am Steuer saßen zwei Männer.

»Ich glaube, zur richtigen Aufregung werdet ihr nicht mehr zurecht kommen«, sagte Gonsalez; dann gab er der Schwester einige Anweisungen und schloß die Tür hinter ihr.

»Nehmen Sie den kürzesten Weg!« befahl er dem Chauffeur.
»Swindon-Gloucester. Gute Nacht!«

»Gute Nacht, Sir!«

Er sah ihnen gespannt nach, als der Wagen in die Hauptstraße einbog. Noch immer wartete er, den Kopf weit vorgebeugt. Zwei Minuten vergingen, und der schwache Ton einer Autohupe, ein langer und ein kurzer, ließen sich hören. Er seufzte.

»Sie befinden sich außerhalb der Gefahrenzone«, bemerkte er.

Bang! Er sah den Blitz, hörte das Klatschen des Geschosses, als die Kugel die Tür traf, und seine Hand ballte sich. Dann kamen ein dumpfer schlagartiger Laut, ein Wehschrei aus einer der dunklen Ecken der Stallungen und das Geräusch von Stimmen. Leon zog sich in den Hof zurück und verriegelte die Tür.

Er besaß eine neue Waffe. »Oberzohn ist ein ziemlich gerissener Vogel. Aber was Geräuschlosigkeit anbelangt, steht meine Luftpistole doch über ihrer Schußwaffe.«

»Ich erwartete den Angriff nicht von diesem Teil der Stallungen her.«

Manfred steckte seinen gewohnten Browning wieder in die Tasche.

»Wenn sie von der anderen Seite gekommen wären, hätte das Auto nicht vorbeifahren können.«

Sie gingen ins Haus. Poiccart hatte bereits das Licht im Hallengang abgeschaltet.

»Sie haben doch ihren Mann getroffen ... tötet das Ding?« fragte Manfred.

»Wenn's der Zufall will, ist's schon möglich. Ich zielte auf

seinen Magen. Ich fürchte, ich habe ihn in den Kopf getroffen. Wegen einer Wunde in seinem Magen hätte er nicht gequiekt. Ich fürchte, er lebt.«

Leon fühlte sich die Treppe hinauf und nahm das Telefon zur Hand.

Sofort fragte eine Stimme: »Nummer?«

»Geben Sie mir 8877, Treasury!«

Leon wartete, dann fragte eine andere Stimme:

»Ja. Hier ist Scotland Yard.«

»Mr. Meadows, bitte!«

Manfred beobachtete ihn stirnrunzelnd.

»Sind Sie das, Meadows? ... Sie haben eben Leon Gonzalez erschossen. Können Sie mir Polizeireserven heraussenden und ein Krankenauto?«

»Sofort!«

Leon hängte den Hörer an und kicherte in sich hinein.

»Was soll das heißen?« fragte Poiccart.

»Ist dieses Volk gerissen!« Leons Stimme verriet seine Bewunderung. »Sie haben die Leitung nicht durchgeschnitten ... sie haben sie nur umgelegt.«

»Pffft!« Manfred stieß einen Pfiff aus. »Sie haben mich genarrt! Sie haben mit Oberzohn gesprochen?«

»Mit Hauptmann Monty und Lew Cuccini. Vielleicht haben sie sich täuschen lassen. Aber wenn sie sich haben nicht täuschen lassen, werden wir das bald erfahren.«

Leon brach hastig ab. An der Vordertür wurde Klopfen hörbar; ein einziger, schwerer Schlag. Leon grinste entzückt.

»Einer von uns muß nun vorsichtig ein Oberfenster öffnen und hinaussehen, worauf er sofort angeschossen werden wird. Ich werde diesen Kerls einen Schrecken einjagen.«

Er lief hastig zum obersten Stockwerk hinauf und zog auf

dem Treppenabsatz, außerhalb einer Mansardentür, an einem Strick.

Eine Feuerleiter, die flach gegen die Decke gelegen hatte, kam herunter, und gleichzeitig öffnete sich ein kleiner Lichtschacht. Leon ging in den Raum, und seine Taschenlampe zeigte ihm bald, was er brauchte, einen kleinen Papiermachezylinder, der einer Siebenpfundgranate nicht unähnlich war.

Mit diesem im Arm kletterte er die Leiter zum Dach hinauf, befestigte den Zylinder an einer flachen Stelle und zündete ihn an. Es gab ein plötzliches Aufflammen, ein dumpfes Bumm. Dann schoß eine weiße Kugel in die Luft, beschrieb einen schönen Bogen und barst in einen Schauer glänzender tiefroter Sterne.

Leon wartete, bis der letzte erloschen war, dann stieg er, den heißen Zylinder unter seinem Arm, die Leiter herunter, machte das Tau los, das sie an Ort und Stelle gehalten hatte und kehrte zu seinen zwei Freunden zurück.

»Sie werden glauben, wir hätten geheime Signale mit der Polizei vereinbart«, sagte er; »wenn meine Kenntnis ihrer seelischen Veranlagung richtig ist, werden wir nicht wieder belästigt werden.«

Zehn Minuten später ließ sich ein anderes Klopfen an der Tür hören; gebieterisch diesmal, fast amtlich in seiner Art.

»Das«, erklärte Leon, »ist ein Polizist, der uns wegen des Feuerwerks in einer öffentlichen Straße zur Rede stellen wird.«

Leichtfüßig lief er zur Halle hinunter und öffnete diesmal ohne Zögern die Tür. Eine große mit einem Helm bedeckte Gestalt stand an der Türschwelle, ein Notizbuch in der Hand.

»Sind Sie der Gentleman, der die Rakete abgebrannt hat?« begann er.

Leon ging an ihm vorbei und sah die Curzon-Straße hinauf

und hinunter. Wie er es erwartet hatte, die ›Alte Garde‹ war verschwunden.

11

Monty Newton schleppte sich nach Hause. Er war müde und ärgerlich und öffnete sich selbst mit seinem Schlüssel die Tür.

Er fand den Diener auf dem Fußboden der Halle im Schlaf und mit seinem Mantel bedeckt; Monty stieß ihn mit der Spitze seines Fußes, bis er wach war.

»Stehen Sie auf!« knurrte er. »Irgend jemand hier gewesen?«

Fred erhob sich, ein wenig verdöst, und rieb sich die Augen.

»Der alte Mann ist im Wohnzimmer«, sagte er, und sein Herr ging ohne ein Wort an ihm vorbei.

Als er die Tür öffnete, sah er, daß alle Lichter im Wohnzimmer brannten. Dr. Oberzohn hatte ein kleines Tischchen an den Kamin gezogen, und vor diesem saß er kerzengerade, ein winziges Schachbrett vor sich und in eine Schachaufgabe vertieft. Er warf nur einen kurzen Blick auf den Ankömmling und nahm dann seine Beschäftigung wieder auf, machte einen Zug ...

»Ach«, sagte er mit Befriedigung, »Leskina hat unrecht. Es ist möglich, in fünf Zügen matt zu setzen.«

Er warf die Schachfiguren durcheinander und wandte sich ganz Newton zu.

»Nun, haben Sie die Angelegenheit zu einem befriedigenden Abschluß gebracht?«

»Er brachte die Reserven heran«, versetzte Monty; ging an eine Kredenz und schenkte sich verschwenderisch Whisky ein.

»Sie haben Cuccini an der Kinnlade verletzt. Nichts

Ernstliches.«

Dr. Oberzohn legte seine knöchigen Hände auf seine Knie.

»Gurther muß bestraft werden!« sagte er. »Augenscheinlich hat er seine Nerven verloren. Und wenn ein Mensch seine Nerven verliert, dann verliert er auch seinen Sinn für Zeit. Und seine Pünktlichkeit ... Wie beklagenswert! Das Auto war nicht angekommen; meine eigene, ausgezeichnete Polizei hatte nicht Aufstellung genommen! Was für ein Jammer!«

»Die Polizei ist hinter ihm her. Ich nehme an, daß Sie das wissen.« Newton blickte über sein Glas hinweg zu ihm hinüber.

Dr. Oberzohn nickte.

»Das Auslieferungsverfahren ist nun so gut wie perfekt. Aber Gurther ist ein zu guter Mann, um ihn zu verlieren. Ich habe ein Versteck für ihn zurechtgemacht. Er ist zu vielem zu gebrauchen.«

»Wohin ist er gegangen?«

Dr. Oberzohns Augenbrauen hoben und senkten sich.

»Wer weiß!« bemerkte er. »Er hat den kleinen Wagen. Möglich, er ist zu dem Haus gefahren.«

Newton ging an das Fenster und blickte hinaus. Der Chester-Square erschien im grauen Licht des dämmernden Morgens unheimlich. Und darauf sah er eine Gestalt aus dem Schatten treten und langsam an die Südseite des Vierecks gehen.

»Man bewacht dieses Haus!« rief er und lachte.

»Wo ist die junge Dame?« fragte Oberzohn, der düster in das Feuer starrte.

»Ich weiß nicht ... Ein Auto wurde aus den Stallungen gezogen, gerade als einer unserer Leute die Einfahrt »schloß«. Wahrscheinlich ist sie nach Heavytree-Farm zurückgekehrt, und Sie können Ihr Laboratorium verkaufen. Es gibt jetzt nur einen Weg, und das ist der Weg der Gewalt. Wir haben Zeit. In sechs Wochen können wir viel machen. Villa kommt heute morgen ...

Ich wünschte, wir hätten den Götzen aus dem Koffer genommen. Er könnte die Polizei auf die richtige Spur bringen.«

Dr. Oberzohn spitzte seine Lippen, als ob er im Begriff sei, zu pfeifen, aber er machte sich natürlich keines solchen Leichtsinns schuldig.

»Ich freue mich, daß sie ihn gefunden haben«, äußerte er mit Entschiedenheit. »Für die bedeutet er eine Witterung. Was können sie sich denn anderes dabei denken, als daß der unglückliche Barberton auf ein altes Schatzhaus der Eingeborenen gestoßen ist? Nein, das fürchte ich nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Am meisten fürchte ich Johnson Lee und diesen seltsamen Amerikaner, Elijah Washington.«

Er steckte seine Hände in die Tasche und zog ein dünnes Paket Briefe heraus.

»Johnson Lee ist für mich schwer zu begreifen. Was kann einen Gentleman veranlassen, einem Buren so freundliche Briefe zu schreiben?«

»Wie sind Sie denn zu diesen Briefen gekommen?«

»Villa hat sich ihrer bemächtigt. Eine ebenso intelligente Handlung wie die, die Figur nicht anzutasten.«

Er reichte Newton einen der Briefe hinüber. Der Brief trug die Aufschrift:

›Ankunft abwarten! Postlagernd Mossamedes.‹

Der Brief selbst war in einer sonderbar runden, jugendlichen Handschrift geschrieben; ein weiterer merkwürdiger Umstand war, daß das Briefpapier in regelmäßigen Abständen quer über den Boden perforiert war, und daß Mr. Johnson Lee auf den durch die Durchlöcherung entstandenen Linien schrieb.

›Lieber B.! Ich habe meinen Bankier angewiesen, Ihnen 500 £ Sterling zu kablern. Ich hoffe, das wird Sie durchbringen und genug übriglassen, um Ihre Rückfahrt zu bezahlen. Sie können sicher sein, daß ich kein Wort verraten werde, und Ihre Briefe

kann natürlich niemand im Hause lesen, außer mir. Ihre Geschichte ist sehr seltsam. Ich rate Ihnen, sofort nach Hause zu fahren und Miss Leicester zu sprechen.

Ihr Freund Johnson Lee.«

Der Briefbogen war überschrieben »Rath Hall, 13. Januar.«

»Die Briefe erreichten mich heute. Wenn ich sie vorher gesehen hätte, brauchten diese bedauerlichen Ereignisse nicht zu passieren.«

Oberzohn sah nachdenklich zu seinem Freund hin.

»Jetzt werden sie Schwierigkeiten machen. Ich hegte diese Erwartung.« Monty wußte, daß Oberzohn mit diesen Worten die »Drei Gerechten« meinte.

»Aber auch sie sind sterblich. Erinnern Sie sich daran, Newton; auch sie sind sterblich!«

»Ebenso wie wir«, antwortete Newton düster.

»Soweit ich dabei beteiligt bin, ist das die Frage«, sagte Oberzohn.

Dr. Oberzohn scherzte niemals. Er sprach mit der größten Ruhe und Sicherheit. Monty vermochte nur, ihn anzustarren.

Als der Doktor sein Haus betrat, erwartete er nicht, Gurther in der Halle anzutreffen. Der Mann hatte sein glänzendes Äußere abgetan und befand sich wieder in der schmutzigen und schäbigen Kleidung, die er in der Nacht zuvor abgelegt hatte.

»Sie sind hier, Gurther?«

»Ja, Herr Doktor!«

»In mein Zimmer!« bellte Dr. Oberzohn und marschierte voraus.

Gurther folgte ihm und stand dann, den Rücken zur Tür gewandt, aufrecht, das Kinn erhoben, seine hellen sonderbaren Augen auf einen Punkt in der Luft gerichtet, der sich wenige Zoll über dem Kopf seines Herrn befand.

»Erzähle jetzt!«

Das plumpe Gesicht des Doktors arbeitete in lächerlicher Weise.

»Ich sah den Mann, Herr Doktor. Und dann ging das Licht aus, und ich legte mich nieder, da ich erwartete, er würde schießen ... Ich glaube, er muß das gnädige Fräulein mit sich genommen haben. Ich konnte nichts sehen, denn eine Palme stand zwischen uns. Ich ging sofort nach dem größeren Saal zurück und durch die Menge auf dem Parkett. Sie hatten große Angst.«

»Haben Sie sie gesehen?«

»Ja, Herr Doktor«, antwortete Gurther. »Für mich ist es nicht schwer, in der Dunkelheit zu sehen. Danach lief ich nach dem anderen Eingang, aber sie waren fort.«

»Komm her!«

Der Mann stoltzte zwei Schritte auf den Doktor zu, und Oberzohn schlug ihn zweimal mit der flachen Hand ins Gesicht. Kein Muskel in des Mannes Gesicht zuckte. Er stand aufrecht, sein Mund halb zu einem Grinsen verzogen, seine seltsamen Augen starrten geradeaus.

»Das ist für die Unpünktlichkeit. Hat dich jemand zurückkehren sehen?«

»Nein, Herr Doktor, ich kam zu Fuß.«

»Hast du das Licht gesehen?«

»Ja, Herr Doktor, und ich dachte, es würde das beste sein, wenn ich hier wäre.«

»Da hast du recht. Marsch!«

Oberzohn ging in das verbotene Zimmer, drehte den Schlüssel um und schritt in die überhitzte Atmosphäre hinein. Gurther stand erwartungsvoll an der Tür. In diesem Augenblick kam der Doktor zurück. Er trug eine lange mit einer Art Flanell bedeckte Kiste unter seinem Arm. Er reichte sie dem wartenden Manne,

ging nochmals in das Zimmer und kehrte einige Minuten später mit einer zweiten, etwas größeren Kiste zurück.

»Marsch!« sagte er.

Gurther folgte ihm aus dem Hause und quer durch den mit üppigem Unkraut überwucherten ›Garten‹ in der Richtung auf die Fabrik. Ein weißer Nebel hatte sich vom Kanal heraufgewälzt, und Fabrik wie Gelände lagen unter seinem weißen Schleier.

Oberzohn nahm den Weg durch ein schiefes Loch in der Mauer, in dem früher einmal eine Tür gewesen war, und verfolgte einen mühevollen Kurs zwischen verkohlten Balken und verbogenen Trägern, die den Boden bedeckten. In der Nähe der entgegengesetzten Seite des Gebäudes machte Oberzohn halt, setzte seine Kiste nieder, scharfte die Asche mit seinem Fuße beiseite und reinigte auf diese Weise einen Raum von drei Quadratfuß. Dann bückte er sich, faßte einen eisernen Ring und zog; mühelos kam eine Fliese zum Vorschein. Oberzohn nahm die Kiste wieder auf und stieg die Steinstufen hinab; er machte nur einmal halt, um Licht anzuschalten.

Die Gewölbe der Fabrik waren in Wirklichkeit vom Feuer unberührt geblieben. Hier befanden sich Regale, die noch jetzt verstaubte Ballen Baumwollwaren trugen. Oberzohn war in Eile. Er querte den steinernen Fußboden mit zwei Schritten, nahm die Querschiene von der anderen Tür, schritt ins Dunkle hinein und stellte dort seinen Kasten auf den Erdboden.

Die elektrische Kraft in der Fabrik wurde in früheren Tagen durch zwei voneinander unabhängige Leitungen verbreitet, und die Stromverbindung mit den Gewölben war in Wirklichkeit von der Explosion nicht berührt.

Sie befanden sich jetzt in einem kleineren, ziemlich gut möblierten Raum. Gurther wußte das, denn hier hatte er den größeren Teil seiner ersten sechs Monate in England zugebracht. Frische Luft wurde durch drei kleine Roste in der Nähe des

Daches vermittelt. Auch ein Ofen war da und, wie Gurther wußte, auch ein genügender Vorrat an Feuerungsmaterial in einem der drei Keller, die in das Gewölbe mündeten.

»Hier bleibst du, bis ich nach dir schicke!« befahl Oberzohn.
»Vielleicht heute nacht, nachdem sie gesucht haben. Hast du einen Revolver?«

»Ja, Herr Doktor.«

»Essen, Wasser, Betten ... alles, was du brauchst.«

Oberzohn riß einen anderen von den Kellern auf und prüfte die Vorräte.

»Ich komme vielleicht heute nacht, um dich zu holen, vielleicht morgen nacht, wer weiß? Du wirst sofort Feuer machen!«

Oberzohn deutete auf die beiden mit Flanell bedeckten Kisten.

»Guten Morgen, Gurther!«

»Guten Morgen, Herr Doktor!«

Oberzohn stieg zu dem Fußboden der Fabrik hinauf, ließ die Falltür zufallen, schob die Asche, die deren Anwesenheit verbarg, zurück und ging, nachdem er einen vorsichtigen Blick ringsherum getan hatte, quer über das Feld nach seinem Hause zurück.

Er war kaum in seinem Arbeitszimmer angelangt, als bereits das erste Polizeiauto die Gasse entlang donnerte.

12

Im Verlauf seiner Nachfragen entdeckte Detektivinspektor Meadows, daß zwei Männer um acht Uhr des vorigen Abends nach Barberton gefragt hatten. Der erste von diesen wurde als großer Mensch von fast aristokratischer Erscheinung

beschrieben. Er trug eine dunkle, hornumrandete Brille. Der Geschäftsführer des Hotels meinte, der Mann hätte ein Invalide sein können, denn er ging an einem Stock. Der zweite Mann wäre wohl eine Art Diener gewesen, denn er sprach sehr respektvoll zu dem Besucher.

»Nein, er nannte seinen Namen nicht, Mr. Meadows«, berichtete der Geschäftsführer. »Ich erzählte ihm das Fürchterliche, was Mr. Barberton zugestoßen sei, und er war so verstört, daß ich die Frage nicht gern stellen wollte.«

Meadows befand sich auf seiner Rundreise zur Curzon-Straße, als er das hörte, und kam dort gerade recht zum Frühstück.

Manfreds Dienerschaft betrachtete es als eine Überspanntheit eines sonst normal veranlagten Herrn, daß er unabänderlich mit seinem Kellermeister und Chauffeur frühstückte. Dieser Umstand war schon oft in der kleinen Dienerhalle durchgehechelt worden; es erregte daher kein Aufsehen mehr, als Manfred in die niederen Regionen hinuntertelefonierte und um ein weiteres Gedeck bat.

Das Dreigestirn befand sich in hoffnungsvoller Stimmung. Leon Gonzalez war besonders lebhaft und vergnügt, wie er es stets nach einer solchen Nacht wie der letzten war.

»Wir durchsuchten Oberzohns Haus vom Keller bis zum Boden«, erzählte Meadows, nachdem das Gedeck aufgelegt worden war.

»Und natürlich habt ihr nichts gefunden. Der elegante Gurther ...?«

»... war nicht da. Der Kerl wird sich in respektvoller Entfernung halten, sobald er gewahr wird, daß ein Haftbefehl gegen ihn heraus ist.«

Manfred unterdrückte ein Gähnen.

»Gurther kehrte bald nach Mitternacht zurück und befand sich

jedenfalls bis zu Oberzohns Rückkehr dort.«

»Sind Sie dessen sicher?« fragte der Detektiv betroffen.

Leon nickte mit lustigem Augenzwinkern.

»Danach verhinderte einer dieser verdammten Flußnebel jede weitere Beobachtung. Aber ich bilde mir ein, Herr Gurther ist auf jeden Fall nicht weit fort. Haben Sie seinen Kollegen Pfeiffer gesehen?«

Meadows nickte.

»Ja, er putzte gerade Stiefel, als ich ankam.«

»Wie romantisch.«

»Ein interessanter Mann, dieser Gurther«, bemerkte Gonzalez nachdenklich. »Ich habe das Gefühl, daß er dem Strick entgehen wird. Soso! Sie konnten ihn nicht finden? Ich fand ihn aber vergangene Nacht. Wenn es nicht um die Dame gewesen wäre, die unser Interesse erforderte und daher ein Hindernis für uns war, hätten wir vielleicht seiner Tätigkeit ein Ziel gesetzt.«

Gonzalez sah Meadows' Auge auf sich gerichtet.

»Natürlich würden wir ihn Ihnen übergeben haben.«

»Natürlich!« entgegnete der Detektiv trocken.

»Ein merkwürdiger Mann, aber nervös. Werden Sie Mr. Johnson Lee aufsuchen?«

»Wie kommen Sie zu dieser Frage?« sagte der Detektiv überrascht, denn er hatte den »Drei Gerechten« seine Absicht noch nicht mitgeteilt.

»Sie werden sich wundern«, antwortete Leon. »Sagen Sie mir, Mr. Meadows, Sie und George haben doch Barbertons Koffer gründlich und sorgfältig durchsucht; fanden Sie damals irgend etwas, woraus sich hätte schließen lassen, daß Barberton ein Flickschuster, oder sagen wir, Buchbinder war?«

»Ich glaube, in dem Brief an seine Schwester befand sich ein Hinweis auf Bücher, die er gemacht hatte. Ich habe nichts

Besonderes gefunden, außer einer Ahle und einem langen, schiefen Viereck, das mit Nadelstichen übersät war. Tatsächlich, beim ersten Anblick dachte ich bei dem Leben, das er in der Wildnis geführt haben mußte, müßte das Ding doch recht geeignet sein, um seine eigenen Schuhe auszubessern. Auf die Buchbinderidee bin ich nicht gekommen.«

»Ich denke, in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung band der Mann niemals ein Buch«, bemerkte Manfred, »und wie Leon eben sagte, Sie werden von Johnson Lee sehr überrascht sein.«

»Kennen Sie ihn?« Manfred nickte ernst.

»Ich habe eben telefonisch mit ihm gesprochen. Sie werden sehr vorsichtig mit Mr. Lee verfahren müssen, Meadows. Unsere Freundin, die Schlange, könnte ihr Gift nach jener Richtung hin spritzen; und das wird sie, sobald sie nur den geringsten Verdacht schöpft, daß Johnson Lee das Vertrauen Barbertons genoß.«

Der Detektiv legte Messer und Gabel hin. »Ich wünschte, ihr Kerle hörtet mal damit auf, geheimnisvoll zu tun!« rief er halb ärgerlich und halb amüsiert. »Was steckt dahinter? Ihr redet von der Schlange, als ob ihr eure Hände darauf legen könntet.«

»Das könnten wir auch«, antworteten die drei einstimmig. »Wer ist es?« forderte sie der Detektiv heraus. »Der Herr Doktor«, sagte Gonzalez lächelnd. »Oberzohn?« Leon nickte.

»Ich glaubte, Sie würden selbst darauf gekommen sein, wenn Sie die ursprünglichen drei Morde zusammenhielten, denn Morde waren es. Zuerst« – er zählte an seinen Fingern ab – »haben wir da einen Börsenmakler. Dieser Gentleman war ein reicher Spekulant, der gelegentlich höchst fragwürdige Geschäfte finanzierte. Sechs Monate vor seinem Tode hob er einen großen Betrag in Banknoten ab. Durch ein sonderbares Zusammentreffen sah der gerade zum Lunch gehende Bankangestellte seinen Kunden und Oberzohn in einer Autodroschke vorüberfahren, und als sie ihm querüber waren,

sah er weiter, wie ein großer blauer Briefumschlag in Oberzohns Tasche spazierte. Der Bankangestellte hatte das abgehobene Geld in einen blauen Umschlag gesteckt. Der Börsenmakler hatte den Doktor finanziert, und als die Spekulation fehlschlug und das Geld verloren war, stellte er das nicht unnatürliche Verlangen um Rückgabe des Geldes. Er traute Oberzohn ganz und gar nicht, trug den Schuldschein über das Geld in seiner Tasche mit sich herum und ging nirgends hin, ohne bewaffnet zu sein. Dieser Umstand kam zwar bei der Untersuchung nicht ans Licht, aber Sie wissen, daß es sich so verhält.«

Meadows nickte.

»Bei seiner Zusammenkunft, die er an seinem Todestage in Winchester-Straße mit Oberzohn hatte, drohte er diesem mit Bloßstellung. In dieser Nacht kehrte er aus seinem Klub oder aus dem Theater zurück und wird tot an der Türschwelle gefunden. Schuldschein wird nicht gefunden. Was folgt daraus?«

»Weiter: Ein Mann, berüchtigter Einbrecher, im übrigen pfennig- und obdachlos, geht Bayswaters-Weg entlang; wahrscheinlich um nach leichtem Gelderwerb auszuspähen. Er sah, wie das Auto des Maklers nach Orme-Platz fuhr. Er folgte dem Auto, auf die Zufallsgelegenheit hin, ein paar Münzen zu erbetteln. Der Chauffeur sah ihn. Der Bettler wieder muß sonst irgend etwas gesehen haben. Er schlief in der nächsten Nacht in Rowton-Haus, erzählte einem Freund, den er vom Gefängnis her kannte, er hatte eine Million Pfund Sterling so gut wie in der Hand ...«

Meadows lachte hilflos.

»Ihr Aufklärungssystem ist augenscheinlich gründlicher als das unsere.«

»Es vervollständigt das Ihrige«, sagte George ruhig. »Fahre fort, Leon!«

»Was passierte dem Einbrecher? Er sah jedenfalls jemanden

in Orme-Platz, den er entweder erkannte, oder den er bis zu dessen Wohnung verfolgte. Denn am nächsten Tage oder an den nächsten zwei Tagen ging er in öffentlichen Fernsprechstellen aus und ein, obwohl keine Nummer festgestellt werden konnte. Er geht in den Hyde-Park – offenbar auf Bestellung – und die Schlange sticht! Dem Bündnis drohte noch eine andere Gefahr. Der Bankangestellte hört von dem Tode seines Kunden und ist beunruhigt. Ich habe Beweise, daß er Oberzohn telefonisch anrief. Wenn Sie sich erinnern, wurde der Börsenmakler, als man seine Hinterlassenschaft feststellte, fast bankrott gefunden. Eine große Summe war von der Bank erhoben und an ›X‹ gezahlt worden. Die Gewißheit, daß er wußte, wer dieser ›X‹ war, beunruhigte diesen anständigen Bankangestellten. Dieser ruft Oberzohn an; vermutlich um ihn zu fragen, warum er keine Erklärung abgegeben habe. An dem Tage, an dem er mit diesem Schlangemenschen telefonierte, stirbt er.«

Der Detektiv horchte mit schweigender Bewunderung zu.

»Klingt jedes für sich wie 'ne Seite aus 'nem Sensationsroman«, meinte er, »und hängt doch zusammen.«

»Es hängt zusammen, weil es wahr ist.« Poiccart's tiefe Stimme mischte sich in die Unterhaltung. »Das war schon immer Oberzohn's Methode. Er ist ein strenger Logiker. Und es gibt keine logischere Handlung auf der ganzen Welt als die Vernichtung jener, die unsere Sicherheit und Leben bedrohen.«

Meadows schob seinen Teller beiseite. Er hatte sein Frühstück nur halb aufgegessen.

»Beweis!« rief er kurz.

»Welchen Beweis wollen Sie denn hier haben, lieber Mann?« spöttelte Leon.

»Die *Schlange* ist der Beweis!« beharrte Meadows. »Zeigen Sie mir, wie man eine Giftschlange dressiert, daß sie zusticht, wenn sich das Opfer, wie im Falle Barberton, unter ganz naher Beobachtung befindet. Dann will ich's Ihnen glauben.«

Die drei sahen einer den anderen an und lächelten.

»An einem dieser Tage werde ich es Ihnen zeigen«, sagte Leon. »Gewiß haben sie ihre Schlange gezähmt. Sie kann sich so schnell bewegen, daß das menschliche Auge ihr nicht zu folgen vermag. Sie verwundet fast immer an edlen Stellen und im günstigsten Augenblick. Sie zielte gestern auch auf mich, aber sie verfehlte mich. Wenn sie das nächste Mal beißt ...« Gonzales sprach sehr langsam und sah den Detektiv nur durch einen sehr schmalen Schlitz seiner halb geschlossenen Augen an – »wenn sie das nächste Mal beißt, wird weder Scotland Yard auf der einen Seite noch diese angenehme Verbrecherbande auf der anderen Seite die Schlange zu retten vermögen.«

Poiccart erhob sich plötzlich. Sein scharfes Ohr hatte den Klang einer Glocke gehört, und er ging lautlos die Treppe hinunter.

»Das Ganze klingt wie ein Roman!« Meadows rieb aufgeregt sein Kinn. »Ich starre auf den Bucheinband, während ihr Seite für Seite lest. Ich glaube, ihr kennt den Anfang und das Ende der Geschichte?«

Leon nickte.

»Warum erzählt ihr mir denn nicht alles?«

»Weil uns Ihr Leben teuer ist«, bemerkte Leon einfach. »Weil ich ... weil wir alle die Aufmerksamkeit der Schlange auf uns selbst gerichtet zu halten wünschen.«

In diesem Augenblick kam Poiccart zurück und steckte seinen Kopf zur Tür herein.

»Möchten Sie Mr. Elijah Washington sprechen?« fragte er. Und dann sahen sie an seinen Augen, daß es sich lohnen würde, Mr. Elijah Washington kennenzulernen.

Eine oder zwei Sekunden darauf kam dieser selbst. Ein großer, breitschultriger Mann mit einem rötlichen Gesicht. Er trug einen Klemmer, und seine Augen erschienen hinter den

nicht eingefassten Gläsern recht lebendig und voller Lachen. Er war vom Kopf bis zum Fuß in Weiß gekleidet; die Krawatte, die über das weiche, seidene Hemd herunterfloß, war hellgelb, der Gürtel um seine Hüfte rot wie Scharlach.

Er stand und strahlte die Gesellschaft an, seinen weißen Panama unter seinen Arm gedrückt und beide riesigen Hände in seine Hosentaschen versenkt.

»Freut mich, euch Volk kennenzulernen!« begrüßte er sie in tiefem Baß. »Schätze, Mr. Barberton hat Ihnen von mir erzählt. Armer, kleiner Kerl! Hören Sie! Er war kein unrechter Kerl! Aber 'n bißchen unheimlich. Man hat mir gesagt, ich würde den Polizeiboss hier finden ... Hauptmann Meadows?«

»Mister«, sagte der Inspektor, »der Mann bin ich.«

»Erfreut, Sie kennenzulernen. Mein Name ist Elijah Washington ... Naturgeschichtliches Syndikat, Chikago.«

»Setzen Sie sich, Mr. Washington!« Poiccart schob einen Stuhl hin.

»Ich will Ihnen bloß sagen, Gentlemen, dieser Barberton wurde ermordet. Schlange? Hören Sie mal! Ich kenne Schlangen! Bin mit ihnen aufgezogen! Schlangen sind mein Steckenpferd. Kenn' se von den Eierfressern bis zu den Tigern. Schlangen sind gewöhnliche Gegenstände wie Fliegen auch. Und ich sage es euch Jungens geradeaus, es gibt keine Schlange in dieser Welt oder im Jenseits, die ungesehen unter Aufsicht eines Polizisten eine Wand hinaufklettert, einen Mann beißen und sich aus dem Staube machen kann.«

Seine Blicke strahlten von einem zum anderen. Er hatte ein beinahe väterliches Aussehen.

»Ich hätte euch Leuten gern was Schlimmeres als 'ne Mamba gezeigt, aber Schlangen in der Tasche 'rumzutragen, ist ebenso gut wie 'n toller Hund. Es ist, wie wenn Millionäre Ohrringe tragen, bloß um zu zeigen, daß sie sich's leisten können. Ich hatte den kleinen Kerl gern. Tut mir mächtig leid,

daß er tot ist. Aber wenn irgend jemand Ihnen sagt, eine Schlange hätte Barberton gebissen, dann gehen Sie stracks hin zu ihm, hau'n Sie ihn auf die Nase und sagen Sie ihm, daß er lügt!«

»Dürfen wir Ihnen etwas Kaffee anbieten?« Manfred hatte geklingelt.

»Aber ja! Gewiß! Ich habe mich niemals an das Teetrinken hier gewöhnen können. Ich befinde mich auf der Reise. Einmal da hinten in Angola, kriegte ich's richtig mit der Angst zu tun.«

»Was machten Sie denn dort?« fragte Leon.

»Schlangen!« erwiderte der andere kurz. »Ich vertrete eine Gesellschaft, die Zoos und Museen mit den verschiedenen Sorten versorgt. Ich war hinter einer fliegenden Schlange her ... Aber so was gibt's nicht, obwohl die Eingeborenen das Gegenteil behaupten.«

Washington war Barberton durch Zufall begegnet. Ohne Ziererei bekannte er, daß er tatsächlich um einer Spirituosenladung willen in ein Dorf im Innern gegangen sei. Und als er zu einem solchen Zentrum der Zivilisation zurückkehrte, wie es Mossamedes damals vorstellte, fand er eine Bande portugiesischer Mischlinge, die um ein Feuer herumhockten, an dem sie Barbertons Füße rösteten.

»Ich weiß nicht, was er war ... ein Prospektor, schätze ich. Er war eine jener dunklen Existenzen, die man allenthalben an der afrikanischen Westküste trifft. Ich habe die Sorte fast überall, bis 'runter nach Port-Nolloth angetroffen. In Angola gibt es Dutzende davon. Sie verniggern schließlich.«

»Können Sie uns nichts Näheres über Barberton erzählen?«

Mr. Elijah Washington schüttelte den Kopf.

»Nein, Herr. Ich weiß nicht mehr über ihn als Sie selbst. Es machte mich natürlich neugierig, als ich den Grund kennenlernte, warum sie ihn folterten, aber er wollte mir nicht

verraten, wo es war.«

»Wo was war?« fragte Manfred hastig, und Mr. Washington war betroffen.

»Nun, die Handschrift, die die Kerle haben wollten. Ich dachte, vielleicht habe er das *Ihnen* mitgeteilt. Er sagte, er käme stracks hierher, um über diesen Teil der ganzen Angelegenheit zu sprechen. Es handele sich um einen Brief, den er in einem Zinkkästchen gefunden hätte ... Das ist alles, was man aus diesem verstockten Zeitgenossen 'rauskriegern konnte.«

Die Männer sahen einander an.

»Mehr weiß ich darüber nicht«, fügte Mr. Washington hinzu, als er sah, wie Gonzalez' Lippen sich bewegten. »Es handelt sich nur um einen Brief. Von wem dieser Brief kam, worum es sich in dem Briefe handelte, hat er mir niemals gesagt. Mein erster Gedanke war, daß er hier herumgeflirtet hat. Aber die Ehescheidungsgesetze sind mächtig großzügig und bemühen sich nicht, auf diese Weise Beweise zu sammeln. Ein Mann braucht kein Schriftstück, um sein Weib loszuwerden. Sie wundern sich wohl, warum ich hierhergekommen bin?«

Mr. Washington hob seine Tasse mit dampfendem Kaffee an den Mund und trank sie aus, ohne abzusetzen.

»Das ist fein!« sagte er. »Ungefähr das kaffeeähnlichste Getränk, seit ich von zu Hause fort bin.«

Er wischte sich den Mund mit einem großen und grellfarbigen seidenen Taschentuch ab.

»Ich bin deshalb hergekommen, Gentlemen, weil ich mir einbildete, ich könnte jedem hier nützlich sein, der sich in diesem kleinen Dorfe mit Schlangenjagd beschäftigte.«

»Das ist doch 'ne ziemlich gefährliche Beschäftigung, nicht?« fragte Manfred gelassen.

»Für Sie, nicht für mich. Ich bin immun gegen Schlangenbisse.«

Er krempelte bei diesen Worten seinen Ärmel auf; sein Arm war mit den Narben und Malen ehemaliger Wunden bedeckt.

»Alles Schlangen!« erklärte er kurz. »Das hier« – er schien besonders stolz darauf zu sein – »stammt von 'ner Kobra. Als mich die Schlange biß, warteten meine schwarzen Jungens nicht; sie fingen an, meine Sachen unter sich zu teilen. Sie bestallten sich zu Testamentsvollstreckern und Erben des Familiennachlasses zugleich.«

»Aber Sie sind sehr krank danach geworden?« fragte Gonsalez.

Mr. Washington schüttelte den Kopf.

»Nein, mein Herr nicht kränker, als wenn mich 'ne Biene gestochen, und nicht so viel, als wenn mir eine Wespe ihren ersten Stich beigebracht hätte. Manche Leute können Arsenik essen, manche können so viel Morphium auf einmal vertilgen, daß es langen würde, die Bewohner eines ganzen Landstrichs zu dezimieren. Ich bin gegen Schlangenbisse gefeit; wurde schon von ihnen gebissen, als ich fünf Jahre alt war.«

Er neigte sich zu ihnen hinüber; sein lustiges Gesicht wurde plötzlich ernst.

»Ich bin der Mann, den Sie brauchen.«

»Ja, das glaube ich auch«, antwortete Manfred langsam.

»Weil diese verruchte Schlange noch immer ihr Wesen treibt. Und in der Geschichte ist etwas, was nicht stimmt. Aber zuerst möchte ich die Schlangen selbst rechtfertigen. Wenn jemand sagt, daß die Schlange von Natur aus böse sei, versteht er davon nichts, Schlangen sind furchtsame, stille, scheue Dinger, die keinen Streit mit irgend jemandem haben wollen. Wenn eine Schlange irgendwen ankommen sieht, ist es ihr natürliches Bestreben, auszureißen.«

Leon sah ihn mit forschenden Augen an.

»Eigentümlich«, sagte er, halb zu sich selbst, »zu denken, daß

Sie vielleicht der einzige von uns allen hier sind, der noch in einer Woche am Leben sein wird.«

Meadows, der doch wahrhaftig nicht leicht zu erschrecken war, fühlte, wie ein eiskalter Schauer über seinen Rücken lief.

13

Was Leon Gonzalez vorhersagte, trat nicht vollständig ein, obwohl er selbst am meisten dazutat, das größte Unheil zu verhindern, das er prophezeit hatte.

Als Mirabelle Leicester am Morgen erwachte, war ihr Kopf dumpf und benommen, und sie befand sich lange Zeit in einem Zustand zwischen Schlafen und Wachen. Sie versuchte, Ordnung in die Wirrnis ihrer Gedanken zu bringen. Ihre Augen hafteten an einem knorrigen Balken unter der Decke, den sie sich erinnerte, schon einmal irgendwo gesehen zu haben. Und als sie schließlich genügend Energie aufgebracht hatte, sich auf ihren Ellenbogen zu stützen, gewahrte sie die ihr sehr vertraute Umgebung ihres eigenen kleinen hübschen Zimmers.

Heavytree-Farm! Was für einen sonderbaren Traum sie gehabt hatte! Einen Traum, der angefüllt war mit verschwimmenden Visionen von alten Männern mit einem verlängerten Schädel, von Tanzmusik, von einem überfüllten Ballsaal und einem beinahe protzig gekleideten Manne, der während des Dinners sehr höflich zu ihr gewesen war. Wo hatte sie denn nur gespeist? Sie setzte sich aufrecht und faßte nach ihrem wild klopfenden Herzen.

Wieder sah sie sich im Zimmer um, und langsam stiegen aus ihren Träumen einige greifbare Tatsachen heraus.

Sie befand sich noch immer in einem Zustand starren Staunens, als sich die Tür öffnete und Tante Alma hereintrat;

das wenig einnehmende Gesicht trug einen Ausdruck von Sorge.

»Hallo, Alma!« rief Mirabelle schwerfällig, »ich habe einen ganz verrückten Traum gehabt.«

Alma preßte ihre Lippen fest zusammen, als sie ein Tablett an die Seite des Bettes stellte.

»Ich glaube, ich träumte von der Annonce, die ich gesehen habe.« Und dann mit einem schweren Atemzug: »Wie komme ich hierher?«

»Man hat dich hierhergebracht«, antwortete Alma. »Die Pflegeschwester ist unten und frühstückt. Sie ist ein nettes Frauenzimmer und hebt sich Zeitungsausschnitte auf.«

»Wer? Die Schwester?« fragte Mirabelle bestürzt.

»Du kamst hier um drei Uhr morgens in einem Auto an. Du hattest eine Nurse bei dir.«

Alma zählte die näheren Umstände in chronologischer Reihenfolge auf.

»Und zwei Männer. Zuerst stieg einer der Männer aus und klopfte an die Tür. Ich war zu Tode erschrocken. In der Tat, ich war schon den ganzen Nachmittag in Angst, seitdem ich dein Telegramm erhalten hatte, das mich bat, nicht nach London zu kommen.«

»Aber ein derartiges Telegramm habe ich doch gar nicht abgesandt«, bemerkte das junge Mädchen.

»Nachdem ich 'runterkam, sagte mir der Mann – er war ein wirklicher Gentleman und sprach sehr nett –, daß du krank geworden seist und daß dich eine Schwester nach Hause gebracht hätte. Dann trugen sie, die Schwester und die beiden Männer, dich die Treppe hinauf und legten dich aufs Bett, und die Schwester und ich zogen dich aus. Es war einfach unmöglich für mich, dich aufzuwecken, und du sprachst ununterbrochen von Orangenlimonade. «

»Ich entsinne mich. Es war so bitter. Und Lord Evington ließ

mich von der seinigen trinken. Und dann ... dann weiß ich nicht, was nachher passierte«, sagte sie mit einer kleinen Grimasse.

»Mr. Gonzalez ließ das Auto kommen und die Schwester aus dem Schwesternheim«, erklärte Alma.

»Gonzalez? Doch nicht mein Gonzalez ...? Der Gonzalez von den ›Vier Gerechten‹?« fragte das junge Mädchen betroffen.

»Ich bin sicher, daß es Gonzalez war. Sie machten auch gar kein Geheimnis daraus. Du kannst ja die Herren sprechen, die dich hierherbrachten. Er ist irgendwo in der Nähe. Ich sah ihn vor kaum fünf Minuten auf dem Rasenplatz hier auf und ab schlendern und rauchen. Eine Pfeife«, fügte Alma hinzu.

Das Mädchen stand auf, mit merkwürdig wankenden Knien; aber sie ermöglichte es dennoch, sich an das Fenster zu schleppen, stieß den Fensterflügel noch weiter auf und blickte über den buntgestickten Blument Teppich. Mirabelle stand einen Augenblick still und nahm in großen Zügen den wunderbaren Duft in sich auf; dann wandte sie sich mit einem Seufzer zu der wartenden Alma zurück.

»Ich weiß nicht, wie das alles passierte und weshalb; aber auf mein Wort, Alma, ich freue mich so, daß ich wieder hier bin. Dieser fürchterliche Mensch ...! Wir frühstückten im Ritz-Carlton. Ich möchte niemals wieder ein anderes Restaurant sehen oder einen Ballsaal oder Chester-Square oder irgendeinen anderen Platz, außer der guten alten Heavytree-Farm!«

Sie nahm eine Tasse Tee aus Almas Hand, trank hastig und setzte sie mit einem kleinen Seufzer hin.

»Das war wunderbar. Ja, auch der Tee war's. Aber ich dachte dabei eigentlich an Gonzalez. Wenn er es sein sollte ...!«

»Unten ist ein Herr; er wartet seit zwölf Uhr.«

»Ich werde in einer Viertelstunde unten sein«, sagte sie. »Wer ist es denn?«

»Ich habe noch nichts von ihm gehört, aber er ist ein

Gentleman«, war die unbefriedigende Antwort. »Sie wollten ihn nicht hereinkommen lassen.«

»Wer wollte das nicht?«

»Die Herren, die dich gestern hierhergebracht haben.«

Mirabelle starrte sie an.

»Du meinst, sie bewachen das Haus?«

»Ja, so sieht es mir aus«, sagte Alma bitter. »Warum sie sich reinmischen, weiß ich nicht. Auf jeden Fall ließen sie ihn schließlich herein. Mr. Johnson Lee.«

Das junge Mädchen zog die Stirn in Falten. »Den Namen kenne ich nicht.«

Sie nahm ihr Bad, kleidete sich mit Hilfe der Krankenschwester an und wankte die Treppe hinunter. Alma wartete in der Vorhalle, deren Fußboden mit Ziegeln belegt war.

»Er will dich allein sprechen«, flüsterte sie pathetisch. »Ich weiß eigentlich nicht, ob ich das erlauben soll, aber da stimmt augenscheinlich etwas nicht. Diese Männer, die um das Haus rumspionieren, sind mir fürchterlich auf die Nerven gefallen.«

Mirabelle lachte leise, als sie die Tür öffnete und eintrat. Bei dem Geräusch der schließenden Tür erhob sich der Mann, der steif auf einem tiefen Diwan in einer Fensternische gesessen hatte. Er war groß und gebückt und sein dunkles Gesicht voller Falten. Seine Augen konnte sie nicht sehen, denn diese waren hinter dunkelgrünen Gläsern verborgen, die sich auf sie richteten, als sie quer durch das Zimmer auf ihn zukam.

»Miss Mirabelle Leicester?« fragte er in der tiefen melodischen Stimme eines wohlerzogenen Mannes.

Er gab ihr die Hand.

»Wollen Sie sich nicht setzen?« fragte sie, denn er war stehen geblieben, während sie sich bereits gesetzt hatte.

»Danke.« Er setzte sich vorsichtig und hielt seinen Regenschirm, den er mit ins Zimmer gebracht hatte, zwischen

seinen Knien.

»Ich fürchte, mein Besuch kommt sehr ungelegen, Miss Leicester. Haben Sie vielleicht durch irgendeinen Zufall von einem Mr. Barberton gehört?«

Ihre Stirn faltete sich nachdenklich.

»Barberton? Der Name kommt mir bekannt vor.«

»Er wurde gestern am Themseufer getötet.«

Sie entsann sich dessen jetzt.

»Der Mann, der von der Schlange gebissen wurde?« fragte sie erschrocken.

Der Besucher nickte.

»Es war ein großer Schlag für mich, denn ich war viele Jahre mit ihm befreundet und hatte mit ihm abgemacht, ihn am Abend im Hotel aufzusuchen, als sein Tod mir zuvorkam.«

Und dann lenkte der Fremde das Gespräch in ein anderes Fahrwasser.

»Ihr Vater war Gelehrter, Miss Leicester?«

Sie nickte.

»Ja, er war Astronom, ein Fachmann für Meteore.«

»Richtig. Ich dachte mir, daß er ein Gentleman sei. Ich habe mir erst kürzlich sein Buch vorlesen lassen. Er hielt sich einige Jahre in Afrika auf?«

»Ja«, antwortete sie gelassen, »er starb dort. Er hat drei Jahre lang Meteore in Angola studiert. Sie wissen jedenfalls, daß eine sehr große Anzahl Sternschnuppen in jenem Lande fallen. Mein Vater behauptete, daß diese Tatsache den großen Eisensteingebirgen zuzuschreiben sei, die die Meteore anzögen. – Darum errichtete er ein kleines Observatorium im Innern.« Ihre Lippen zitterten. »Er wurde während eines Eingeborenenaufstandes getötet.«

»Kennen Sie den Teil Angolas, in dem er sein Observatorium

hatte?«

Sie schüttelte ihren Kopf.

»Sicher nicht. Ich bin niemals in Afrika gewesen. Aber vielleicht weiß Tante Alma ...«

Sie ging hinaus und fand Alma im Gange wartend; diese unterhielt sich mit dem Mann, der Pfeife rauchte. Bei Mirabelles Näherkommen zog er sich hastig zurück.

»Alma, erinnerst du dich, in welchem Teil Angolas Vater sein Observatorium hatte?«

Alma wußte es nicht aus dem Kopf, aber eins ihrer wertvollen Notizbücher enthielt alle Aufklärungen, die das Mädchen brauchte, und sie brachte das Buch zu Mr. Lee.

»Hier sind alle Einzelheiten«, sagte Alma und legte das Buch offen vor die beiden hin.

»Würden Sie so gut sein, es mir vorzulesen?« bat er sanft. Und sie las ihm die drei kurzen Sätze vor, die besagten, daß Professor Leicester seine Wohnung in Bishaka aufgeschlagen habe.

»Das ist der Ort!« unterbrach der Besucher. »Bishaka. Sind Sie sicher, daß Mr. Barberton nicht an Sie geschrieben hat?«

»Mir?« fragte sie erstaunt. »Nein ... Warum sollte er das auch?«

Er antwortete nicht, aber er saß lange Zeit und wälzte das Thema in seinem Kopfe hin und her.

»Sie sind vollkommen sicher, daß niemand Ihnen ein Dokument ... wahrscheinlich in portugiesischer Sprache ... über ...« – er zögerte –, »... Bishaka gesandt hat?«

Sie schüttelte den Kopf. Und dann stellte er, als ob er ihre Gebärde nicht gesehen habe, die Frage noch einmal.

»Ich bin dessen sicher. Der Briefwechsel, den wir hier auf der Farm unterhalten, ist sehr unbedeutend, und es ist unmöglich, daß ich etwas so Merkwürdiges übersehen könnte.«

Wieder wälzte er das Problem in seinem Hirn hin und her.

»Besitzen Sie irgendwelche Schriftstücke in portugiesischer oder in englischer Sprache ... irgendwelche Briefe von Ihrem Vater über Angola?«

»Nicht ein einziges« antwortete sie. »Die einzige Andeutung, die mein Vater über Bishaka machte, war *die*, daß er eine Menge Nachrichten erhalten habe, von denen er glaubte, daß sie wertvoll für ihn sein könnten, und daß er ein wenig beunruhigt wegen seiner Kameras war, die er an verschiedenen Stellen des Landes aufgestellt hatte, um jeden Sektor des Himmelsgewölbes zu decken, und die von wandernden Prospektoren nicht in Ruhe gelassen würden.«

»Sagte er das? Hat er das gesagt?« fragte Mr. Lee hastig. »Da haben Sie's! Das erklärt vieles.«

Sie lachte unwillkürlich.

»Mir erklärt es nicht viel, Mr. Lee«, gestand sie offen. Und dann, in einem ernsteren Tone: »Kam Barberton von Angola?«

»Ja, Barberton kam aus diesem Lande«, antwortete er mit gedämpfter Stimme. »Ich möchte Ihnen gern etwas erzählen ...« – er zögerte – »aber ich fürchte mich ein wenig.«

»Fürchten? Warum?«

Er schüttelte den Kopf.

»In letzter Zeit sind so schauerliche Dinge passiert. Ich möchte gern, daß ich glauben könnte, Sie seien nicht in Gefahr«, fügte er freundlich hinzu. »Dann könnte ich von dem sprechen, was mir auf der Seele liegt, und mich damit selbst von einer großen Angst befreien.«

Er stand langsam auf.

»Ich glaube, das beste ist, ich berate mich mit meinem Rechtsanwalt. Ich war töricht, ihm das so lange vorzuenthalten. Er ist der einzige, den ich mit der Durchsichtung meiner Dokumente betrauen kann.«

Sie sah ihn nur befremdet an.

»Aber das können Sie doch sicher selber tun!« antwortete sie gutmütig.

»Nein, das kann ich eben nicht, weil ich ...« – er sprach mit der Naivität eines Kindes – »ich bin blind.«

»Blind?« fragte Mirabelle betroffen; der Mann lachte leise.

»Für einen Blinden bin ich doch ziemlich auf dem Damm und gewandt. Nicht? Ich kann quer durch ein Zimmer gehen, ohne an Möbel anzustoßen. Das einzige, was ich nicht kann, ist lesen, zum wenigsten gewöhnlichen Druck nicht. Ich kann Braille lesen. Barberton, der arme Kerl, lehrte es mich. Er war Schullehrer«, erklärte er, »in einer Blindenanstalt bei Brightlingsea. Er war kein sonderlich gelehrter Mann, aber Blindenschrift konnte er wunderbar schnell schreiben. Auf diese Weise haben wir jahrelang miteinander korrespondiert. Er konnte einen Brief in Blindenschrift fast ebensoschnell schreiben wie Sie die gewöhnliche Schrift mit Tinte und Feder.«

Ihr Herz war voll Mitleid für den Mann; er war so heiter, so vertrauensvoll und zugleich so stolz auf seine eigenen Fähigkeiten, daß ihr Mitleid sich in Bewunderung kehrte.

»Ich hätte Ihnen gern mehr erzählt«, sagte er, ihr seine Hand reichend. »Wahrscheinlich werde ich Ihnen morgen einen langen Brief diktieren, oder mein Rechtsanwalt wird das besorgen und Ihnen alle Daten vorlegen. Augenblicklich muß ich aber erst prüfen, wie weit ich gehen kann. Ich habe nicht das Verlangen, unnötig Hoffnungen zu erregen. Kennen Sie einen Mr. Manfred?«

»Persönlich nicht«, erwiderte sie hastig. »Sie meinen George Manfred?«

Er nickte.

»Haben Sie ihn gesprochen?« Es kam hastig heraus. »Und Mr. Poiccart?«

»Nein, Mr. Poiccart nicht. Manfred sprach zeitig heute morgen durchs Telefon mit mir. Er schien alles über meine Beziehungen zu meinem armen Freund zu wissen. Er wußte auch von meiner Blindheit. Ein sehr merkwürdiger Mann, sehr sanft, sehr höflich. Er war es auch, der mir Ihre Adresse gab. »Vielleicht«, sann er, »würde es ratsam sein, wenn ich ihn zuerst um Rat fragte.«

»Ganz Ihrer Meinung!« rief sie begeistert. »Es sind wundervolle Leute. Sie haben sicher von ihnen gehört, Mr. Lee ... von den ›Vier Gerechten‹?«

Er lächelte.

»Klingt, als ob Sie sie bewunderten. Ja, ich habe oft von ihnen gehört. Es sind die Männer, die vor vielen Jahren damit anfangen, die Unzulänglichkeiten der englischen Gesetze auszumerzen und dort zu strafen, wo vom Gesetz keine Bestrafung vorgesehen ist. Sonderbar, daß ich niemals mit ihnen Beziehungen angeknüpft habe ...« Er dachte eine lange Weile darüber nach, und dann fuhr er fort: »Ich wundere mich«, aber er sagte ihr nicht, worüber er sich wunderte.

Sie ging mit ihm den Gartenpfad hinunter auf die Straße und stand und plauderte mit ihm über das Land, über die Blumen, die er niemals gesehen hatte, und über das Wetter. Als sein Wagen abfuhr, winkte sie mit der Hand, und er erhob seine Hand natürlich zu einem letzten Gruß, daß sie einen Augenblick lang annahm, er müsse sie gesehen haben.

So kam er ihr außer Sicht und hätte ebensogut aus ihrem Leben scheiden können; denn Oberzohn hatte beschlossen, daß die Stunden des blinden Johnson Lee gezählt sein sollten.

Aber zufällig hatten die ›Drei Gerechten‹ über Mr. Oberzohn den gleichen Beschluß gefaßt; nur über die Art, wie er aus dem Leben scheiden sollte, herrschte einige Unstimmigkeit.

Leon Gonzalez hatte darüber sehr originelle Ideen.

Manfred streifte seine Handschuhe über, als er sprach, und

Leon Gonsalez sah ihn mit kritischer Bewunderung an.

»Sollen Sie jetzt bei Hbfe vorgestellt werden, oder nehmen Sie Ihren Tee bei einer Herzogin ein?«

»Keines von beiden. Ich besuche Freund Oberzohn.«

»Den Teufel tun Sie!« Leons Augenbrauen hoben sich.

»Ich habe die Vorsicht gebraucht, ihm eine Mitteilung zu schicken, in der ich ihn bat, seine Schlangen unter Verschuß zu halten. Und da ich absichtlich den Durchschlag des Briefes geschickt habe, um ihm die Tatsache vor Augen zu führen, daß das Original des Briefes vorhanden ist und als Beweismittel gegen *ihn* angewendet werden kann, glaube ich Oberzohn & Smitts Hauptkontor verlassen zu können, ohne daß mir ein Haar gekrümmt worden ist. Wenn Sie nicht zu müde sind, Leon, würde ich es vorziehen, im Buick zu fahren.«

»Lassen Sie mir eine Viertelstunde Zeit!« antwortete Leon und ging in sein Zimmer, um sich zu säubern.

Genau fünfzehn Minuten später hielt der Buick vor der Tür, und Manfred setzte sich in den ›Salon‹. Es bestand keine Scheidewand zwischen Chauffeur und Passagier, und so war eine Unterhaltung möglich.

»Es wäre gut gewesen, wenn Sie Bruder Newton dorthin zitiert hätten.«

»Bruder Newton wird dort sein. Ich war vorsichtig genug, ihm eine ähnliche Mitteilung zu schicken. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie ihre bewaffnete Macht aufmarschieren lassen«, sagte Manfred.

»Na, zwei oder drei weiß ich bestimmt, die sie nicht aufmarschieren lassen.«

Gonsalez grinste den Verkehrsschutzmann an, der ihn nach der Oxford-Straße hineinwinkte.

»Mein Browning schießt zu hoch, Manfred. Ich hatte das Eisen schon immer in diesem Verdacht.«

Gonsalez schwätzte über Waffen und Munition, bis der viereckige Block von Oberzohn & Smitts in Sicht kam.

»Weidmanns Heil!« rief er, als er herunterkletterte, den Wagenschlag öffnete und seinen Hut vor Manfred zog, als dieser ausstieg.

Gonsalez kletterte auf seinen Sitz zurück, drehte den kleinen Wagen im Kreise herum und hielt auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Seine Augen waren dabei abwechselnd auf den Eingang zu Oberzohn & Smitts und auf den Spiegel gerichtet, der ihm einen Blick auf den Verkehr gestattete, der sich ihm von rückwärts näherte.

Manfred wurde nicht länger als zwei Minuten im Wartezimmer gehalten. Nach Verlauf dieser Zeit führte ihn ein feierlich aussehender, bebrillter Jüngling mit einer kleinen Verbeugung quer durch ein recht unauffälliges Kontor vor den berühmten Doktor.

Der alte Mann saß an seinem Schreibtisch. Hinter ihm Monty Newton, eine große gelbe Blume im Knopfloch und ein Lächeln in seinem Gesicht.

Oberzohn stand auf wie ein Mann, der im Begriff war, stramm zu stehen.

»Mr. Manfred, das ist eine große Ehre!« sagte er und streckte ihm seine Hand entgegen.

Ein Stuhl war für den Besuch hereingebracht worden, ein sehr dick gepolsterter Stuhl, auf den der Doktor mit der Hand wies, die Manfred nicht nahm. »Guten Morgen, Manfred!«

Newton nahm seine Zigarre aus dem Mund und nickte lustig.

»Waren Sie gestern abend auf dem Ball?«

»Ich war da, aber ich ging nicht hinein.« Manfred setzte sich.

»Sie sind auch erst spät gekommen, wie man mir sagte.«

»Von allen Ereignissen war das das unglücklichste«, bemerkte Dr. Oberzohn, und Newton lachte.

»Mir ist seine Laboratoriumssekretärin abhanden gekommen; das hat er mir noch nicht vergeben«, berichtete Newton treuherzig. »Ein Mädel, das er gestern erst angenommen hat. Sie wollte nicht aufs Land zurück, wo sie herkam. Deshalb bot ihr meine Schwester an, ihr Nachtquartier bei sich in Chester-Square zu geben. Aber verdammt, sie kam bei einem Tanz abhanden, und wir haben sie seitdem nicht wieder gesehen.«

»Es war eine schreckliche Sache«, erzählte Oberzohn traurig. »Ich betrachtete sie als meine Schutzbefohlene. Ich bin für ihre Sicherheit verantwortlich. Sie, glaube ich, Mr. Newton ...«

»Wenn ich Sie wäre, würde ich mich nicht einen Augenblick beunruhigen, Doktor«, sagte Manfred obenhin. »Die junge Dame befindet sich auf Heavytree-Farm. Ja, ich dachte mir, daß das Sie überraschen würde. Befindet sich Ihre Schwester wohl?« Newton zuckte die Achseln.

»Sie ist natürlich verstört. Und wer würde das nicht sein! Johanne ist ein sehr zart besaitetes Mädchen.«

»Ja, das ist sie wohl seit Jahren gewesen«, äußerte Manfred angriffslustig. »Darf ich rauchen?«

»Eine von meinen Zigaretten gefällig?«

Manfreds ernste Augen bohrten sich in die des Doktors; in einer Weise, die den Älteren wider dessen Willen in seinem Bann hielten.

»Ich habe gerade eine zuviel von Ihren Zigaretten geraucht«, sagte Manfred. Seine Worte gingen durchs Zimmer, wie ein kalter Hauch. »Ich möchte keine mehr davon haben, Herr Doktor, sonst würde es in Ihrem Familienkreise Lücken geben.«

»Sie scheinen so viel über mich zu wissen wie ich selbst, Mr. Manfred«, sagte Oberzohn in einem heiseren Flüsterton.

Manfred nickte.

»Noch mehr. Denn während Sie gegen die Zeit anrennen, um das Ende eines Lebens zu vermeiden, das einer Erhaltung nicht

besonders wert scheint, und während Sie nicht wissen, welchen Tag oder welche Stunde das Ende kommen mag, kann ich Ihnen das bis auf die Minute sagen.«

Der Finger seiner behandschuhten Rechten verstärkte die Drohung.

Aus Monty Newtons Gesicht war jede Spur eines Lächelns gewichen. Er ließ den Besuch nicht aus den Augen.

»Vielleicht sind Sie so gut und sagen mir die Minute!« Oberzohn fand nur mit Mühe die Sprache. Wut hatte sich seiner bemächtigt, und nur sein eiserner Wille ließ die Flammen nicht hochlodern.

»An dem Tage, an dem Mirabelle Leicester ein Leid widerfährt, sterben Sie! Sie und alle, die es mit Ihnen gehalten haben!«

»Passen Sie mal auf, Manfred! Hier in diesem Lande gibt's noch ein Gesetz!« begann Monty Newton heftig.

»Das Gesetz bin ich!«

Diese Worte klangen wie die Armesünderglocke des Schicksals.

»In dieser Angelegenheit bin ich Richter, Geschworene und Henker. Und schonen werde ich weder alt noch jung!« betonte Manfred gelassen.

»Sind Sie denn ebenfalls unsterblich?« höhnte Monty.

Nur eine Sekunde lang ließ Manfred das Gesicht des Alten aus dem Auge.

»Das Gesetz ist unsterblich«, sagte er. »Wenn Sie sich einbilden, daß Sie mich durch einen schlau ausgeheckten Plan aus dem Wege schaffen können, ehe ich gefährlich werde, dann achten Sie ja darauf, daß dann nichts von mir übrigbleibt.«

»Sie haben mich doch nicht hierherbestellt, damit ich mir diesen Unsinn anhöre?« fragte Newton. Und obwohl seine Worte frech waren, befanden sich jetzt Schatten in seinem

Gesicht, die vor Manfreds Eintritt in das Zimmer *nicht* da waren.

»Ich bin hierhergekommen, um Ihnen zu sagen, Sie sollen Miss Leicester aus dem Spiel lassen. Sie sind hinter etwas her, was Sie nicht bekommen können und was kein Mensch in der Lage ist, Ihnen zu geben. Was es ist, weiß ich nicht ... Mit dieser Nachricht will ich Ihnen gern ein Geschenk machen ... Aber dieses Etwas ist groß – größer als irgendeine Beute, hinter der Sie jemals in Ihrem verbrecherischen Leben hergewesen sind! Und um das zu erlangen, sind Sie bereit, das Leben Unschuldiger zu opfern. Das *Ende* ist nahe!«

Er hatte sich erhoben und stand am Tisch; er ragte über den gebückt dastehenden Doktor hinaus.

»Ich kann natürlich nicht sagen, welche Tätigkeit die Polizei diesem Schlangenbiß gegenüber entfalten wird, Oberzohn. Aber ich mache Ihnen folgendes Anerbieten: Ich und meine Freunde wollen beiseite stehen und es Meadows überlassen, wie er eurer auf seine eigene Weise habhaft wird. Sie denken, daß Sie dann unbehelligt davonkommen werden? Das werden Sie *nicht*. Diese Polizisten sind wie Bulldoggen.«

»Und was verlangen Sie für diesen interessanten Dienst?«

Newton rauchte gelassen an seiner Zigarre, seine Hände auf dem Rücken gefaltet, breitbeinig, ein Bild des Wohlbefindens und des Behagens.

»Lassen Sie Miss Leicester in Ruhe! Finden Sie einen anderen Weg, zu Geld zu kommen, das Sie so nötig brauchen!«

Newton lachte.

»Mein Lieber! Das ist dummer Schnack, Weder Oberzohn noch ich sind eigentlich arm.«

»Bankrott seid ihr! Beide!« antwortete Manfred gelassen. »Ihr seid in der Lage von Spielern, die eine lange Zeit Unglück im Spiel gehabt haben. Ihr habt keine Reserven, und eure Ausgaben

sind ungeheuer. Suchen Sie einen anderen Weg, Newton ... und sagen Sie Ihrer Schwester ...« – Manfred zögerte an der Tür und sah in das weiße Futter seines Zylinders – »ich möchte sie morgen früh zehn Uhr sprechen.«

»Ist das ein Befehl?« fragte Newton sarkastisch.

Manfred nickte. »Dann lassen Sie mich Ihnen sagen«, brüllte der Mann, weiß vor Wut, »daß ich Befehle von Ihnen weder für sie noch für mich annehme. Das ist Ihnen wohl zu Kopf gestiegen, daß Sie Ihren Freispruch erwirkt haben! Wie? Nehmen Sie sich vor mir in acht, Manfred! Ich bin nicht ganz ungefährlich!«

Er fühlte des Doktors Fuß warnend auf seinem eigenen.

»All right!« knurrte er. »Aber erwarten Sie nicht, daß Johanne zu Ihnen kommt.«

Er riß einen groben Witz. Manfred blickte auf, ihre Blicke trafen sich.

»Sie werden entweder von der Regierung gehängt oder von Oberzohn ermordet werden ... Ich bin nicht ganz sicher, welches von beiden es sein wird«, meinte Manfred sachlich, und er sprach mit solcher Überzeugung, daß alles Blut aus Monty Newtons Herzen wich.

Manfred stand am Bürgersteig und winkte. Sein kleiner Wagen kam schnell und geräuschlos zu ihm herübergeglitten.

Leons Augen hafteten auf dem Hauseingang. Ein großer Mensch stand im Schatten der Halle auf der Lauer. Er lehnte, in einen nachlässigen Anzug gekleidet, an der Wand; eine Sekunde lang war Leon erschrocken.

»Steigen Sie ein! Fix!«

Leon schrie die letzten Worte fast über seine Schulter nach rückwärts. Manfred sprang in den Wagen, als der Chauffeur den Wagen auch schon vorwärts trieb.

»Was zum ...?« begann Manfred. Der Rest seines Satzes

wurde von dem schrecklichen Krach verschlungen, der unmittelbar darauf folgte.

Der Lederüberzug des kleinen Autos war hinten von oben bis unten aufgerissen, ein Glassplitter traf Leons Kappe. Er stellte die Bremsen fest, riß die Türen des Wagens auf und sprang heraus.

Hinter dem Wagen lag ein Haufen von Trümmern; ein großes Stück Gußeisen lag, in drei Stücke geborsten, mitten zwischen zerbrochenem Kistenmaterial.

Leon sah auf. Unmittelbar über dem Eingang zu Oberzohn & Smitts befand sich ein Kran, der gerade, ehe Manfred heraustrat, mit einer schweren Last herausgeschwungen wurde. Das Stahlseil hing lose herab. Leon hörte aufgeregte Stimmen von der drei Stockwerk hohen, offenen Bodenluke her reden. Und zwei Männer mit großen Brillengläsern sahen herunter und schnatterten in einer Sprache, die er nicht verstand.

»Ein sehr hübscher Unfall. Wenn wir nicht schnell gewesen wären, hätten wir Stoff für 'nen halben spaltenlangen Artikel in den Abendblättern abgeben können!« bemerkte Leon.

»Und der Herr im Hauseingang ... was machte *der*?« fragte Manfred.

Leon ging zurück durch den Eingang, der Mann war verschwunden. Aber in seiner Nähe befand sich eine kleine elektrische Klingel, die offensichtlich erst kürzlich dort angebracht worden war; denn die Leitungsdrähte liefen locker auf der Wandoberfläche hin.

Leon kam gerade rechtzeitig genug zurück, um einen Polizisten die Straße überqueren zu sehen.

»Ich möchte herausfinden, wie dieser Unfall passieren konnte, Schutzmann. Mein Herr wurde dabei fast getötet.«

Der Schutzmann sah auf die zwanzig Zentner Trümmer, die da halb auf dem Bürgersteig herumlagen, und blickte dann in die

Höhe auf das lose Drahtseil.

»Das Seil war nicht an der Rolle befestigt und ganz abgelaufen, glaube ich.«

»Ja, das glaube ich auch!« sagte Leon ernst.

Er wartete nicht, um den Schutzmann seine Nachforschungen beenden zu sehen, sondern fuhr in gemessenem Tempo nach Hause und erwähnte nichts von dem Unfall, bis er seinen Wagen untergebracht hatte und nach Curzon-Straße zurückgekehrt war.

»Der Mann in der Halle war dort aufgestellt, um ein Zeichen zu geben, sobald Sie sich unter der Kranlast befänden ... Gewisse Dinge dürfen nicht vorkommen. Ich werde jetzt einige Erkundigungen einziehen.«

Gonsalez kannte einen von Oberzohns Leuten, einen netten jungen Schweden, mit der in Skandinavien normalen Kenntnis des Englischen. Neun Uhr abends war Gonsalez in ein schwedisches Restaurant in Dean-Street geschlendert und traf dort den jungen Mann, der eben seine Mahlzeit beendet hatte. Es war eine Bekanntschaft – eine seiner vielen –, die Leon eifrig gepflegt hatte.

Der junge Mann, der Leon unter dem Namen Mr. Heinz kannte – Leon sprach auffällig gut Deutsch –, war froh, Gesellschaft zu haben, mit der er den unerklärlichen Vorfall dieses Nachmittags besprechen konnte.

»Das Kranseil war nicht an der Rolle befestigt«, sagte er. »Es hätte schrecklich werden können! Draußen befand sich gerade ein Gentleman in seinem Auto unter dem Kran, und er war gerade ein paar Zoll mit seinem Wagen vorgerückt, als die Kiste herunterfiel. In dem Hause herrscht Unglück. Ich bin froh, daß ich Ende der Woche dort fortgehe.«

Leon stellte noch einige wichtige Fragen, aber er beeilte sich nicht damit; er besaß in einem bemerkenswerten Grade die Gabe der Geduld. Es war beinahe zehn Uhr, als sie sich trennten, und Gonsalez ging nach seiner Garage zurück; er brachte eine

Viertelstunde dort zu.

Um Mitternacht, Manfred hatte eben eine lange Unterhaltung mit dem Scotland-Yard-Mann gehabt, der noch immer in Brightlingsea war, kam Leon; er sah sehr zufrieden mit sich aus. Poiccart war zu Bett gegangen, und Manfred hatte eben eine Reihe Lichter ausgeschaltet, als sein Freund eintrat.

»Schönen Dank auch, mein lieber George!« rief Gonsalez munter. »Es war sehr gut von Ihnen, und ich wollte Sie nicht gern stören, aber ...«

»O bitte, es hat mir keine Umstände gemacht. Ich mußte nur meine Schuhe wechseln«, sagte Manfred lächelnd. »Aber warum – ich bin ja nicht neugierig – aber warum wollten Sie, daß ich an den Nachtwächter von Oberzohn telefonierte, er solle um elf Uhr an der Tür auf eine Botschaft vom Doktor warten?«

»Weil der Nachtmann eine ehrliche Seele ist«, antwortete Leon und rieb sich vergnügt die Hände. »Er ist verheiratet und hat sechs Kinder. Und es lag mir besonders daran, daß niemand dabei zu Schaden käme, Auf das Gebäude kommt's nicht an. Das steht – oder stand – für sich, entfernt von allen anderen. Das einzige, was mich beunruhigt, war der Nachtwächter. Er befand sich an der Tür ... Ich habe ihn dort gesehen.«

Manfred stellte keine weiteren Fragen. Am nächsten Morgen griff er zur Zeitung, blickte sofort nach der mittleren Spalte und las den Bericht über das große Feuer in der City-Straße, durch das die Anlagen der Herren Oberzohn & Smitts gänzlich ausgebrannt worden seien. Tatsächlich erwartete Manfred das zu lesen, ehe er einen Blick in die Zeitung geworfen hatte.

»Unglücksfälle bleiben Unglücksfälle«, meinte Leon an diesem Morgen beim Frühstück. »Und das Gespräch, das ich gestern abend mit dem Angestellten hatte, hat mich 'ne Menge gelehrt. Oberzohn hat seine Feuerversicherung verfallen lassen!«

In einem der verbotenen Zimmer, das mit Apparaten angefüllt war, die Oberzohn zum Vergnügen und zu seinem Nutzen dort aufgestapelt hatte, stand auch ein kleiner elektrischer Ofen, der der Mittelpunkt von Oberzohns sehr interessanten Experimenten war. Es befanden sich in gewissen bekannten Arzneien Bestandteile, die er bestrebt war, zu eliminieren. Dr. Oberzohn glaubte fest an viele Dinge, die der moderne Chemiker ins Reich der Fabel verwies. So glaubte er an den ›Stein der Weisen‹ und an die Umwandlung unedler Metalle in edle. Jede freie Stunde widmete er dieser Marotte; und er befand sich mitten in seinen Versuchen, als das Telefon ihn in sein Studierzimmer zurückrief.

Er hörte der Unglücksmeldung, die Monty Newton hervorjammerte, zu; jeder Muskel seines Gesichtes zuckte.

»Es brennt noch? Habt ihr denn keine Feuerwehr in London?«

»Ist der Platz versichert, oder ist er's nicht?« fragte Monty zum zweiten Male.

»Nein! Nicht versichert. Aber das ist so nebensächlich im Vergleich zu dem großen bevorstehenden Ereignis, daß ich es nicht beachten werde.«

»Es war Brandstiftung«, berichtete Newton wütend. »Die Feuerwehr ist dessen sicher. Diese verfluchte Bande rächt sich an uns für das, was heute nachmittag passiert ist.«

»Ich weiß nicht, daß heute nachmittag etwas passiert ist«, antwortete Oberzohn kalt. »Und Sie wissen auch von nichts. Es war ein Unglücksfall, den wir alle beklagen. Was diesen Mann anbelangt ... werden wir sehen.«

Er legte den Telefonhörer sehr sorgfältig auf, ging den Gang entlang und eine Flucht steiler dunkler Treppen hinunter, die in eine im Untergeschoß befindliche Küche führten. Er hörte

wütende Stimmen, ehe er die Tür öffnete, und beobachtete den sich ihm anbietenden Auftritt mit dem Gefühl größter Genugtuung.

Nur zwei Männer befanden sich in dem sonst leeren Raum. Die Dienstboten benutzten die wirkliche Küche an der Vorderseite des Hauses, und dieses Zimmer war mehr eine Art Abwaschraum. An einer Seite des Brettertisches stand Gurther, bleich wie der Tod, die gequollenen Augen rot vor Wut. An der anderen Seite stand der kurze untersetzte Russenpole mit seinem teigigen, fleischigen Gesicht und mit Säcken unter den Augen. Die auf dem Tisch und Fußboden verstreuten Karten erzählten dem Herrn Doktor, daß sich hier nur ein Streit wiederholte, den es häufig zwischen ihnen gab.

»Schweinehund!« zischte Gurther. »Ich habe dich gesehen, wie du den König beim Geben unterschlagen hast! Du raubst und bestiehlst ja selbst 'nen Blinden.«

»Du Hund! Du ...«

Sie sprachen beide Deutsch. Dann sah der Doktor, wie sich Gurthers Hand nach seiner Hüfte stahl.

»Gurther!« rief er, und der Mann drehte sich wie ein Kreisel herum. »Auf mein Zimmer! Vorwärts!«

Ohne ein Wort schritt der Mann an ihm vorbei, und der Doktor war mit dem keuchenden Russen allein.

»Herr Doktor, dieser Gurther ist nicht zu ertragen!« Seine Stimme zitterte vor Wut. »Ich möchte lieber mit einem Schwein zusammenleben als mit diesem Mann. Der ist ja niemals normal, wenn er nicht Kokain oder Morphinum genommen hat.«

»Still!« rief Oberzohn und wies auf einen Stuhl. »Warten Sie hier, bis ich komme!«

Als Oberzohn auf sein Zimmer kam, fand er Gurther in strammer Haltung vor.

»Nun, Gurther?« Es klang fast wohlwollend, als er dem

Manne auf die Schulter klopfte. »Die Sache mit dem Gonsalez, die muß ein Ende nehmen. Kann ich denn meinen Gurther wie einen Wurm unter der Erde halten? Das kann nicht sein. Heute nacht werde ich dich zu diesem Manne schicken, und du bist so klug, daß es dir nicht fehlschlagen kann. Er hat dich gepeitscht, Gurther! Festgebunden und gepeitscht! Nun sollst du den Mann wiedersehen. Du wirst in einem Alltagsanzug gehen. Wie ein Kontorist! Du wirst ihn auf deine treffliche Art beobachten! Und dann sollst du ihn treffen ...! Ich erlaub' dir's!«

»Jawohl, Herr Doktor!«

Er wandte sich auf seinem Absatz um und verschwand durch die Tür. Der Doktor wartete, bis er ihn die Treppe hinaufgehen hörte, dann klingelte er nach Pfeiffer. Der Mann kam mürrisch herein. Ihm fehlte die kurze militärische Art Gurthers; dennoch war er, wie Oberzohn wußte, der gewecktere, der schlaudere von beiden.

»Pfeiffer, es ist mir zu Ohren gekommen, daß du in Gefahr bist. Die Polizei will dich mit nach Warschau zurücknehmen, wo, wie du weißt, gewisse unangenehme Dinge geschehen sind. Und man hat mir gesagt, daß einer deiner Freunde« – Oberzohn dämpfte seine Stimme – »dich gern gehen sehen würde.«

Der Mann erhob seinen mürrischen Blick nicht vom Boden. Er antwortete auch nicht, noch gab er durch irgendeine Gebärde, durch irgendeine Bewegung seines Körpers zu erkennen, daß er das gehört hatte, was der alte Mann sagte.

»Gurther geht morgen; vielleicht, um gute Arbeit für uns zu tun. Vielleicht auch, um im geheimen zu seinen Freunden zu sprechen, die er bei der Polizei hat. Wer weiß! Er hat eine Aufgabe zu verrichten. Laß ihn das erst tun! Alle meine Leute werden dort sein. Du sollst auch gehen. Gurther, sagst du, beraubt einen Blinden! Gut! Das sollst du diesmal auch tun! Und was Gurther anlangt ... ich will ihn nicht wiedersehen. Ich bin seiner müde. Er ist ein Wahnsinniger. Alle Menschen sind

wahnsinnig, die das weiße Pulver durch ihre Nase hinaufschnupfen. Nicht, Pfeiffer?«

Der linkisch aussehende Mann gab noch immer keine Antwort.

»Laß ihn erst seine Arbeit machen. Da darfst du dich nicht reinmischen, bis ... bis es getan ist«

Pfeiffer sah ihn jetzt an, ein kühles Grinsen im Gesicht.

»Wenn er zurückkommt, komme ich nicht zurück. Dieser Mann jagt mir Angst ein. Zweimal ist die Polizei hier gewesen ... dreimal ... Entsinnen Sie sich des Frauenzimmers? Der Mann ist eine Gefahr. Ich habe Ihnen das gesagt an dem Tage, als Sie ihn herbrachten.«

»Er versteht sich aber wie ein feiner Mann zu kleiden«, sagte der Doktor sanft.

»Hm!« antwortete der andere verächtlich. »Ist er nicht Schauspieler, der für soundso viele Mark die Woche gemimt und sein Gesicht geschminkt und seine Beine herumgeworfen hat?«

»Wenn er nicht wiederkommt, werde ich erlöst sein«, murmelte der Doktor. »Aber es wäre ein großer Fehler, wenn er so gefunden würde, daß diese schlauen Kerle in unseren Angelegenheiten herumspionieren könnten.«

Pfeiffer schwieg. Er verstand seine Anweisungen.

»Wann geht er?«

»Morgen früh. Vor Tagesanbruch. Du wirst natürlich mit ihm sprechen.«

Er sagte etwas in einem so leisen Tone, das nur Pfeiffer hörte. Der Schatten, der in Strümpfen horchend an der Tür stand, hörte nur zwei Worte.

Gurther grinste im Dunkeln; seine hellen Augen bekamen Feuer. Er hörte seinen Kollegen auf die Tür zuschreiten und lief lautlos die Treppe hinauf.

Rath Hall war ein zweistöckiges weißes Gebäude, inmitten eines so dicht beholzten Parkes, daß das Haus von der Straße aus nicht zu sehen war. Und da der Hauptzugang zu dem Grundstück ein sehr gewöhnliches Tor ohne Torhüterhaus oder sichtbare Auffahrt auf der anderen Seite davon war, würde Gonsalez den Platz verfehlt haben, wenn er nicht den Mann erkannt hätte, der auf der moosbewachsenen, zerfallenen Mauer saß und heruntersprang, als Leon sein Auto anhielt.

»Mr. Meadows ist im Hause, Herr. Er sagte, er erwarte Sie.«

»Und wo in aller Welt ist das Haus?« fragte Leon Gonsalez, als er den Wagen zurückgehen ließ.

Zur Antwort öffnete der Detektiv das Tor weit, und Leon ließ seinen Wagen durch die Bäume schlängeln; dann, beim Näherkommen erkannte er, wo einmal ein Kiesweg gewesen war. Außerdem sah er Autospuren in dem weichen Erdboden.

Er kam gerade an, als Mr. Johnson Lee seine zwei Gäste zum Essen führte, und Meadows war sichtlich froh, Gonsalez zu sehen. Er entschuldigte sich und nahm Leon beiseite, in die Halle, wo sie nicht belauscht werden konnten.

»Ich habe Ihre Botschaft erhalten«, sagte er. »Das einzige Ungewöhnliche, was sich ereignet hat, ist, daß die Dienerschaft Einladungen zu einem großen Konzert in Brightlingsea erhalten hat. Haben Sie das erwartet?«

Leon nickte.

»Jawohl. Und ich hoffe, Lee wird sie gehen lassen. Mir ist es lieber, wenn sie aus dem Wege sind. Ein toller Plan ... aber Oberzohn liebt das. Sonst was passiert?«

»Nein. Ein oder zwei sonderbar aussehende Typen wurden beobachtet.«

»Hat Lee Ihnen die Briefe gezeigt, die er von Barberton hat?«

»Hat er. Aber sie kommen mir mehr als spanisch vor. Eine Anzahl winziger Erhebungen auf dickem, braunem Papier. Er

bewahrt sie in seinem Geldschrank auf. Er las mir einige Briefe vor. Auf mich wirkten sie nicht sehr aufklärend.«

»Aber den Brief, auf den es ankommt?« fragte Leon hastig. »Den, den Lee beantwortet hat ... Beiläufig ... Sie wissen doch, daß Lee alle seine Antworten zwischen perforierten Zeilen schrieb?«

»Ich habe das Papier gesehen«, antwortete der Detektiv nickend. »Nein ... ich habe ihn danach gefragt, aber anscheinend hat er keine Lust zu reden, ehe er nicht seinen Rechtsanwalt gesehen hat, der heute nacht hierher kommt. Er hätte eigentlich schon zum Essen hier sein müssen.«

Sie gingen zusammen ins Eßzimmer. Der Blinde wartete geduldig am Kopfende der Tafel, und Leon nahm mit einer Entschuldigung auf dem für ihn reservierten Sitz Platz. Er saß mit dem Rücken zur Wand, einem der drei hohen Fenster gegenüber, die auf den Garten hinausgingen. Es war eine warme Nacht, und die Vorhänge waren nicht zugezogen; auch hatte man das mittlere Fenster, dem Gonzalez gegenübersaß, offengelassen. Er gab Mr. Washington einen Wink, und der Amerikaner verstand, daß Gonzalez eine unbehinderte Aussicht auf den Park haben wollte.

»Möchten Sie vielleicht das Fenster geschlossen haben?« fragte Mr. Lee, indem er sich vorwärtsbeugte und die Tischgesellschaft im allgemeinen anredete. »Ich weiß, es ist offen, weil ich selbst es geöffnet habe. Ich liebe frische Luft.«

Sie murmelten ihre Zustimmung, und das Mahl verlief ohne bemerkenswerten Zwischenfall. Mr. Washington war einer jener anpassungsfähigen Leute, die sich in jede Umgebung hineinfinden, in die sie geraten. Er war in Rath Hall so zu Hause, als ob er in der Nähe geboren und aufgezogen worden sei. Überdies hatte er eine besondere Veranlassung, erfreut zu sein; er hatte eine seltene Otter während seines Morgenspazierganges im Gehölz gefunden und erklärte zehn

Minuten lang, in welcher Hinsicht sie sich von jeder anderen englischen Otter unterschied.

»Ist sie tot?« fragte Meadows nervös.

»Totmachen?« fragte Mr. Washington entrüstet. »Warum sollte ich sie töten? Ich sah heute morgen eine große Menge Tauben auf dem Rasenplatz ... hätte ich sie töten sollen? Nein, mein Herr! Ich hege keine solche niederträchtige Gesinnung gegen Schlangen. Ich schätze, Gott der Herr sandte Schlangen zu einem anderen Zweck in diese Welt, als daß sie jedesmal, wenn jemand ihrer ansichtig wird, gejagt und getötet werden sollen. Ich habe sie heute mit dem Zuge an einen Freund im Zoologischen Garten geschickt. Der wird mir sie aufbewahren, bis ich so weit bin, sie mit mir nach Hause zu nehmen.«

Leons Stimme klang eindringlich, als er auf einmal Washington bat, sich noch weiter links zu setzen. Als der große Mann seinen Stuhl verrückte, nickte Leon ihm dankend zu. Seine Augen hafteten auf dem Fenster und dem immer mehr in Dunkelheit sinkenden Rasenplatz. Nicht ein einziges Mal ließ er seinen Blick abschweifen.

»Das ist doch 'ne merkwürdige Sache mit meinem Rechtsanwalt ... mit Poole«, sagte Lee. »Er versprach doch, pünktlich sieben Uhr hier zu sein. Wie spät haben wir's denn?«

Meadows sah nach seiner Uhr.

»Halb neun.« Meadows sah, wie sich eine Wolke über das Gesicht des blinden Besitzers von Rath Hall legte.

»Es ist sehr merkwürdig. Es wird Ihnen doch nichts ausmachen ...?«

Sein Fuß berührte eine unter dem Tisch angebrachte Klingel. Sein Diener trat ein.

»Telefonieren Sie doch mal nach Mr. Pooles Wohnung, und fragen Sie, wann er das Haus verlassen hat!«

Der Diener kehrte nach kurzer Zeit zurück.

»Mr. Poole hat das Haus um halb sieben mit seinem Auto verlassen.«

Johnson Lee lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

»Halb sieben? Dann hätte er um diese Zeit hier sein müssen.«

»Wie weit ist's von hier nach seiner Wohnung?«

»Ungefähr fünfzehn Meilen. Möglich, daß er später von London gekommen ist. Aber seltsam ist es auf jeden Fall.«

»Vielleicht hat er 'nen Raddefekt gehabt«, bemerkte Leon, ohne die Richtung seines Blickes im geringsten zu verändern.

»Er hätte telefonieren können.«

»Wußte jemand, daß er hierherkommen sollte? Ich meine, jemand außerhalb Ihrer Dienerschaft?« fragte Gonsalez.

Der blinde Mann zögerte.

»Ja, ich habe das auf der Post erwähnt. Ich ging, um meine Post abzuholen, und fand dabei heraus, daß ein Brief, den ich an Mr. Poole geschrieben hatte, durch eine von mir begangene Dummheit zurückgekommen war. Ich sagte dem Mann, daß es sich erübrigte, den Brief jetzt noch zu befördern, da Poole heute abend selber herauskäme.«

»War das im öffentlichen Schalterraum?«

»Ich glaube, ja.«

»Sie äußerten sonst nichts, Mr. Lee, ich meine, was auf den Zweck von Pooles Besuch Bezug hatte?«

»Ich weiß nicht. Ich fürchte fast, ich hab's getan«, gestand er. »Ich entsinne mich, gesagt zu haben, ich wolle mit Poole über den armen Barberton sprechen. Mr. Barberton war hier herum eine bekannte Persönlichkeit.«

»Das ist außerordentlich fatal«, bemerkte Leon. Er dachte an zwei Dinge zugleich. Daran, wo sich wohl der vermißte Rechtsanwalt befinden mochte, und was für eine wundervolle Deckung die Mauer zwischen Fenstersims und Fußboden für

einen Mann abgeben könnte, der sich außer Sicht halten wollte, bis er plötzlich zurückkäme, um die Schlange auf ihren Todesweg zu schicken.

»Beiläufig, wie viele von Ihren Leuten haben Sie denn in der Nähe, Meadows?«

»Einen, und er befindet sich nicht hier auf dem Grundstück, sondern draußen auf der Straße. Ich ziehe ihn des Nachts ein, oder besser, am Abend, um das Grundstück abzutrouillieren, und er ist bewaffnet.«

»Das heißt, daß er einen Revolver hat, den er noch niemals anders als auf eine Scheibe abgeschossen hat!« sagte Leon. »Entschuldigen Sie ... ich glaubte, ich hörte ein Auto.«

Er stand geräuschlos vom Tisch auf, ging hinter Lees Stuhl herum, schoß auf das Fenster zu und sah hinaus. Dicht an der Mauer lief ein Blumenbeet entlang, und die andere Seite entlang lief ein breiter Kiesweg. Zwischen Kiesweg und Blumenbeet befand sich ein breiter Rasenstreifen. Der Fahrweg ging etwa fünfzig Fuß nach rechts, ehe er sich unter einem Bogen von Crimson Ramblers wendete. Links dehnte er sich weniger als ein Dutzend Fuß aus, und von diesem Punkte aus mündete ein der Hausmauer paralleler Fußweg in den Fahrweg. »Hören Sie's?« fragte Lee. »Nein, ich habe mich getäuscht.«

Leon fuhr mit seiner Hand in die Seitentasche und holte eine Handvoll Dinger heraus, die wie winzige Knallbonbons aussahen. Nur Meadows bemerkte, wie er diese rechts und links ausstreute, und er war zu diskret, um nach dem Zweck zu fragen. Leon erkannte wohl, wie Meadows fragend seine Brauen hob, als er an dessen Stuhl vorbeischritt, aber er sagte absichtlich nichts. Darauf nahm er sein Mahl ein und schickte nur gelegentlich einen Blick nach dem Fenster.

»Ich verlasse mich nicht gänzlich auf den Rat meines Rechtsanwaltes«, sagte Lee. »Ich habe nach Lissabon telegraphiert und Doktor Pinto Caillao gebeten, nach London zu

kommen. Der ist vielleicht wesentlich nützlicher als Poole, obwohl ...«

Der Kellermeister trat in diesem Augenblick ein. »Mrs. Poole hat soeben telefoniert, Sir. Ihrem Gemahl ist ein böser Unfall zugestoßen. Sein Auto ist gegen einen Baumstamm gefahren, der quer über die Landstraße bei Lawley lag. Der Baum befand sich jenseits der Kreuzung, und Mister Poole sah ihn erst, als es zu spät war.«

»Ist er schwer verletzt?«

»Nein, Herr, aber er befindet sich im Cottage-Hospital. Mrs. Poole sagt, er sei imstande, nach Hause zu fahren.« Der Blinde saß mit offenem Munde da. »Was für ein schreckliches Ereignis!« begann er. »Das ist noch sehr glücklich für Mister Poole abgelaufen. Ich fürchtete Schlimmeres.«

Von irgendwo außerhalb des Fensters kam ein kleiner Knall, ein Laut, wie ihn ein explodierender Feuerwerksfrosch verursacht. Leon stand vom Tisch auf, ging schnell an die Seite des Fensters und sprang hinaus. Als er die Erde berührte, trat er auf eines der kleinen Bonbons, die er ausgestreut hatte, und es krachte unter seinen Sohlen.

Niemand war zu sehen. Er lief schnell über den Grasflecken, verlangsamte seinen Schritt, als er an das Ende der Mauer kam, und wirbelte plötzlich herum, den Revolver steif vor sich haltend.

Noch immer nichts. Vor ihm befand sich eine dichte Buchsbaumhecke, in die ein Durchlaß geschnitten war. Er hörte den Krach eines Schwärmers hinter sich und glaubte, daß es Meadows sei. In diesem Augenblick kam der Detektiv zu ihm heran. Leon legte seinen Finger auf seine Lippen, lief über den Fußweg zum Gras auf der anderen Seite und stellte sich hinter einen Baum, bis er gerade durch die Öffnung in der Buchsbaumhecke sehen konnte. Auf der anderen Seite befand sich ein Rosengarten. Leon nahm aus seiner Tasche eine

schwarze Röhre, die er, ohne seine Augen von der Buchsbaumhecke abzuwenden, auf die Mündung seines Brownings setzte. Meadows hörte den dumpfen Knall der Explosion. Dann gab es ein Fliegen von Blättern und Zweigen und das Hallen davoneilender Schritte. Leon stürzte gerade noch rechtzeitig genug durch die Öffnung der Hecke, um einen Mann im Gebüsch verschwinden zu sehen. »Plopp!«

Die Kugel traf einen Baum, der knapp einen Fuß von dem Flüchtigen stand.

»Das wär' das!« sagte Leon und nahm den Dämpfer von der Mündung. »Ich hoffe, daß keiner von den Dienstboten, und vor allem, daß Lee nichts gehört hat, dessen Gehör unglücklicherweise außerordentlich scharf ist, oder daß er den Schuß für etwas anderes gehalten hat.«

Er ging zum Fenster zurück und hob die Schwärmer auf, die noch nicht explodiert waren.

»Das sind nützliche Dinger, die Sie auf den Fußboden legen müssen, wenn Sie erwarten, daß Ihnen jemand um Mitternacht die Kehle durchschneidet«, äußerte er gemächlich. »Sie kosten genau zwei Dollar pro hundert und haben mir mein Leben öfter gerettet, als ich aufzählen kann. Haben Sie jemals im Dunkeln darauf warten müssen, daß Ihnen jemand die Kehle abschneidet?« fragte er. »Ich hab's dreimal durchlebt, und es ist eine Erfahrung, die ich nicht gern noch einmal durchmachen möchte. Einmal in Böhmen, in der Stadt Prag, einmal in New Orleans und einmal in Ortona.«

»Und was geschah mit den Meuchelmördern?« fragte Meadows mit einem Schauer.

»Das ist eine Frage für Theologen, wenn Sie mir den abgenützten Witz verzeihen wollen«, entgegnete Leon. »Ich nehme an, sie befinden sich in der Hölle, aber mein Urteil ist nicht ganz unbefangen.«

Mr. Lee war vom Tisch aufgestanden und lehnte sich auf

seinen Stock an der Fronttür, Washington stand gespannt neben ihm.

»Was war denn los?« fragte der alte Herr mit etwas müder Stimme. »Es ist 'ne unsichere Sache, wenn man nicht sehen kann, was vorgeht. Aber mir war eben so, als hätte ich einen Schuß gehört.«

»Zwei!« antwortete Leon sofort. »Zwei haben Sie wohl gehört. Aber ich hoffte, Sie würden sie nicht hören. Ich weiß nicht, wer der Mann war, Mister Lee, aber er hatte sicher kein Recht, sich hier herumzutreiben, und ich verjagte ihn.«

»Sie müssen einen Schalldämpfer gebraucht haben. Haben Sie das Gesicht des Mannes gesehen?«

»Nein. Er wandte mir den Rücken zu.«

Leon hielt es für überflüssig, hinzuzufügen, daß er die Menschen ebensogut an ihrem Rücken erkannte wie an ihrem Gesicht. Denn wenn er seine Feinde beobachtete, war dieses Studium sehr gründlich und vollständig. Überdies, Gurthers Schultern bewegten sich beim Laufen in einer eigentümlichen Weise.

Er wandte sich plötzlich an den Besitzer von Rath Hall.

»Darf ich Sie einige Minuten unter vier Augen sprechen, Mister Lee?«

Er war zu einem plötzlichen Entschluß gekommen.

»Gewiß!« sagte der andere zuvorkommend und fühlte sich den Weg in die Halle und in sein Studierzimmer.

Zehn Minuten war Leon mit ihm allein. Als er herauskam, war Meadows zu seinem Mann am Tor hinausgegangen, und Washington war allein zurückgeblieben und wußte nicht recht, was er mit sich anfangen sollte. Leon nahm ihn am Arm und geleitete ihn auf den Rasenplatz vor dem Hause.

»Heute nacht wird's hier richtig losgehen!« sagte er und erzählte ihm die Vereinbarung, die er mit Mr. Johnson Lee

getroffen hatte.

»Ich habe ihn zu überreden versucht, mir den Brief zu zeigen, den er in seinem Geldschrank hat, aber in dieser Angelegenheit ist er wie ein Felsen, und es ist mir unsympathisch, in den Tresor eines mir Befreundeten einzubrechen. Hören Sie mal zu!«

Elijah Washington hörte zu und stieß einen leisen Pfiff aus.

»Nun haben sie den Rechtsanwalt verhindert, hierher zu kommen«, fuhr Gonzalez fort. »Und nun haben sie eine Todesangst, daß der alte Mann *uns* das erzählt, was er eigentlich seinem Rechtsanwalt mitteilen wollte.«

»Meadows geht nach London, nicht wahr?«

Leon nickte langsam.

»Ja, er geht nach London ... mit dem Auto. Wußten Sie, daß die gesamte Dienerschaft heute abend beurlaubt ist?«

Mr. Washington starrte ihn an.

»Die weibliche meinen Sie?«

»Frauen und Männer!« antwortete Leon gelassen. »In Brightlingsea findet heute abend ein ausgezeichnetes Konzert statt, und obwohl sie für den ersten Teil zu spät kommen werden, werden sie sich desto gründlicher über den zweiten Teil des Programms amüsieren. Die Einladung dazu kommt zwar nicht von mir, aber ich heiße sie sehr willkommen.«

»Aber will Meadows wirklich fort, wo der Spaß losgeht?«

Augenscheinlich war Inspektor Meadows gar nicht abgeneigt, Rath Hall in diesem kritischen Augenblicke zu verlassen. Er war in der Tat sehr einverstanden damit. Und Mr. Washingtons Ansichten über die Intelligenz der Polizei erfuhr eine Wendung zum Schlechteren.

»Aber sicher würde es doch besser sein, er bliebe hier«, meinte der Amerikaner. »Wenn Sie einen Angriff erwarten. Sind Sie denn sicher, daß sie alle Ihre Leute hierherwerfen werden?«

»Todsicher!« entgegnete Gonsalez ruhig. »Hier kommt Meadows' Wagen.«

Das Auto kam in diesem Augenblick von der Rückseite des Hauses und hielt vor der Tür.

»Ich lasse Sie nicht gern allein hier zurück«, sagte Meadows, als er sich neben den Chauffeur setzte und seine Handtasche auf den Sitz stellte.

»Sagen Sie dem Chauffeur, er solle Lawley meiden wie die Pest!« flüsterte Leon. »Dort liegt ein gefällter Baum quer über der Chaussee, denn daß die Ortsbehörde ihn in der Zwischenzeit hat entfernen lassen, ist sehr unwahrscheinlich.«

Leon wartete, bis die Schlußlichter in der Dunkelheit verschwunden waren, und ging dann in die Halle zurück.

»Nun sind Sie und ich ganz allein«, sagte Mr. Washington düster. »Was meinen Sie, sollen wir die Türen hinten zuschließen?«

»Die sind in Ordnung!« erwiderte Leon. »Die Gefahr wird auch nicht von der Hinterseite kommen. Kommen Sie mit hinaus, um die Abendluft noch etwas zu genießen! Es ist noch etwas zu früh, ehe der richtige Skandal losgeht.«

Aber er irrte sich.

Elijah Washington folgte ihm in den Park und hatte kaum zwei Schritte getan, als Leon ihn taumeln sah. In einer Sekunde war er neben ihm und sah ihn vornübergebeugt ins Dunkle starren.

»Bringen Sie mich ins Zimmer!« vernahm er Washingtons Stimme. Der Mann lehnte sich schwer auf seinen Begleiter.

Leon hatte seinen Arm um Washingtons Hüfte gelegt und trug ihn auf diese Weise fast halb. Er schob den Mann in die Halle, aber schloß die Tür nicht. Anstatt dessen ließ Leon sich, sobald der Amerikaner sich geräuschvoll in einen der Hallenstühle hatte fallen lassen, auf den Boden nieder und sah längs des

künstlichen Horizonts, den er geschaffen hatte. Nirgends eine Bewegung, nirgends ein Zeichen eines Angreifers. Erst dann schloß er die Tür und verriegelte sie. Hierauf stieß er die Tür zum Studierzimmer weit auf, trug Washington hinein und schaltete das Licht an.

»Ich glaube, irgendwas hat mich angefallen«, murmelte Washington.

Seine rechte Wange war rot und geschwollen, und Leon sah den verräterischen Biß; sah auch sonst noch etwas.

Washington legte seine Hand auf die Wange und prüfte danach seine Fingerspitzen.

»Bringen Sie mir etwas Whisky, bitte!«

Washington hatte sichtlich große Schmerzen und wiegte sich hin und her.

»Teufel! Das ist schrecklich!« stöhnte er. »Ich habe niemals eine Schlange gekannt, die so gebissen hätte.«

»Aber Sie leben noch, mein Freund, und ich habe Ihnen nicht geglaubt, daß Sie gegen Schlangen immun sind.«

Leon goß ein großes Wasserglas voll reinen Whisky und hielt es an die Lippen des Amerikaners.

»Zur Hölle mit der Prohibition!« murmelte Washington und nahm das Glas nicht eher vom Munde, als bis es leer war.

»Davon können Sie mir ruhig eine zweite Dosis geben.«

Washington fuhr mit der Hand nach dem Gesicht und berührte die winzige Wunde sehr vorsichtig.

»Was empfanden Sie denn, als es Sie traf?«

»Naß!« murmelte er überrascht. »Genauso, als ob mich eine Schlange gebissen hätte«, bekannte der Fachmann.

Sein Gesicht war unter den Augen bereits geschwollen und seine Haut schwarz und blau.

Leon ging quer durch den Raum zum Kamin und drückte auf

den Knopf der elektrischen Klingel. Die Tür wurde aufgerissen, und George Manfred kam herein; hinter ihm tauchte Meadows und ein Dutzend seiner Leute auf.

»Um Gottes willen!« bemerkte Washington schläfrig.

»Haben Sie Lee aus der Schußlinie gebracht?« fragte Manfred.

Leon nickte. »Er befand sich in dem Auto, das Freund Meadows mitnahm, später aber wieder verließ, um nach hier zurückzukehren.«

Washington hatte ein kleines Pappschächtelchen aus seiner Tasche genommen und rieb unter Stöhnen ein rotes Pulver vorsichtig in die beiden weißgeränderten Wunden.

»Das muß eine Schlange sein, die mit einer Kobra fertig wird, und gegen die ein Klapperschlangenbiß unschuldig ist wie das gutmütige Zausen eines Hundes«, meinte Washington. »Mamba?! Quatsch! Ich kenne Mamba! Ziemlich bösartig, aber nicht so schlimm wie das hier!«

Manfred sah zu Leon hinüber.

»Gurther« fragte er nur.

Gonsalez nickte.

»Sollte jedenfalls mir gelten, aber wie ich schon früher bemerkt habe, Gurther ist nervös. Und es half ihm gar nichts, daß man ihn eingesperrt hatte.«

Leons Blick schweifte prüfend über die schweren Vorhänge, die die Fenster bedeckten.

Dann ging er hinauf in Lees Schlafzimmer, das sich in der Mitte des Hauses befand und auf einen kleinen Balkon mündete, dessen Fußboden durch das Dach der Vorhalle gebildet wurde.

Das große Fenster stand offen. Leon kroch in die Dunkelheit hinaus und tat zwischen den Pfeilern der Balustrade hindurch einen Rundblick.

Die Angreifer befanden sich in freiem Gelände; sie machten

keinen Versuch mehr, ihre Anwesenheit zu verbergen. Er zählte sieben Männer, bis er die Zigarette eines achten sah, der sich am anderen Ende der Auffahrt befand.

Worauf mochten sie warten? fragte er sich. Keiner von ihnen rührte sich. Sie näherten sich nicht einmal dem Hause. Diese Untätigkeit gab ihm zu raten auf. Sie erwarteten ein Signal ein Zeichen. Was für eins? Woher sollte es kommen? Und von wem sollte es gegeben werden?

Da sah er einen Mann über den Rasenplatz heranschleichen. Einen oder zwei? Spielten ihm seine Augen einen Streich? Wenn es zwei waren, mußte einer von ihnen Gurther sein. Ein Irrtum war für ihn ausgeschlossen. Eine Sekunde kam ihm der Mann hinter einem Balustradenpfeiler außer Sicht. Leon bewegte seinen Kopf ...

Gurther war gefallen!

Leon sah ihn in die Knie brechen und zu Boden taumeln.

Was bedeutete das?

Leon wunderte sich noch darüber, als er ein weiches kratzendes Geräusch vernahm und einen tiefen Atemzug. Er versuchte zu ergründen, aus welcher Richtung beides kam.

Plötzlich sah er, nur ein paar Zoll von seinem Gesicht entfernt, eine Hand aus der Dunkelheit auftauchen und sich an der unteren Kante der Brüstung festhalten.

Schnell und geräuschlos schlängelte sich Leon ins Zimmer zurück, stand, von dem Vorhang gedeckt, auf und wartete. Seine Hand kam mit etwas in Berührung; es war die lange Seidenschnur, mit der die Vorhänge zugezogen wurden.

Leon grinste in der Dunkelheit und machte eine kunstvolle Schlinge.

Der Eindringling zog sich vollends auf den Balkon hinauf und stahl sich auf Zehenspitzen zu dem offenen Fenster hin. Er hatte nicht den leisesten Verdacht, denn die Jalousie war den ganzen

Abend nicht heruntergelassen gewesen. Lautlos trat er in das Schlafzimmer; im Sternenlicht zeigte sich seine Silhouette vorübergehend in der Fensterscheibe.

Er ist barhäuptig, dachte Leon. Das machte es leichter. Als der Mann einen weiteren leisen Schritt tat, fiel ihm die Schlinge um den Hals, zog sich zusammen und erstickte den Schrei in seiner Kehle. Im nächsten Augenblick lag er flach am Boden, ein Knie in seinem Rücken. Er versuchte aufzustehen, aber Leons Faust stieß mit der Genauigkeit einer Kolbenstange auf ihn nieder, und er wurde plötzlich still.

Gonzalez lockerte den Knoten der Schlinge und warf sich den Körper über die Schulter, trug ihn aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. Er konnte annehmen, daß dieser der einzige Eindringling wäre, aber er überließ nichts dem Zufall. Nachdem er seinen Gefangenen den Leuten übergeben hatte, die in der Halle warteten, lief er in das Schlafzimmer Lees zurück, um seine Annahme, daß der Abenteurer keine Nachfolger gefunden hatte, bestätigt zu finden. Unten standen sie noch immer in ungleichen Entfernungen voneinander, wie er sie zuletzt gesehen hatte. Sie erwarteten wohl ein Zeichen vom Hause aus. Was für ein Zeichen? Er hätte das gern gewußt.

Er ließ einen der Leute als Wache im Zimmer und ging in das Arbeitszimmer zurück, um zu finden, daß der bestürzte Einbrecher ein alter Freund von ihm war.

Lew Cuccini blickte von einem seiner Häscher zum anderen, ein Bildnis stummen Kummers. Aber die ungewöhnliche Entdeckung, die Leon bei seiner Rückkehr ins Arbeitszimmer machte, war, daß der amerikanische Schlangenbeschwörer wieder vollkommen genesen war; abgesehen von seinem häßlichen Aussehen, schien er sich nach diesem Gottesurteil, dem neunundneunzig Menschenleben von hundert unterlegen wären, um nichts schlechter zu befinden.

»Schlangenfest ... Das bin ich! Ist das der Kerl, der's getan

hat?« Washington deutete auf Cuccini.

»Wo ist Gurther? fragte Manfred.

Cuccini grinste ihm höhnisch ins Gesicht.

»Finden Sie das nur gefälligst selbst heraus, Boss! Er wird Sie schon kriegen! Sobald ich schreie ...«

»Cuccini«, Leons Stimme klang sanft. Die Spitze eines langklingigen Messers, das er an des Banditen Kehle hielt, war unzweifelhaft scharf.

Cuccini schrak zurück.

»Sie werden *nicht* schreien! Wenn Sie's tun, werde ich Ihnen die Kehle durchschneiden, und alle diese schönen Teppiche verderben! Das hier ist echt seidener Bokhere, George! Ich habe in den letzten zehn Jahren keinen solchen gesehen.«

Leon machte eine Kopfbewegung nach dem weichgetönten Teppich hin, auf dem George Manfred stand.

»Was für ein Signal ist vereinbart, Cuccini?« Leon wandte seine Aufmerksamkeit erneut dem Gefangenen zu. »Und was wird auf das Signal erfolgen?«

»Hören Sie mal!« sagte Cuccini. »Dieser Halsabschneiderunsinn zieht bei mir nicht. Hierzulande gibt's keinen dritten Grad der Folter! Vergessen Sie das nicht!«

»Sie haben niemals meinen neunundneunzigsten Foltergrad gesehen!«

Leon lächelte wie ein Junge, der sich über etwas freut. »Bitte, steckt etwas in seinen Mund!«

Einer der Leute band ein wollenes Tuch um Cuccinis Kopf.

»Legen Sie ihn auf das Sofa!«

Gebunden war er schon und daher völlig hilflos.

»Hat jemand ein paar Wachsstreichhölzer? Oh, hier sind ja welche!«

Leon leerte einen kleinen Kristallbehälter in seine Handfläche

und sah sich mit sanftem Blick in der Gesellschaft um.

»Nun, Gentlemen, wenn Sie mich fünf Minuten lang allein lassen wollten. Ich möchte Mr. Cuccini eine ausgezeichnete Nachahmung der Überredungsmethode Gian Viscontis zeigen, der sein Landsmann und Erfinder des Systems ist, das ich jetzt anzuwenden gedenke.«

Cuccini schüttelte heftig den Kopf. Ein Schwall unartikulierter Laute brach sich hinter dem Tuch hervor Bahn.

»Unser Freund ist nicht unintelligent. Jemand, der behauptet, Signor Cuccini sei unintelligent, wird mein ernstliches Mißfallen auf sich laden«, erklärte Leon.

Sie brachten den Mann in eine sitzende Stellung, und er sprach, abgerissen und zögernd.

»Glänzend!« sagte Leon, als der Mann zu Ende war. »Nehmt ihn in die Küche und gebt ihm zu trinken! Ihr werdet einen Hahn über dem Küchenausguß finden.«

»Ich habe mich oft gefragt, Leon, ob Sie jemals eine Ihrer fürchterlichen Drohungen von Folter und teuflischer Grausamkeit ausführen würden«, sagte George, als sie beide allein waren.

»Die Hälfte der Folter ist die Furcht vor ihr!« antwortete Leon leichthin; er zündete sich eine Zigarette mit einem der Streichhölzer an, die er vorhin vom Tisch genommen hatte, und die er nun sorgsam wieder in den Kristallbehälter füllte. »Jeder, der gewandt in der Anwendung suggestiver und liebevoller Detailmalerei ist, kann Daumenschrauben, Brennzangen und den ganzen unheimlichen Folterapparat entbehren, der jemals bei unseren Vorfahren zur Anwendung gelangte. Ich fragte mich manchmal selbst« – er blies nachdenklich einen Ring in die Luft –, »ob ich meine Drohungen ausführen würde ... Ich muß es einmal versuchen.«

Er nickte gemütlich vor sich hin, als ob er sich damit selbst ein großes Vergnügen in Aussicht stellte.

Manfred sah nach der Uhr.

»Was wollen Sie jetzt machen? Das Signal geben?«

Gonsalez nickte.

»Und dann?«

»Sie 'reinkommen lassen. Wir können Zuflucht in der Küche suchen. Ich glaube, das wäre das klügste.«

Manfred nickte.

»Sie wollen den Geldschrank öffnen lassen?«

»Allerdings. Gerade das wünsche ich, und da Mr. Lee damit zögert, halte ich das für die beste Art und Weise. Mir ging das die ganze Zeit durch den Kopf. Haben Sie den Tresor gesehen, Manfred? Ich habe ihn! Niemand, nur ein Fachmann kann ihn knacken. Ich habe aber das Werkzeug nicht dazu. Ich habe mich für einen solchen Fall nicht vorgesehen und habe Bedenken. Unsere Freunde haben das Werkzeug hierzu – und *keine* Bedenken.«

»Und die *Schlange*? Ist da irgendwelche Gefahr?«

Leon schnappte mit den Fingern.

»Die Schlange hat für diese Nacht ihre Aufgabe verrichtet und wird nicht mehr zupacken! Und was Gurther anbelangt ...«

»Er hat ein besonderes Hühnchen mit Ihnen zu rupfen.«

Leon blies einen weiteren Ring zur Decke hinauf und sprach nicht, ehe sich der Ring an der Decke gebrochen hatte.

»Gurther ist tot!« antwortete er; es klang selbstverständlich.

»Er liegt seit den letzten zehn Minuten auf dem Rasen draußen.«

15

Leon erzählte kurz die Szene, die er vom Balkon aus beobachtet hatte.

»Es war zweifellos Gurther. Unmöglich, ihn zu verkennen. Er kam mir eine Sekunde lang hinter den Balustradepfeilern außer Sicht, und als ich dann umsah, lag er flach auf dem Boden.«

Leon warf seine Zigarette in das Kaminfeuer.

»Ich glaube, jetzt ist's Zeit.«

Er wartete, bis Manfred sich entfernt hatte, und ging zur Tür, entfernte die Vorlegestange und riß die Tür weit auf.

Er bückte sich und bemerkte, daß man das Öffnen der Tür von draußen beobachtet hatte. Denn einer der Gauner bewegte sich über den Rasenplatz auf das Haus zu. Er nahm seine kleine elektrische Taschenlampe aus der Tasche und sandte drei flackernde Strahlen in die Dunkelheit. Zu seiner Überraschung kamen nur zwei Männer auf das Haus zu. Augenscheinlich erwartete man, daß Cuccini auf Widerstand stoßen würde, ehe der Einbruch stattfinden könne.

Das Haus war im fünfzehnten Jahrhundert erbaut, und die Eintrittshalle war ein breiter, scheunenartiger Raum. Irgendein Baumeister des Georgianischen Zeitalters hatte in der seltsamen Laune seiner Zeit eine kleine Musikgalerie über dem Eßzimmer, unmittelbar gegenüber dem Arbeitszimmer, errichtet. Leon hatte bereits das Haus durchforscht und hatte die kleine Treppe gefunden, die zu dieser architektonischen Stilwidrigkeit führte. Er hatte kaum das Signal gegeben, als er auch schon durch die große Tür im Eßzimmer untertauchte; er hatte sich hinter den dicken Vorhängen im Hintergrund der kleinen Galerie versteckt, als die ersten beiden Männer hereinkamen. Er sah sie geradewegs in das Arbeitszimmer gehen und die Tür aufstoßen. Gleichzeitig erschien ein dritter Mann in der Vorhalle, der jedoch nicht hereinzukommen versuchte.

Augenblicklich kam einer der beiden, die in das Arbeitszimmer getreten waren, heraus und rief nach Cuccini. Als er keine Antwort erhielt, ging er knurrend zu seiner Arbeit zurück. Welcher Art diese Aufgabe war, konnte Leon erraten,

ehe der sonderbare scharfe Geruch heißen Stahls zu seinem empfindlichen Riechorgan heraufwehte.

Wenn er sich niederbückte, konnte er die Beine der Leute sehen, die an dem Geldschrank arbeiteten. Sie hatten alle Lichter eingeschaltet und erwarteten anscheinend keine Störung. Dem Mann an der Tür hatte sich ein zweiter Mann zugesellt. »Wo ist Lew?«

In der Stille, die im Hause herrschte, war jedes Wort, wenn auch leise gesprochen, hörbar.

»Ich weiß nicht, jedenfalls irgendwo drinnen. Er mußte erst den Dago festnageln.« Leon grinste.

Einer der Arbeiter in der Bibliothek kam in diesem Augenblick heraus.

»Habt ihr Cuccini gesehen?«

»Nein«, sagte der Mann an der Tür. »Geh 'rein und such ihn! Er muß hier sein!« Cuccinis Abwesenheit machte ihn offenbar unruhig. Denn obwohl er in das Zimmer ging, war er doch in der nächsten Minute wieder draußen und fragte, ob der Mann, der nach Cuccini suchen gegangen war, zurück sei. Dann ließ sich der Ruf des Abgeschickten aus dem Hintergrund der Halle hören: »Die Küche ist verschlossen!«

Der Geldschrankknacker äußerte einen Ruf des Erstaunens. »Verschlossen? Was soll das heißen?«

Er kam bis an den Fuß der Treppe und brüllte hinauf: »Cuccini!«

Nur das Echo antwortete.

»Das ist doch merkwürdig.« Er steckte seinen Kopf in das Bibliothekszimmer. »Mach fix, Michel! Hier ist nicht alles geheuer.« Und über seine Schultern, nach rückwärts: »Sag den andern, sie sollen sich fertighalten!«

Der Mann verschwand draußen in der Dunkelheit, war einige Minuten abwesend und kam mit einer beunruhigenden

Nachricht wieder.

»Sie sind fort, Boss! Ich habe keinen von ihnen finden können.«

Der Boss schickte ihm einen Fluch nach und begab sich selbst auf die Suche. Er kam eiligst zurück, lief in das Arbeitszimmer, und Leon hörte seine Stimme.

»Wir müssen machen, daß wir fortkommen.«

»Na, und Cuccini?«

»Muß selber sehen, wo er bleibt. Bist du soweit, Michel?«

Die tiefe Stimme erwiderte etwas. Dann folgte ein Krach, als ob irgend etwas aus Eisen gebrochen sei. Das war der entscheidende Augenblick. Leon teilte die Vorhänge und ließ sich leicht zu Boden fallen.

Der Mann an der Tür wandte sich blitzschnell nach dem Geräusch um.

»'rauf mit'n Händen!« befahl er scharf.

»Nicht schießen!« Leons Ton nahm fast den der Unterhaltung an, so ruhig war er. »Das Haus ist von der Polizei umstellt.«

Mit einem Fluch war der Mann aus der Tür, und in diesem Augenblick ließ sich draußen der erste Schuß hören, dem das unregelmäßige Feuern von der Wegseite her folgte. Leon lief zur Tür, warf sie zu und schaltete das Licht an, als die beiden Männer aus der Bibliothek kamen. Einer von ihnen hatte einen dicken Packen viereckiger, brauner Bogen unter seinen Arm. Er ließ seine Beute fallen und hielt beide Hände hoch, als er die Waffe sah. Aber sein Kamerad war aus härterem Holz geschnitzt und warf sich mit einem Schrei auf den Mann, der zwischen ihm und der Freiheit stand.

Leon drehte sich beiseite, schob seine Schulter vor, um den wütenden Stoß von des Mannes Faust aufzufangen, ließ seinen Browning fallen, bückte sich schnell und griff seinen Gegner unterhalb der Knie an.

Der Mann schwankte, suchte seine Balance zu halten und fiel mit lautem Krach auf den steinernen Fußboden. Während der ganzen Zeit stand sein Kamerad und schaute, die Hände in der Luft wedelnd, verdattert drein.

An der Außentür ließ sich Klopfen hören. Ohne seine Gefangenen aus den Augen zu lassen, langte Leon nach der Vorlegestange und zog sie fort. Manfred kam herein.

»Der Herr, der nach Cuccini rief, hat sie erschreckt. Ich glaube, sie sind fort. Zwei Autos standen auf der Chaussee.«

Manfreds Blicke fielen auf die braunen Bogen, die am Erdboden verstreut lagen. Er nickte.

»Ich glaube, da haben Sie ja alles, was wir brauchen, Leon!«

Die Detektive kamen in diesem Augenblick hereingeströmt und kümmerten sich um die Gefangenen, während Leon Gonzalez und sein Freund hinaus auf den Rasenplatz gingen, um sich nach Gurther umzusehen.

Der Mann lag, wie er gefallen war, auf seinem Gesicht. Und als Leon seine Taschenlampe auf die Gestalt spielen ließ, sah er, daß die Schlange ihn hinter dem Ohr gebissen hatte.

»Gurther?« Leons Stirn zog sich in Falten.

Er drehte die Gestalt so, daß sie auf den Rücken zu liegen kam, und stieß einen kleinen Laut der Überraschung aus, denn, was da in den sternenbesäten Himmel hinaufstarrte, war das fleischige Gesicht Pfeiffers.

»Pfeiffer! Ich hätte darauf schwören mögen, daß es der andere war. Die Sache ist etwas verzwickt. Laß sehen!«

Leon stand eine volle Minute lang überlegend da.

»Ich hätte verstehen können, wenn es Gurther gewesen wäre. Er wurde ein Unfug und eine Gefahr für den alten Mann. Und Pfeiffer, der Zuverlässigere von beiden, haßte ihn. Meine erste Ansicht war, daß *Gurther* auf Oberzohns Befehl umgebracht worden war.«

»Angenommen, Gurther hörte den Befehl oder erfuhr sonst davon?« fragte Manfred gelassen.

Leon schnappte mit seinen Fingern. »Das wird's wohl sein. Wir hatten vor einigen Jahren einen ähnlichen Fall. Entsinnen Sie sich dessen noch, Manfred? Der Alte gab dem Pfeiffer den Befehl, Gurther das Lebenslicht auszublasen, und Gurther führte seinen Schlag zuerst. Gerissener Kerl!«

Als sie ins Haus zurückkehrten, saßen die drei Galgenvögel in einer Reihe in Lees Bibliothek. Cuccini war natürlich eine alte Bekanntschaft. Von den anderen beiden Leuten erkannte Leon einen, einen berüchtigten Verbrecher.

Der dritte und offenbar der geschulte Fachmann der Gesellschaft – der, den sie mit Michel angeredet hatten, und der das Schloß aus Lees Geldschrank herausgeschmolzen hatte – wurde von Meadows als Michel Seldwyn, ein geschickter Einbrecher und Bankräuber, ermittelt; nach seiner eigenen Aussage war er an diesem Nachmittag eben vom Festland zurückgekehrt, um einer schmeichelhaften Einladung zu folgen, die einen beträchtlichen Gewinn für ihn selbst abwerfen sollte.

»Warum habe ich bloß Mailand verlassen, wo das Pfropfen leicht ist und das Geld gut? Können Sie mir das sagen?« fragte er bitter.

Die Gefangenen wurden zum nächsten sicheren Gewahrsam gebracht, alle Spuren einer aufregenden Stunde waren verschwunden; nur die geschwärzte und verzogene Tür des Geldschrankes zeugte von dem schlimmen Charakter des Besuches.

Meadows kam zurück, als sie die verstreuten Schriften zusammensuchten. Es waren Hunderte, die alle in Braille, in Blindenschrift, geschrieben waren, und Manfreds feinfühlige Finger tasteten über die Oberfläche.

»O ja«, antwortete er auf eine an ihn gestellte Frage. »Ich wußte an dem Tage, an dem wir Barbertons Sachen

durchsuchten, daß Lee blind sei. Das war mein Geheimnis.« Er lachte. »Barborton erwartete den Besuch seines Freundes und hatte eine Botschaft für ihn auf dem Kaminsims zurückgelassen. Entsinnen Sie sich jenes Papierstreifens? Darauf stand: ›Lieber Johnny, ich werde in einer Stunde zurück sein.‹ »Das hier ...«, er deutete auf das Papier, »sind Briefe.«

»Die Art, wie sie gefalzt sind, verrät mir das«, bemerkte Meadows. »Wahrscheinlich werden Sie keine Verurteilung Cuccinis erreichen; die beiden Einbrecher werden vor den Richter kommen, aber Cuccini verklagen würde heißen, die ganze Schlangengeschichte ans Tageslicht zu zerren, und das bedeutet für mich einen größeren Fußtritt, als ich vertragen kann. Ich habe große Lust, Cuccini für den Augenblick laufenzulassen.«

Manfred nickte. Er hatte die Bogen auf den Knien.

»Die sind von verschiedenen Plätzen aus geschrieben«, fuhr er fort.

Es war sonderbar anzusehen, wie er, den Blick ins Leere gerichtet, mit seinen Fingern über die Zeilen fuhr.

»Bis jetzt habe ich nichts erfahren, als daß Barborton sich in seiner Freizeit damit amüsiert hat, Märchen der Eingeborenen ins Englische zu übersetzen und sie für den Gebrauch von Blindenschulen in Braille zu übertragen. Ich wußte natürlich, daß er das tat, da ich schon seine Schwester aufgesucht habe, die die Vorsteherin der Mädchenabteilung ist.«

Er hatte bereits ein halbes Dutzend Briefe durchflogen, als er vom Tisch aufstand und durch das Zimmer zum Geldschrank schritt.

»Ich habe das Gefühl, daß das, was wir suchen, nicht hier ist. Es ist kaum anzunehmen, daß er eine Mitteilung solcher Art mit der übrigen Korrespondenz zusammenwerfen würde.«

Die Geldschranktür war offen und das Stahlfach hinten hervorgezogen. Offensichtlich waren diese Briefe aus *diesem*

Behälter entnommen. Die Schublade war jetzt leer. Manfred maß die Tiefe mit seinen Fingern.

»Lassen Sie mich mal sehen!« bat Gonsalez plötzlich.

Er suchte am Boden des Geldschrankes herum und fühlte gegenwärtig an den Seiten entlang.

»Hier ist nichts«, sagte er. Er zog dann ein halbes Dutzend Rechnungsbücher heraus und ein Bündel von Schriften, die Manfred beiseite gestellt hatte. Diese lagen auf dem Fußboden zwischen der Masse geschmolzenen Metalls, die tiefe Löcher in den Teppich gebrannt hatte. Leon prüfte ein Buch nach dem ändern, öffnete sie und führte seinen Fingernagel an dem Rand der Seiten entlang. Das vierte Buch, ein dickes Hauptbuch, ließ sich nicht so leicht öffnen ... ließ sich gar nicht öffnen. Er trug es zum Tisch und versuchte den Deckel aufzuschlagen.

»Nanu? Wie macht man das auf?«

Der Einband war von Leder; allem Anschein nach ein ganz ungewöhnliches Buch, und Leon war ängstlich bemüht, eine so künstliche Attrappe nicht zu beschädigen. Als er den Rand sorgfältig prüfte, sah er eine Stelle, wo die Ränder auseinandergezwängt waren. Er nahm ein Messer und schob die dünne Klinge in die Öffnung. Es gab einen Knacks, und der Einband des Buches sprang auf wie der Deckel eines Kastens.

»Und das ist, glaube ich, das, was wir suchen«, sagte Gonsalez.

Das Innere des Buches war vollständig ausgehöhlt, die Ränder der Blätter zusammengeklebt, und der auf diese Weise gebildete Behälter war dicht mit braunen Papieren gefüllt; braun alle, mit Ausnahme eines einzigen, das auf einem amtlichen Foliobogen geschrieben und das mit Kolonialamt, Lissabon überschrieben war.

Barberton hatte gleich über jede Zeile den entsprechenden Wortlaut in Braille, in Blindenschrift, gesetzt; jetzt war eins der Geheimnisse aufgeklärt.

Leon überflog den Brief. Das Schreiben war vom 21. Juli 1912 und trug an der linken Ecke den Stempel des portugiesischen Kolonialamtes. Er las den Brief hastig durch und sah am Schluß mit einem Seufzer der Befriedigung auf.

»Und das erledigt Oberzohn & Co. und beraubt sie eines Vermögens, dessen Umfang wir, hoffe ich, entdecken werden, wenn wir Barbertons Brief lesen.«

Er zündete sich eine Zigarette an und überflog das Schreiben noch einmal. Meadows, der Leons Leidenschaft für das Drama nicht verstand, wartete mit wachsender Ungeduld.

»Sehr geehrter Herr!« begann Leon zu lesen. »Ich habe heute die Ehre gehabt, Ihren Brief vom 15. Mai 1912 Seiner Exzellenz dem Herrn Präsidenten und den Herren Kabinettsministern vorzulegen. Durch Brief vom 8. Januar 1911 wurden Ihnen die Ländereien, gezeichnet Ex. 275 auf der Flurkarte des Biskarabezirkes, zugesprochen. Ihr weiteres Schreiben, in dem Sie, sehr geehrter Herr, sich beklagen, daß das Eindringen von Prospektoren in Ihr Land Ihre wissenschaftliche Arbeit behindert, und Ihre Bitte, daß man diesen Belästigungen ein Ende bereite, indem man Ihre Konzession dahin erweitert, daß Sie Anspruch auf alle Mineralien haben, die auf besagtem Gelände, Ex. 275 Flurkarte Biskara, gefunden werden, ist von dem Rat in Erwägung gezogen worden.

Die Erweiterung der Konzession soll zwölf Jahre betragen, beginnend mit dem *14. Juni 1912*, und soll jedes zwölfte Jahr von Ihnen, Ihren Erben oder Beauftragten erneuert werden können nach Hinterlegung von Milreis 1000.

Im Falle, daß der Konzessionär, seine Erben oder Beauftragten es unterlassen, um eine Erneuerung der Konzession am 14. Juli 1924 nachzusuchen, sollen die Schürfrechte auf besagtem Gelände, Ex. 275, Flurmappe von Biskara in Übereinstimmung mit dem Landesgesetz von Angola, für Bewerbungen offenstehen ...« Leon lehnte sich zurück.

»14. Juni?« sagte er, aufsehend. »Was! Das ist doch nächste Woche! In fünf Tagen! Das haben wir ja fein gedeichselt, George!«

»Barberton sagte, es wären sechs Wochen«, bemerkte Manfred. »Offenbar beging er den Irrtum, das Datum der Konzession vom Ausstellungstage des Briefes an zu rechnen. Er muß der ehrlichste Mensch der Welt gewesen sein; er hatte keinen anderen Grund, mit Miss Leicester in Verbindung zu treten. Er hätte stillschweigen und sich selbst um das Schürfrecht bewerben können. Fahren Sie fort, Leon!«

»Das ist ungefähr alles«, sagte Leon, den Schluß des Briefes überfliegend. »Der Rest ist mehr oder weniger Stilblüte und Phrase und bezieht sich auf die wissenschaftliche Arbeit, mit der Professor Leicester beschäftigt war. *Fünf Tage ...!*«

»Vielleicht finden wir jetzt etwas in Barbertons langer Erzählung, das uns eine Idee von dem Umfang dieses Eigentums gibt.« Manfred blätterte in den zahlreichen Seiten. »Stenographiert einer der Herren?«

Meadows ging in die Halle hinaus und kam mit einem Schutzmann zurück. Leon wartete, bis der Mann Bleistift und Papier gefunden hatte, und begann dann die ungewöhnliche Geschichte Barbertons – ungewöhnlich deshalb, weil jedes Wort geduldig und fleißig in die Buchstaben des Braille-Systems gestochen war.

16

»Lieber Freund Johnny!

Ich habe Dir eine solche Menge mitzuteilen, daß ich kaum weiß, wo ich beginnen soll. Ich bin auf eine reiche Ader gestoßen, und der Traum, über den ich so oft mit Dir gesprochen

habe, ist endlich wahr geworden. Vor allem, laß mich Dir erzählen, daß ich dabei zu Gold von fast fünfzigtausend Pfund Sterling Wert gekommen bin. Wir wurden hier von Löwen beunruhigt; einer davon rückte mit einem meiner Träger ab, und zuletzt beschloß ich, 'rauszugehn und mit dem Kerl abzurechnen. Ich fand ihn sechs Meilen vom Lager entfernt und jagte ihm ein paar Kugeln in den Leib, ohne ihn jedoch töten zu können. So beschloß ich, seiner Spur zu folgen. Es war 'ne verrückte Idee, einem angeschweißten Löwen im Dschungel zu folgen; wie verrückt, wurde mir nicht eher klar, als bis ich aus dem Busch zwischen die Hügel kam und dort Frau Löwin auf mich warten fand. Sie hat mich auch beinah' erwischt. Mehr durch Zufall gelang es mir, sie beim ersten Schuß im Feuer hinzustrecken. Ich konnte einen weiteren Schuß auf ihren Ehemann abgeben, als er sich in der Nähe unseres Zelttes in seine Höhle schleichen wollte.

Da ich so weit gegangen war, dachte ich, ich könnte ebensogut aufs Ganze gehen; besonders, da ich zwei junge Löwen am Höhleneingang hatte spielen sehen. Ich holte meine Boys, die halbtot vor Angst waren. Dann kroch ich hinein, um zu finden, daß es mit dem alten Löwen fast zu Ende war, wie ich das auch erwartet hatte. Ein Schuß erledigte ihn völlig. Dann mußte ich die beiden Jungen töten; sie waren zu jung, um alleingelassen zu werden, und sie in unser Lager zu bringen wäre großer Unfug gewesen. Die Höhle hatte jahrelang als Lager gedient; sie war voll von Knochen, darunter auch Menschenknochen.

Aber was mir auffiel, war das Vorhandensein eines Daches, das, dessen bin ich gewiß, nur von Menschenhand geschaffen sein konnte. Es sah drinnen wie in einem Hause aus, und in dem Felsen im Hintergrunde war eine Tür ausgehauen. Ich machte mir eine Fackel und begab mich auf eine Forschungsreise. Und wer kann sich meine Überraschung vorstellen, als ich in einen kleinen Raum gelangte, in dem eine ganze Reihe steinerne

Nischen oder Bordbretter waren. Auf jeder Seite befanden sich davon drei Reihen. Und auf jedem dieser Bordbretter standen in kleinen Abständen kleine Figuren. Diese waren so mit Staub bedeckt, daß ich dachte, sie wären aus Stein gemacht, bis ich versucht, eine herunterzunehmen und sie zu prüfen. Dann sah ich an ihrem Gewicht, daß es Gold war – wie sie alle.

Ich wollte natürlich, daß meine Boys nichts davon erfahren sollten; denn sie waren ein verräterischer Haufen. Ich nahm darum die leichteste dieser Figuren, nachdem ich sie alle mit einer Federwaage gewogen hatte, und machte mir ein Zeichen, wo ich sie weggenommen hatte. Du wirst natürlich denken, das sei ein genügend großer Fund für einen Menschen, solange er lebt.

Aber mein Glück hatte eben einmal eingesetzt. Ich schickte die Boys zurück und befahl ihnen, das Lager abubrechen und mich auf dem Gipfel des Thaba zu treffen. Ich nannte es Thaba, weil es einem mir bekannten Hügel im Basutoland so ähnlich sieht.

Das Lager wurde in dieser Nacht dort hinverlegt. Das war eine bessere Lagerstelle als eine, die wir jemals zuvor gehabt hatten. Wasser war dort, Kleinwild und keine Moskitos. Das Schlimmste waren die furchtbaren Wirbelstürme, die aus dem Nichts entstehen. Und solange man nicht einen solchen in dem Raseneisensteinland durchgemacht hat, weiß man nicht, was ein solcher Wirbelsturm ist.

Der Hügel gegenüber war etwas kleiner als der, auf dem ich lagerte, und dazwischen befand sich ein kleines Tal, durch das ein kleiner seichter Fluß lief – Stromschnellen wäre bezeichnender.

Früh am nächsten Morgen sah ich durch mein Glas und bemerkte auf dem gegenüberliegenden Hügel etwas, was ich für ein Haus hielt. Ich fragte meinen Vormann, wer dort wohnte; er sagte mir, das sei einmal das Haus des Meisters der Sterne

gewesen. Ich entsann mich darauf, daß irgend jemand in Mossamedes mir gesagt hatte, daß hier herum sich ein Astronom niedergelassen habe, der dann von den Eingeborenen ermordet worden sei. Ich faßte den Plan, hinüberzugehen und den Ort zu besichtigen. Da der Tag bewölkt und nicht zu heiß war, nahm ich mein Gewehr und ein paar meiner Boys, und wir querten den Fluß und bestiegen den Hügel. Das Haus lag natürlich in Trümmern; selbst in seinen besten Zeiten war es nur eine Mattenhütte gewesen. Ein Teil davon war von Pflanzen überwuchert, aber aus Neugier suchte ich rings umher, weil ich hier vielleicht ein paar Geräte zu entdecken glaubte, die mir nützlich sein könnten. Vor allen Dingen ein paar Kessel; denn meine Boys hatten fast in jeden Kessel ein Loch gebrannt. Ich fand auch einen Kessel. Und dann kehrte ich einen Haufen um, der wahrscheinlich einmal das Bett des Forschers gewesen sein mußte. Weiter fand ich dort ein kleines, etwas verrostetes Zinkkästchen. Ich brach es mit meinem Stock auf. Darin lagen einige wenige Briefe, die so verblichen waren, daß ich nur hier und da ein Wort entziffern konnte. In einem grünen Wachstuch befand sich ein langer Brief vom portugiesischen Gouvernement.«

Entweder aus Zufall oder aus Absicht setzte sich die Erzählung auf dem eben erwähnten Schriftstück selber fort.

»Ich spreche und lese Portugiesisch so leicht wie Englisch. Und das einzige, was mich in Unruhe versetzte, war, daß die Konzession Professor Leicester alle Rechte auf meine Höhle zugestand. Mein erster Gedanke war, das Papier zu verbrennen, aber dann begann ich einzusehen, was für eine Schuftigkeit das wäre. Ich nahm die Briefe, trocknete sie in der Sonne und versuchte zu entdecken, ob er Verwandte habe. Ich hoffte, daß ich imstande sein würde, mich mit ihnen auf fünfzig Prozent zu einigen. In dieser Absicht half mir ein einziger Brief; von Kinderhand, anscheinend von seiner Tochter, geschrieben. Keine Aufschrift. Aber ein Name: Mirabelle Leicester! Ich

steckte Konzession und Brief in meine Tasche und begab mich ans weitere Suchen, fand aber sonst nichts. Als ich hügelabwärts schritt, kam mir der Gedanke, daß dieser Mann vielleicht Gold gefunden habe und der Grund zur Erlangung der Konzession nur ein Vorwand sei. Ich schickte einen Boy nach Werkzeug ins Lager, und als er zurückkam, nahm ich sofort Schürfungen vor. Nach einer Stunde stieß ich auf eins der reichsten Goldlager, die ich jemals gesehen hatte. Entweder ich träumte, oder mein guter Engel hatte mich zuletzt gerade an die Stelle auf dem Hügel geführt, wo Gold gefunden werden konnte. Ich hatte meine Boys vorher nach dem Lager zurückgeschickt, weil ich, falls ich Gold finden sollte, diese Tatsache nicht über ganz Angola verbreitet wissen wollte.

Verstehe wohl, es war keine Goldader im gewöhnlichen Sinne des Wortes; es war alles Schwemmgold, und je weiter ich grub, desto breiter wurde das Bett.

Was das bedeutet, Johnny? Daß wir einen Hügel von Gold gefunden haben, allerdings nicht so wertvolles Gold, wie es die Märchenbücher schildern, aber doch Gold, das in Unzen oder vielleicht Pfunden per Tonne bezahlt wird. Ich mußte vorsichtig sein, um die Boys nicht neugierig zu machen. Ich breche morgen mein Zelt ab und bitte Dich, mir fünfhundert Pfund Sterling nach Mossamedes zu kablern. Die Goldfigur, die ich mitbringe, ist mehr als das wert. Ich würde mehr bringen, aber ich kann diesen Angolajungen nicht trauen. Eine Anzahl von ihnen ist in der Mission erzogen und kann Portugiesisch lesen. Und sie sind zu dick mit einem Mulatten, Villa mit Namen, der ein Vertreter von Oberzohn & Smitts ist, befreundet. Die Kaufleute und ich kennen diese Leute als die gewissenlosesten Schufte an der Küste.

Ich werde, etwa drei Wochen, nachdem Du diesen Brief erhalten hast, in Mossamedes sein. Aber ich möchte nicht zu schnell nach der Küste zurückkehren, da die Leute sonst vermuten, daß ich einen Fang gemacht habe.«

Leon legte den Brief beiseite.

»Da haben Sie die Geschichte in einer Nußschale, meine Herren! Ich glaube keinen Augenblick, daß Barberton Villa diesen Brief gezeigt hat. Wahrscheinlich ist, daß einer der Eingeborenen, die lesen konnten, ihn gesehen und Oberzohns Vertreter von dem Inhalt berichtet haben. Barberton wurde getötet, um sein Zusammentreffen mit dem jungen Mädchen zu verhindern; damit er sie nicht warnte, die Erneuerung der Konzession zu beantragen. Es war nicht einmal notwendig, daß sie seine Sachen durchsuchten, um sich des Briefes zu bemächtigen. Sobald sie nur von dessen Existenz und das Datum wußten, an dem das Gesuch um Erneuerung der Konzession eingereicht werden mußte, war ihre Aufgabe einfach die, an das Kolonialamt in Lissabon ein entsprechendes Gesuch zu richten. Das änderte sich natürlich sofort gänzlich, nachdem Barberton ermordet war und als sie erfuhren oder vermuteten, daß das Dokument sich in Mr. Lees Besitz befand.«

Meadows gab das zu.

»Das also steckte hinter Mirabelle Leicesters Anstellung durch Oberzohn?«

»Ja, und genau das steckte auch hinter dem Angriff auf Heavytree-Farm. Um sich diesen Besitz zu sichern, mußten sie Miss Leicester versteckt halten, bis es entweder für sie zu spät war, um eine Erneuerung der Konzession zu beantragen, oder bis man sie zur Ernennung eines Bevollmächtigten terrorisiert hatte.«

»Oder bis man sie geheiratet hatte«, bemerkte Leon scharf.

»Ist Ihnen niemals dieser Gedanke aufgestiegen? Unser wandelndes Modejournal Monty Newton dürfte vielleicht Heiratsabsichten gehabt haben. Es wäre ein sehr feines Geschäft gewesen, sich gleichzeitig mit einem Weibe einen großen goldhaltigen Hügel zu sichern. Aber das hier, denke ich, wird den ehrgeizigen Bestrebungen des Herrn Doktor Oberzohn ein

Ziel setzen.«

Er stand vom Tisch auf und übergab die Papiere der Fürsorge des Detektivs. Dann wandte er sich mit einem rätselhaften Lächeln an seinen Freund: »George, hättest du nicht Lust, 'ne Autofahrt von zweihundertundfünfzig Meilen zu machen?«

»Bist du der Chauffeur?« fragte George.

»Ich bin der Chauffeur«, antwortete Leon lustig. »Ich war viele Jahre Chauffeur und bin noch nicht getötet. Es ist unwahrscheinlich, daß ich mein kostbares Leben und das Ihre heute nacht auf das Spiel setzen werde. Kommen Sie nur ruhig mit mir, und ich verspreche Ihnen, daß ich den Wagen nicht über sechzig laufen lassen werde – außer auf den wirklichen Autowegen.«

Manfred nickte.

»Wir werden in Oxley halten und versuchen, einen Fernruf nach Gloucester durchzukriegen«, meinte Leon. »Diese Linie ist natürlich nicht in Ordnung. Sie würden doch nicht die Dummheit begehen und die einfachste Vorsicht, die Verbindung mit Rath Hall zu unterbrechen, außer acht lassen.«

In Oxley hielt der große Wagen vor dem dunklen und schweigenden Schatten eines Wirtshauses. Leon holte den halb angekleideten Wirt an die Tür und erklärte sein Anliegen. Dabei erfuhr er, daß zwei große Autos vor einer halben Stunde in der Richtung nach London vorbeigefahren waren.

»Das war die ›Bande‹. Neugierig, wie sie ihrem Brotherrn ihren zweiten Reinfall erklären werden.«

Zuerst rief er Curzon-Straße an. Keine Antwort.

»Verlangen Sie's noch mal!« sagte Leon. »Sie haben ja Poiccart zurückgelassen.«

Manfred nickte.

Sie warteten fünf Minuten. Noch immer keine Antwort.

»Wie sonderbar!« murmelte Manfred. »Das sieht doch

Poiccart nicht ähnlich, das Haus im Stich zu lassen. Verlangen Sie Gloucester!«

Einige Sekunden später waren sie mit Heavytrees-Farm verbunden.

Aber jetzt dauerte es etwas, ehe ihr Anruf beantwortet wurde.

Es war aber weder Mirabelle Leicester noch ihre Tante, die sprachen. Auch konnte Leon Digby nicht erkennen.

»Lee sagte doch, er habe niemals ein wichtiges Schriftstück erhalten«, bemerkte Manfred, »und das war auch richtig, seiner Auffassung nach. Denn für ihn war das nur ein Bogen, auf dem Blindenschrift stand. Lesen Sie das, Leon!«

»Wer ist das?« fragte eine Stimme scharf. »Sind Sie das, Sergeant?«

»Nein, es ist Mr. Meadows«, log Leon.

»Der Scotland-Yard-Herr?« Die Frage klang erregt. »Ich bin Konstabler Kirk, von der Gloucester-Polizei. Mein Sergeant hat versucht, Verbindung mit Ihnen zu bekommen, Sir!«

»Was ist los?« fragte Leon; er fühlte, wie es eisig nach seinem Herzen griff.

»Ich weiß nicht, Herr. Vor ungefähr einer halben Stunde ritt ich hier vorbei ... Ich bin einer von den Berittenen. Ich sah die Türen weit offen und alle Lichter eingeschaltet. Und als ich hier hereinkam, war niemand zu sehen. Ich weckte Miss Goddard und Mr. Digby. Aber das junge Fräulein befand sich nicht im Hause.«

»Alle Lichter eingeschaltet?« fragte Leon hastig.

»Ja, Herr. Auf jeden Fall im Wohnzimmer.«

»Kein Zeichen irgendeines Kampfes?«

»Nein, Herr, aber ein Auto sauste an mir vorbei, und zwar mit einer fürchterlichen Geschwindigkeit. Ich halte es für möglich, daß sie sich da drinnen befunden hat. Mr. Digby und Miss Goddard sind eben nach Gloucester.«

»All right, Konstabler! Ich schicke Ihnen Mr. Gonsalez 'runter.«

»Was ist los?« fragte Manfred, der an dem Gesicht seines Freundes bemerkt hatte, daß etwas nicht stimmte.

»So haben sie Mirabelle Leicester schließlich doch«, äußerte Leon. »Ich fürchte, ich werde mein Versprechen Ihnen gegenüber nicht halten können, George. Mein Wagen muß vor Tagesanbruch noch ganz gehörig laufen.«

17

Mirabelle ging an diesem Abend zeitig zu Bett; sie erwachte beim ersten Sonnenstrahl, der durch ihr Fenster schielte. Sie stand mit dem Gefühl auf, sich so wohl wie nur jemals im Leben befunden zu haben. Sie zog die Vorhänge zurück und sah mit einem unermeßlichen Gefühl von Glück und Befreiung auf eine stille Welt hinaus. Es war kein Mensch zu sehen. Nebelfetzen lagen in den Niederungen, und von einem weißen Gutshaus, weit weg, am Abhang eines Hügels, sah sie blauen Rauch aufsteigen. Es war ein denkwürdiger Morgen, und um ihn so recht in sich aufzunehmen, zog sie sich schnell an und ging in den Garten hinunter. Als sie den Kiesweg entlangschritt, hörte sie, wie ein Fenster geöffnet wurde, und sie erblickte den verbundenen Kopf Mr. Digbys.

»Oh, sind Sie das, Miss? Sind Sie's wirklich?« sagte er, erlöst aufatmend. Sie lachte.

»Außer dieser großen Spinne ist nichts Schreckliches mehr in Sicht«, rief sie und zeigte auf einen großen flachen Kerl, der bereits sein Netz zwischen zwei großen Stockrosen spann. Auch die ersten Bienen waren unterwegs.

»Wenn irgend jemand letzte Nacht gekommen wäre, würde

ich ihn nicht gehört haben«, gestand er. »Ich schlief wie ein Toter. Soll ich Ihnen etwas Tee machen, oder soll ich das Mädchen rufen?«

Sie schüttelte den Kopf, aber er war bereits verschwunden. Zehn Minuten später besuchte er sie, die Teetasse in der Hand. Er erzählte ihr zum zweiten Male, daß er pensionierter Polizeibeamter wäre und seit drei Jahren in Gonsalez' Diensten stände. »Die Drei« bezahlten gut und hatten, wie sie zu ihrer Überraschung erfuhr, beträchtliches Privatvermögen.

»Lohnt sich's denn für sie – dieses Privatdetektivgeschäft?«

»Gott segne Ihre Unschuld! Nein, Miss!« Er verlachte die bloße Idee. »Es sind sehr reiche Leute. Ich glaubte, jeder wüßte das. Man erzählt sich, Mr. Gonsalez habe sogar vor dem Kriege eine Million Sterling besessen.«

Das waren erstaunliche Neuigkeiten.

»Aber warum beschäftigen Sie sich« – sie stockte – »mit dieser Art Zeugs?«

»Liebhaberei, Miss. Manche Leute halten sich Rennpferde, andere Yachten ... Diese Herren empfinden großes Vergnügen bei dieser Beschäftigung – und sie bezahlen gut!« fügte er hinzu.

Der Tag ging ohne ein besonderes Ereignis vorüber. Durch die Gloucester Abendzeitungen erfuhr sie von dem Feuer bei Oberzohn und brachte die Katastrophe nur mit einem unglücklichen Zufall in Verbindung. Sie war nicht ärgerlich darüber. Das Feuer hatte ein häßliches Kapitel aus ihrer Vergangenheit aufgezehrt. Zufällig hatte das Feuer auch ein schlechtgemaltes Ölbild vernichtet, das Dr. Oberzohn teurer war als irgendeins, das Leonardo gemalt oder Raffael geschaffen hatte; aber davon wußte sie nichts.

Eben vor dem Essen ereignete sich der erste ungewöhnliche Vorfall dieses Tages. Mirabelle stand am Gartentor, die Augen auf die Schönheiten des Abendhimmels gerichtet, der mit roten und schiefergrauen Kumuluswolken übersät war. Das Barometer

fiel und versprach eine regnerische Nacht. Aber die Lieblichkeit dieser Farbenverschwendung hielt sie fest. Und dann wurde sie dunkel gewahr, daß ein Mann aus der Richtung von Gloucester auf das Haus zukam. Er ging auf der Mitte des Weges; so, als ob auch er den Anblick bewundere und keine Eile habe. Er hatte die Hände auf dem Rücken, sein weicher Filzhut war aus der Stirn zurückgeschoben; ein stämmig aussehender Mann, aber sein Gesicht schien ihr merkwürdig bekannt. Er wandte seine ernstesten Augen in ihre Richtung, und als sie nochmals seine starken Züge, seinen winzigen graumelierten Schnurrbart unter seiner Adlernase betrachtete, war sie sicher, sie hatte ihn schon gesehen. Vielleicht waren sie sich auf der Straße begegnet, und sie hatte im Unterbewußtsein ein Bild von ihm zurückbehalten.

Er verlangsamte seinen Schritt, bis er ihr quer gegenüber war, dann machte er halt.

»Das ist doch das Heavytrees-Gäßchen?« fragte er in einer tiefen melodischen Stimme.

»Nein, das Gäßchen fängt mit der ersten Lücke der Hecke an.« Sie lächelte. »Ich fürchte, es ist ein schlechter Weg ... gewöhnlich geht man da bis an die Knöchel im Schlamm.«

Er sah an ihr vorbei, nach dem Hause. Seine Augen maßen die Entfernung zwischen den Fenstern, senkten sich einen Augenblick auf eine sich rankende Klematis und kehrten zu ihr zurück.

»Ich kenne mich in Gloucestershire nicht gut aus ... Sie haben ein sehr hübsches Haus.«

»Ja«, antwortete sie überrascht.

»Und einen Garten.« Und darauf unverfänglich: »Züchten Sie Zwiebeln?«

Sie starrte ihn an und lachte.

»Ich glaube wohl, ganz sicher bin ich nicht. Meine Tante besorgt den Küchengarten.«

Wieder wanderten seine melancholischen Augen über das Haus. »Es ist ein sehr hübscher Platz.« Er hob seinen Hut und ging. Digby war ausgegangen, und als sie dem Fremden auf der Straße nachsah, bemerkte sie Digby um eine Wegbiegung kommen, haltmachen und zu dem Fremden sprechen. Anscheinend kannten sie sich, denn sie gaben einander die Hand, als sie sich begegneten; und nach einer Weile bemerkte sie, wie Digby die Straße in der Richtung, wo sie stand, hinunterzeigte. Dann sah sie den Mann dabei nicken. Bald danach verschwand der Fremde. Wer konnte er sein? War er ein Wächter mehr, den die ›Drei Männer‹ angestellt hatten, um sie zu bewachen? – Als Digby zu ihr hinkam, fragte sie ihn.

»Der Herr, Miss? Das ist Mr. Poiccart.«

»Poiccart?« sagte sie angenehm berührt. »Ich wünschte, ich hätte das gewußt!«

»Seine Ankunft überrascht mich«, antwortete der Wächter. »Tatsächlich ist er einer der ›Drei‹, mit dem ich am meisten zu tun gehabt habe. Er hält sich gewöhnlich in der Curzon-Straße auf, selbst wenn die anderen beiden fort sind.«

Digby wußte nichts über Poiccart zu sagen, außer daß dieser ein sehr ruhiger Herr sei und keinen handelnden Anteil an den Unternehmungen der ›Gerechten‹ habe.

Im Hause ging man bald nach zehn Uhr zu Bett. Alma machte noch einmal überall die Runde, prüfte die neuen Riegel und Schlösser, die an diesem Morgen an jeder Eingangstür des Hauses angebracht worden waren.

Mirabelle hatte eine unerklärliche Müdigkeit überkommen; ihr Kopf hatte kaum das Kissen berührt, als sie bereits fest im Schläfe lag.

Sie hörte durch ihre Träume das Rauschen des Regens gegen ihr Fenster schlagen, lag eine lange Zeit wach und versuchte so viel Energie zu sammeln, um aufzustehen. Dann schloß sie das eine Fenster, das offenstand, und in dessen Vorhängen sich der

Wind fing. Hierauf schlug es stärker gegen die geschlossenen Fenster; irgend etwas rasselte auf dem Fußboden ihres Zimmers. Sie setzte sich auf. Hagel konnte es nicht sein, obwohl es in der Ferne wie Donner grollte.

Mirabelle stand auf, zog ihren Schlafrock an, ging zum Fenster und hatte große Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Jemand stand unten im Garten auf dem Kiesweg. Ein Mädchen! Mirabelle lehnte sich hinaus.»Wer ist da?« fragte sie. »Ich bin's! – Ich! – Johanne!« Ein Seufzer klang dabei mit. Selbst in diesem ungewissen Lichte vermochte Mirabelle wahrzunehmen, daß das Mädchen vor Nässe triefte.

»Wecken Sie niemanden! Kommen Sie herunter! Ich muß Sie sprechen!« beschwor das Mädchen sie. »Was ist denn *passiert*?«

»*Viel!* – *Alles!* Komm nur!«

Das Mädchen schien vor einem Zusammenbruch zu stehen. Mirabelle zündete eine Kerze an und ging leise die Treppe hinunter, um Alma nicht zu stören. Unten stellte sie das Licht auf den Tisch, entfernte die Vorlegestange und schob die Riegel zurück. Dann öffnete sie die Tür.

Noch während sie das tat, glitt ein Mann durch die halb geöffnete Tür. Seine großen Hände erstickten den Schrei, der aus des Mädchens Kehle wollte.

Ein zweiter Mann folgte dem ersten und half, das widerstrebende Mädchen ins Wohnzimmer zu tragen. Einer der beiden holte eine kleine Metallflasche aus seiner Tasche; an der Metallflasche war ein biegsamer Gummischlauch befestigt, der in eine große rote Mütze endete. Ihr Häsher ließ sie gerade so lange los, als es bedurfte, ihr die Maske über das Gesicht zu streifen. Dann wurde ein winziger Hahn geöffnet, Mirabelle empfand einen schwachen Hauch im Gesicht, einen sonderbaren süßlichen Geschmack; dann fing ihr Herz an wahnsinnig zu schlagen. Sie glaubte, sie müsse jetzt sterben, und wand sich verzweifelt, um sich zu befreien.

»Sie ist soweit«, sagte Monty Newton und hob eins ihrer Augenlider eine Sekunde lang. »Bringen Sie eine Decke!«

Er wandte sich wütend an die jammernde Johanne. »Halte den Mund, du!« schnauzte er sie an. »Willst du das ganze Haus aufwecken?«

Schmerzzerrissen wimmerte Johanne weiter. Die Tränen liefen ihr die Wangen herunter, und sie rang verzweifelt ihre Hände.

»Du hast doch gesagt:, du würdest ihr nicht wehtun!« jammerte sie.

»'raus!« zischte er und zeigte auf die Tür. Eine schwere Decke wurde um das bewußtlose Mädchen gewickelt. Dann trugen die beiden Männer sie hinaus in den Regen, wo das alte Lastauto wartete, und ließen sie auf dessen strohbedeckten Boden niedergleiten. In der nächsten Sekunde ging das Lastauto an, um sich in immer schneller werdendem Tempo zu entfernen. Um diese Zeit war die Wirkung des Gases verflogen. Mirabelle hatte das Bewußtsein wiedererlangt. Sie streckte eine Hand aus und berührte das Knie – einer Frau.

»Wer ist das ... Alma?«

»Nein«, antwortete eine gedrückte Stimme. »Ich bin's, Johanne.«

»Johanne! Ja, natürlich! ... Warum haben Sie mir das angetan? Wie schändlich!«

»Still!« befahl Monty bissig.

Mirabelle war es sterbenselend zumute und ihr Kopf zu benommen, und während der nächsten Stunde war sie zu krank, um beängstigt zu sein. In ihrem Kopfe drehte sich alles; er schmerzte fürchterlich, und das Stoßen des Lastautos machte die Dinge nicht besser.

Monty, der mit dem Rücken der Seite des Lastwagens zugekehrt saß, rauchte. Er fluchte ab und zu, wenn ein

ungewöhnlich schwerer Stoß ihn vorwärtsschleuderte. Sie fuhren mitten durch den Sturm. Es blitzte fast unaufhörlich, und der Donner war betäubend.

Mirabelle fiel in einen kurzen Schlaf; als sie erwachte, war es ihr ein wenig besser. Es war noch immer finster, und sie hätte die Richtung nicht gewußt, in der sie fuhren, wenn der Chauffeur beim Passieren eines Landstädtchens nicht in eine falsche Wegkreuzung eingebogen wäre. Beim Scheine eines Blitzes sah sie etwas, was unzweifelhaft eine Rennbahn war, und ein wenig später las sie das Wort ›Newbury‹. Da begriff sie, daß sie auf dem Wege nach London waren.

Um diese Stunde des Morgens war wenig oder gar kein Verkehr. Und als sie in den neuen Great-West-Weg einbogen, sauste eine Limousine mit einer Siebzigmeilenfahrt an ihnen vorbei. Der Lärm, den das Auto machte, weckte das Mädchen auf. Die Lichter wurden häufiger. Sie sah ein hellerleuchtetes Schaufenster; der Nachtwächter hatte offenbar vergessen, die Lichter um die bestimmte Stunde auszuschalten.

Bald fuhren sie über die Themse. Sie sah die roten und grünen Lichter eines Schleppers und schwarz auf schwarz eine lange Reihe Lichter hintereinander in der Mitte des Stromes. Sie nickte wieder ein und wurde wachgeschleudert, als der Lastwagen über eine der holprigsten Stellen fuhr. Ein anderesmal wurde er mit einem Krach gegen irgendein Hindernis zum Stehen gebracht. Dann wurde das Stoßen sanfter, schließlich hielt der Wagen, und Monty sprang herunter und rief sie laut an.

In ihrem Kopfe war es klar, obwohl es darin hämmerte. Sie bemerkte ein sonderbar gestaltetes Haus, alles Giebel und Türmchen, und für seine Höhe außerordentlich schmal. Es schien mitten auf einem Felde zu stehen. Und doch war es in London.

Sie konnte das Glühen von Schmelzöfenfeuern sehen und

hörte das tiefe Dröhnen einer Dampfpeife, als das Schiff mit der Ebbe stromabwärts lief.

Sie hatte keine Zeit, um Beobachtungen zu machen, denn Monty packte sie am Arm, und sie arbeitete sich durch den Schlamm eine Anzahl Stufen hinauf, bis sie in eine schwach erleuchtete Vorhalle kam. Sie hatte die verrückte Idee, daß kleine Hunde an der Seite der Treppe ständen und ein großer Vogel mit einem langen Schnabel. Aber das alles war wohl dem Traumnebel zuzuschreiben, den das Gas zurückgelassen hatte.

Monty öffnete eine Tür und schob sie vor sich her; dann starrte sie in das Gesicht Dr. Oberzohns.

Er trug einen schwarzen Samtschlafrack, der einst ein prächtiges Kleidungsstück, jetzt aber schmierig und fleckig war.

Auf seinem eiförmigen Schädel saß eine gestickte Schlafmütze. Seine Füße steckten in warmen Plüschpantoffeln. Er hatte das Buch hingelegt, in dem er gelesen hatte, rieb seine Augengläser an seinem Samtärmel und sagte: »So!«

Er deutete auf die Überreste des Kaminfeuers.

»Setzen Sie sich, Mirabelle Leicester, und wärmen Sie sich!« Er wandte sich an Monty: »Sie sind schnell wiedergekommen, mein Freund.«

»Ich bin grün und blau am ganzen Körper«, schimpfte Newton. »Warum haben Sie uns kein anständiges Auto besorgt?«

»Weil keines zu bekommen war, wie ich Ihnen schon sagte.«

»Haben Sie ...?« begann Newton hastig, aber der alte Mann schielte bedeutungsvoll zu dem jungen Mädchen hinüber, die vor Frost schauderte und automatisch die Hände wärmte.

»Zu richtiger Zeit werde ich antworten; Sie brauchen nicht erst zu fragen. Jetzt ist nicht der günstigste Augenblick. Wo steckt denn Ihr Mädchen?«

Newton hatte Johanne gänzlich vergessen und ging hinaus. Er

fand sie fröstelnd im Gange stehen.

»Brauchen Sie sie?« fragte Monty, den Kopf zur Türspalte hereinsteckend.

»Sie soll das Mädchen begleiten. Sie werden ihr Aufklärung geben.«

»Wo werden Sie sie hinbringen?«

Oberzohn zeigte auf den Fußboden.

»Hier! Aber ...«

»Nein, nein! Mein Freund, Sie denken zuviel im voraus, an Sachen, an die ich nicht denke. Das gnädige Fräulein wird in einem Palaste leben, dessen einer meiner Freunde nicht länger bedarf.«

Noch nie zuvor war das Gesicht Dr. Oberzohns dem Ausdruck eines Lächelns so nahe gekommen.

Er suchte unter dem Tisch und brachte ein Paar schmutzige Schaftstiefel zum Vorschein, schleuderte seine Pantoffeln ab und zog unter vielem Krächzen und Ziehen die Stiefel an.

»Alles, was Sie brauchen, befindet sich dort. Ich habe dafür gesorgt. Marsch!«

Er zog das junge Mädchen von seinem Sitz und ging voran. Newton folgte ihm, und Johanne schloß den Zug. In der Fabrik holte Oberzohn eine kleine Taschenlampe hervor und führte sie durch die Trümmer, bis er zu jener Stelle des Fußbodens kam, an der sich die Falltür befand.

Er entfernte mit seinem Fuß die Decke von Unrat, zog die Falltür auf und stieg hinunter.

»Ich kann da nicht hinuntergehen, Monty! Das kann ich nicht!« schrie Johanne mit erregter Stimme. »Was wollt ihr denn mit uns anfangen? Mein Gott, wenn ich das gewußt hätte ...«

»Sei kein Narr!« gab Newton rauh zurück. »Wovor solltest du dich denn fürchten? Wir wollen, daß du dich einen Tag lang oder zwei um sie kümmerst. Du willst doch nicht, daß sie allein

hier hinuntergeht; sie würde sich zu Tode fürchten.«

Mit klappernden Zähnen stolperte Johanne hinter ihm her, die Stufen hinunter. Gewiß war der erste Anblick der neuen Wohnung beruhigend. Zwei kleine Feldbetten waren da aufgestellt, das unterirdische Zimmer war reingefegt und mit Teppichen ausgelegt. Überdies war der Raum glänzend erleuchtet, und ein Ofen strömte eine fast drückende Hitze aus.

»In diesen Kisten sind Kleider aller Art und teuer obendrein«, sagte Oberzohn und zeigte auf einen nagelneuen Koffer am Fuß eines der Betten. »Nahrungsmittel werdet ihr in Menge hier haben ... Brot und Milch jeden Tag frisch. Nachts müßt ihr den Vorhang über dem Ventilator halten.« Er meinte den schwarzen kleinen Vorhang an der Wand von ungefähr zehn Zoll im Geviert.

Monty führte Johanne in den nächsten Raum und zeigte ihr die Waschtoulette. Sogar ein Bad befand sich da.

»Aber wie kommen wir hier heraus, Monty? Wo schaffen wir uns Bewegung?«

»Du wirst morgen nacht hier herauskommen. Dafür werde *ich* sorgen.« Monty ließ seine Stimme sinken. »Nun hör mal zu, Hanne! Du mußt mal ein vernünftiges Mädel sein und mir helfen. Hier handelt es sich um Geld! Mehr als du dir jemals hast träumen lassen. Und wenn wir dieses unangenehme Geschäft hinter uns haben, dann – dann gehe ich mit dir auf eine Reise um die Welt.«

Sein altes Versprechen! Oft gegeben – und niemals gehalten und immer erhofft. Aber dieses Mal war sie nicht imstande, ihre Unruhe völlig zu beseitigen.

»Aber was fangt ihr mit dem Mädel an?«

»Nichts! Sie wird nur eine Woche hier festgehalten. Ich schwöre dir, daß ihr nichts zustoßen wird. Sobald acht Tage vergangen sind, wird sie herausgelassen werden, ohne daß ihr ein Haar gekrümmt worden ist.«

Sie sah ihn forschend an. Soweit sie beurteilen konnte, sprach er die Wahrheit. Und doch ...

»Ich verstehe das nicht.« Sie schüttelte den Kopf, und zum erstenmal zeigte Monty Geduld mit ihr.

»Sie ist die Eigentümerin großer Reichtümer in Afrika. Und diese werden wir erlangen, wenn das alles gutgeht. Der Witz ist der: Um es zu besitzen, muß sie ihre Ansprüche darauf binnen wenigen Tagen einreichen. Tut sie das *nicht*, dann gehört ihr Besitztum uns.«

Ihr Gesicht hellte sich auf.

»Ist das *alles*?«

Sie glaubte ihm, kannte ihn gut genug, um seine an ihm immerhin seltene Aufrichtigkeit zu bemerken.

»Das hat eine Last von mir genommen, Monty. Natürlich werde ich nun bleiben und mich um sie kümmern. Monty, es macht es so viel leichter, zu wissen, daß nichts passieren kann. Was sollen diese Flanelldinger hier hinter dem Ofen. Es sieht aus, als ob es Kästen wären.«

Er wandte sich schnell zu ihr um. »Eben wollte ich mit dir darüber sprechen. Ihr dürft sie unter keinen Umständen berühren. Sie gehören dem alten Mann, und er ist sehr eigen in solchen Dingen. Laßt *ihn* sie anfassen und niemand sonst! Hörst du?«

Sie nickte und berührte seine Wange mit ihren kalten Lippen.

Er machte sich los und ging zu Oberzohn zurück, der, ein Bild personifizierter Geduld, auf ihn wartete.

Das fremde Mädchen lag auf dem Bett, ihr Gesicht auf ihrem Ellbogen. Er starrte sie an, mit einem Blick, der unergründlich war.

»Das wäre alles. Gute Nacht, gnädiges Fräulein!«

Er drehte sich um und ging zu den Stufen zurück und winkte mit der Hand. Monty folgte ihm.

Das junge Mädchen hörte den dumpfen Fall der Falltür, das Schlürfen der Stiefel des alten Mannes, dann ein rumpelndes Geräusch, dessen Ursprung sie im Augenblick nicht erkannte. Später, als sie in einem Anfall entsetzlicher Furcht einmal die Falltür zu heben versuchte, fand sie, daß ein schweres Faß auf die Falltür gerollt worden war und daß das Faß unbeweglich war.

18

Dr. Oberzohn hatte seit fünfunddreißig Jahren in keinem Bett geschlafen. Es war seine Gewohnheit, in einem Stuhl sitzend zu schlafen, und zwischen seinen einzelnen Nickerchen pflegte er in seinen Lieblingsschriftstellern zu blättern. Die meisten seiner Bücher handelten von der Seele, von der Freiheit des Willens und von der Vorherbestimmung, und zur Erholung schloß er mit einem gelegentlichen Untertauchen in Nietzsche.

Unter gewöhnlichen Umständen würde er aller Philosophie bedurft haben, die er bewältigen konnte. Denn der Untergang war nahe. Die Zerstörung seines Lagers, das für alle Zwecke und Ziele unversichert war, wäre der vernichtendste Schlag des Schicksals für ihn gewesen, *wenn* nicht die Vision des Goldes aus der Zukunft herübergeschimmert hätte.

Villa, dieser hübsche Mulatte, war in England angekommen und den ganzen Abend mit dem Doktor zusammengewesen. In diesem Augenblick befand er sich auf dem Wege nach Liverpool, um den Westafrika-Dampfer abzufangen, und er hatte bei seinem Herrn eine Aufstellung der Schürfloze gelassen, die er bereits auf dem Monte Doro, dem ›Goldberge‹, abgesteckt, wie er romantisch den neuen Berg nannte. Dort lagen Millionen! Ungezählte Reichtümer! Und zwischen dem Herrn Doktor und der Erlangung dieses unermeßlichen

Reichtums stand ein Leben, das zu vernichten er kein unmittelbares Verlangen hatte. Der Doktor war Junggeselle; Weiber langweilten ihn. Dennoch war er bereit, zum Äußersten zu schreiten und zu heiraten, wenn er sich seines Besitzes doppelt versichern konnte. Die *tote* Mirabelle gab ihm *eine* Gelegenheit; die lebende, auf seine Seite herübergezogene Mirabelle vermehrte diese Gelegenheit um das Hundertfache.

Er öffnete das Buch, in dem er las, auf der letzten Seite und nahm das zusammengefaltete Papier heraus. Es war eine besondere Genehmigung zur Eheschließung und ordnungsgemäß beim Greenwicher Standesamt eingetragen, seit dem Tage, der Mirabelles Stellungsantritt bei ihm voranging.

Das war seine zweite und mächtigste Waffe. Er hätte auf Grund dieses Papiers beinahe seit einer Woche verheiratet sein können. Die Verfügung blieb wenigstens zwei Monate in Kraft, und nur fünf Tage trennten ihn von der Notwendigkeit einer Entscheidung. Wenn diese Frist verstrichen war, konnte Mirabelle am Leben bleiben. Es war etwas ganz anderes, mit kaltem Blute ein Weib zu töten, nach der die Polizei suchen würde, und mit deren Verschwinden man seinen Namen in Verbindung bringen würde, oder jemanden auf die andere Weise umzubringen, die *er* bevorzugte: unbekannte Männer auf überfüllten Plätzen tödlich zu treffen. Nein, Mirabelle Leicester war noch nicht, für die Schlange bestimmt. – Noch nicht!

Er faltete das Papier sorgfältig zusammen, legte es zurück in das Buch und blätterte die Seite um, als sich ein leises Klopfen an der Tür hören ließ. Er setzte sich gerade.

»Komm herein, Pfeiffer! Los!«

Die Tür öffnete sich langsam; ein Mann glitt ins Zimmer, bei dessen Anblick Oberzohn der Mund offenstehen blieb.

»Gurther!« stammelte er, zum ersten Male in seinem Leben aus der Fassung gebracht.

Gurther lächelte und nickte, seine Stielaugen waren auf die

Schlafmützenquaste Oberzohns gerichtet.

»Du hast nichts ausgerichtet – und bist zurückgekehrt?«

»Der Amerikaner ist tot, wie ich glaube«, berichtete der Mann in seiner langsamen Sprechweise. »Auch der unvergleichliche Pfeiffer ist – tot.«

Der Doktor blinzelte ein paarmal: »Tot?« fragte er in seiner knarrenden Stimme. »Wer hat dir das gesagt?«

»Ich habe ihn gesehen. Es ist was passiert. Die Schlange hat Pfeiffer gebissen.«

Des Alten harte Augen hielten Gurther fest.

»So?« sagte er leise.

»Er starb sehr schnell – auf die gewöhnliche Weise«, stieß Gurther hervor, noch immer das blöde Lächeln im Gesicht.

»So!« wiederholte der Doktor. »Dann war also alles ein Fehlschlag. Was ist dabei 'rausgekommen? Ein Amerikaner – der nichts bedeutet – nichts für uns wenigstens. Und Pfeiffer, der *sehr* viel für uns bedeutet – tot!«

»Der Herr segne seine Asche!« sagte Gurther mit bewegungslos starrem Blick. »Und den ganzen Rückweg über dachte ich, wieviel besser es doch war, daß es Pfeiffer traf und nicht mich. Obwohl meine Nerven sehr gelitten haben.«

»So!« sagte der Doktor zum vierten Male und streckte seine Hand aus.

Gurther holte ein goldenes Zigarettenetui aus seiner Westentasche. Der Doktor öffnete es, besah sich die fünf Zigaretten, die es enthielt, auch die beiden Hälften des langen Zigarettenhalters, die zierlich an ihrem Platze lagen, schloß das Etui und legte es auf den Tisch.

»Was soll ich mit dir anfangen, Gurther? Morgen wird die Polizei kommen und das Haus nach dir absuchen.«

»Da ist doch der Keller, Herr Doktor. Es ist sehr angenehm da unten. Ich würde es vorziehen, dort unten ...«

Oberzohn machte eine Gebärde wie ein Junge, der etwas von einer Schiefertafel wegwischt.

»Das ist nicht möglich; er ist besetzt!« antwortete er. »Ich muß einen anderen Platz für dich finden.«

Oberzohn starrte nachdenklich vor sich hin.

»Da ist noch das Boot«, meinte er schließlich.

Gurther lächelte noch immer.

Das ›Boot‹ war ein kleiner Lastkahn, der in das Privatdock der O.-&-S.-Fabrik hereingeholt worden war und dort jahrelang gemodert hatte; ein Spielplatz der Ratten und eine Herberge für Heimatlose.

Der Doktor sah, was in dem Manne vorging.

»Es läßt sich wohnlich machen. Ich werde dir irgendein Gas geben, um die Ratten zu vertilgen, und es wird ja nur fünf bis sechs Tage dauern.«

»Jawohl, Herr Doktor.«

19

Es war fünf Uhr morgens, als ein schmutzbespritzter Wagen durch den Nebel und das Regengepeitsche die Chiltern-Höhen hinuntersauste, in den Haupt-Gloucester-Weg einlenkte und mit einem Stoß vor der Heavytrees-Farm hielt.

Manfred sprang heraus, aber noch ehe er die Tür erreichte, hatte Tante Alma sie geöffnet, und in ihrem Gesicht las er, daß sie in dieser Nacht noch nicht geschlafen hatte.

»Wo ist Digby?« fragte er.

»Er ist fort, um den Hauptkonstabler zu sprechen«, versetzte Alma. »Kommen Sie doch herein, Mr. Gonzalez!«

Leon war naß vom Kopf bis zum Fuß. Nicht ein einziger

trockener Faden war an ihm. Aber er war lustig und ganz er selbst, als er in die Halle stapfte und sich seines Mantels entledigte.

»Digby hat natürlich nichts gehört, George.«

»Ich habe den leichtesten Schlaf von der Welt«, erwiderte Tante Alma, »aber ich habe nicht das geringste Geräusch gehört. Das erste, was ich erfuhr, war, daß ein Polizist an meine Tür klopfte und mir sagte, er habe die Vordertür offen gefunden.«

»Keine Spur irgendwo?«

»Doch!«

Sie gingen in das Wohnzimmer, und Alma nahm eine kleine schwarze Flasche mit einem Schlauch daran und eine Mütze.

»Ich fand das hinter dem Sofa. Mirabelle hat auf dem Sofa gelegen. Die Kissen lagen auf dem Fußboden, und sie hat bei ihrem Widerstand die Stickereien zerrissen.«

Leon drehte den Hahn auf und schnüffelte, als das Gas ausströmte.

»Das neue Gas, das beim Zahnziehen gebraucht wird. Aber wie kamen sie denn hierher? War da ein Fenster offen oder eingedrückt?«

»Sie sind zur Tür hereingekommen. Ich bin dessen sicher. Und sie hatten ein Frauenzimmer bei sich«, berichtete Tante Alma fast stolz.

»Woher wissen Sie das?«

»Es muß eine Frau im Spiel gewesen sein. Mirabelle würde niemandem außer einer Frau geöffnet haben, ohne entweder mich oder Mr. Digby zu wecken.«

Leon nickte, seine Augen funkelten.

»Klar!« sagte er.

»Und ich fand die Spur eines Frauenfußes im Gange. Die Spur ist jetzt trocken, aber sie ist noch sichtbar.«

»Ich habe sie schon gesehen«, antwortete Leon. »Es ist links von der Tür; ein kleiner, spitzer Schuh und ein Gummiabsatz. Miss Leicester öffnete einer Frau die Tür, die Männer kamen herein, und das übrige war leicht. Du kannst Digby keinen Vorwurf machen«, sagte er in bittendem Tone zu George.

»Ich mache mir selbst einen Vorwurf«, gab Manfred zurück.

»Poiccart sagte mir ...«

»Er war hier«, unterbrach Tante Alma.

»Wer? Poiccart?« Manfred war überrascht. Gonsalez schlug sich aufs Knie.

»Natürlich! War er! Was für Narren wir sind! Wir hätten doch wissen müssen, wie der alte Fuchs dazukommt, seinen Posten zu verlassen. Um welche Zeit war er hier?«

Alma erzählte die näheren Umstände seines Besuchs.

»Er muß London unmittelbar nach uns verlassen haben«, meinte Leon mit einem breiten vergnügten Grinsen. »Er erwischte den Fünfuhrzug nach Gloucester und kam mit 'ner Autodroschke hierher.«

»Na und danach?« fragte Manfred.

»Ich möchte wissen, ob er schon wieder zu Hause ist.«

Leon nahm das Telefon und verlangte Fernverbindung mit London. Dann: »Ich glaube nicht, daß er schon zurück ist. Ah, da kommt Digby! Sieht aus, als ob er gehängt werden sollte.«

Der frühere Polizist befand sich in der Tat in einer traurigen und rührenden Gemütsverfassung.

»Ich weiß nicht, was Sie von mir denken werden, Mr. Manfred«, begann er.

»Ich habe bereits meine Meinung hierüber zum Ausdruck gebracht.« George lächelte schwach. »Ich tadele Sie nicht, Digby!

Tatsächlich beabsichtigte ich, von heute an vier Leute hier zu

postieren. Sie haben Nachforschungen angestellt?«.

»Ja, Herr. Der Wagen kam heute morgen sehr früh durch Gloucester und schlug dann den Swindon-Weg ein. Er wurde durch einen Schutzmann gesehen. Dieser berichtete, eine dicke Segeltuchrolle hätte auf der Plane des Lastwagens gelegen.«

»Keine Spur, daß irgend jemand die Kerle in einem Auto oder auf einem Motorrad verfolgte?« fragte Manfred gespannt. Poiccart hatte sich neuerdings mit Motorradfahren befaßt.

»Nein, Herr.«

»Haben Sie Mr. Poiccart gesprochen?«

»Ja, er wollte eben nach London zurück. Er sagte, er wolle sich den Platz mal mit eigenen Augen ansehen.«

George war enttäuscht. Wenn Poiccart die Reise gemacht hatte, um seine Neugier zu befriedigen, war seine Abwesenheit von zu Hause verständlich. Dann würde er aber auch durch den eben geforderten Fernruf nicht zu erreichen sein.

Tante Alma war dabei, ein Frühstück zu improvisieren, und beide Männer nahmen ihre Einladung dankend an, denn sie waren ausgehungert. Sie waren mitten im Frühstück, als der Fernruf nach London durchkam.

»Sind Sie dort, Poiccart?«

»Ja, hier Poiccart«, antwortete dessen Stimme. »Von wo aus sprechen Sie?«

»Heavytree-Farm. Haben Sie etwas von Miss Leicester gesehen?«

Pause.

»Verschwunden?«

»Wußten Sie das nicht?«

Wieder Pause.

»O ja. Ich weiß. Ich habe sie sogar ein Stück bis London begleitet und wurde abgestreift, als der Lastwagen eine Zuflucht

auf dem Great-Western-Weg aufsuchte. Meadows befindet sich bei mir. Kam eben von Oberzohns. Hat nichts finden können.«

Manfred dachte eine Weile nach.

»Um neun Uhr sind wir zurück.«

»Wird Leon als Chauffeur fahren?« war die trockene Antwort.

»Ja. Trotzdem werden wir um neun Uhr zurücksein.«

»Der Mann hat ein Vorurteil gegen mich als Chauffeur«, äußerte Leon, als Manfred das Gespräch berichtete. »Wissen Sie, ob Poiccart mit Miss Leicester gesprochen hat?«

»Ja, er hat sie gefragt, ob sie Zwiebeln züchtete.« Eine Antwort, die Leon innerlich in Lachkrämpfe versetzte.

Das Frühstück war vorüber, und sie machten sich eben fertig zur Abfahrt, als Leon plötzlich fragte: »Hat Miss Leicester ihren eigenen Schreibtisch?«

»Jawohl! Auf ihrem Zimmer.« Alma nahm ihn mit sich hinauf und zeigte ihm das alte Rollpult.

Er öffnete die Schubfächer ohne ein Wort der Entschuldigung, nahm einige alte Briefe heraus, blätterte sie durch und las sie ohne jedes Zeichen von Scham. Dann besah er sich den Löscher. Da waren auch mehrere leere Briefbogen, mit dem Kopfdruck ›Heavytree-Farm‹, von denen zwei unten am Fuß Mirabelles Unterschrift trugen. Alma erklärte, daß das Bankkonto auf Mirabelles Namen ginge, und wenn sie Geld abheben wollten, bestände die Bank auf einem begleitenden Deckbrief eine Gepflogenheit, die in einigen der West-Provinz-Banken noch heute existiert.

Alma schloß ein Fach auf, das Leon nicht hatte herausziehen können, und zeigte ihm ein Scheckbuch, in dem drei Blankoschecks mit Mirabelles Namen gezeichnet waren.

»Und dieser Bankier hat mich von Kindesbeinen an gekannt!« bemerkte Alma entrüstet. »Man möchte es gar nicht glauben, daß noch so viel Bürokratismus herrscht.«

Leon nickte.

»Führen Sie einige Bücher?«

»Doch!« Alma war überrascht. »Wirtschaftsbücher meinen Sie doch?«

»Könnte ich eins sehen?«

Sie kam mit einem dünnen Hauptbuch zurück. Er prüfte den Inhalt ganz kurz.

»So! Das wäre das! Nun können wir fahren, George!«

»Warum wolltest du denn das Wirtschaftsbuch sehen?« fragte Manfred, als sie die Straße entlangsausten.

»Ich bin von Natur kaufmännisch veranlagt«, lautete die völlig unbefriedigende Antwort. »Und – George – wir haben kein Benzin mehr! Bitte, wie sich das für einen fahrenden Ritter gehört, daß wir bald 'ne Benzinstation in Sicht bekommen.«

Nachdem Manfred sein Bad genommen und seine Wäsche gewechselt hatte, gab er seine Absicht bekannt, Chester-Square aufzusuchen.

»Ich muß auf alle Fälle Johanne Newton wieder mal sehen, selbst wenn sie wieder die gewöhnliche Hanne Smith geworden ist.«

Miss Newton war nicht zu Hause, sagte ihm das Mädchen, als er seinen Besuch machte. Ob er Mr. Montague Newton sprechen wolle, der nicht nur zu Hause sei, sondern ihn auch gern sprechen wolle – denn er hatte seinen Feind kommen sehen.

»Das soll mir sehr angenehm sein!« murmelte Manfred und wurde in Mr. Newtons glänzendes Empfangszimmer geführt.

»Zu dumm, das mit Johanne«, sagte Mr. Newton gewandt. »Sie ist heute vormittag nach dem Kontinent abgereist.«

»Ohne Paß?« Manfred lächelte.

Eine kleine Entgleisung Montys. Aber wie konnte Monty wissen, daß die Behörden die Erneuerung ihres Passes auf

Grund gewisser schwebender Unregelmäßigkeiten vor knapp einer Woche verweigert hatten.

»Nach Belgien braucht man keinen Paß. – Jedenfalls sind diese Paßgeschichten ein bißchen altbacken. Wir stehen jetzt nicht mehr im Krieg.«

»Wir befinden uns die ganze Zeit über im Krieg. Darf ich Platz nehmen?«

»Bitte! Zigarette gefällig?«

»Lassen Sie mich erst die Marke sehen, ehe ich ...!«

Der andere platzte vor Lachen wie bei einem guten Witz.

Der Besucher lehnte die aus dem Zigarettenetui angebotene Zigarette ab und nahm eine aus der Schachtel, die auf dem Tische stand.

»Und macht Hanne die große Reise?« fragte er sanft.

»Hannes Nerven sind 'runter, sie braucht Ruhe.«

»Und was ist mit Aylesbury los?«

Manfred sah Newton bei Erwähnung des Frauenzuchthauses zusammenzucken, aber Newton faßte sich sofort wieder.

»Es liegt nicht weit genug weg, und dann habe ich gehört, daß alle möglichen Sorten sonderbares Volk dort herum wohnen. Nein, sie geht nach Brüssel, und dann weiter nach Aachen. – Ich glaube, ich werde sie einen Monat oder zwei nicht sehen.«

»Sie war noch heute in den frühen Morgenstunden in Heavtree-Farm«, sagte Manfred, »und Sie waren auch dort. Sie wurden dort gesehen und von einem meiner Freunde – Mr. Raymond Poiccart – erkannt. Sie fuhren in einem Lastwagen von Heavtree-Farm zu Oberzohns Haus.«

Nicht mit dem Zucken einer Wimper verriet Monty Newton seine Bestürzung.

»Das ist Bluff!« rief er. »Ich habe letzte Nacht das Haus nicht verlassen. Ist auf Heavtree-Farm was passiert?«

»Miss Leicester wurde verschleppt. Sie sind überrascht? Beinahe erregt, sehe ich.«

»Glauben Sie vielleicht, daß ich etwas damit zu tun hatte?«

»Allerdings. Und die Polizei teilt meine Ansicht. Ein vorläufiger Haftbefehl, auf Sie lautend, wurde heute morgen ausgestellt. Ich meine, Sie müßten das wissen.«

Jetzt fuhr der Mann zurück und wurde abwechselnd rot und bleich und wieder tief rot. Manfred lachte leise.

»Sie haben ein böses Gewissen, Newton! Und das ist soviel wie halb festgenommen. Wo ist Hanne?«

»Auf Reisen, sage ich Ihnen.«

Newton wurde durch diesen zu erfolgreichen Bluff aus seinem Gleichgewicht gebracht und hatte etwas von seinem Selbstbewußtsein verloren.

»Sie befindet sich bei Mirabelle Leicester, dessen bin ich sicher«, sagte Manfred. »Zweimal habe ich Sie nun gewarnt, und es ist überflüssig, Sie ein drittes Mal zu warnen. Ich weiß nicht, wie tief Sie in diese Schlangenmorde verstrickt sind; ein Geschworenengericht wird das früher oder später entscheiden. Aber wenn ich erfahre, daß Miss Leicester schlecht behandelt worden ist, sind Sie sechs Stunden später tot. Sie wissen, daß das wahr ist, nicht?«

Manfred sprach in tiefem Ernst.

»Ihr fürchtet euch mehr vor uns als vor dem Gesetz. Und daran tut ihr recht. Denn wir überlassen unsere Sünder nicht dem Zufall, daß die Geschworenen das Richtige treffen. Ihnen wird von uns dasselbe Verhör zuteil werden wie von einem Richter, der alle Tatsachen weiß. Es geht doch nichts über einen englischen Richter, Newton!«

Jetzt lächelte Manfred wieder und ging.

Fred wartete, obwohl nahe zur Hand, doch in achtungsvoller Entfernung von der Zimmertür und ließ ihn behende zur Tür

hinaus.

Monty Newton wandte seinen Kopf seitwärts, erwischte noch schnell einen Blick von dem Manne, den er haßte – mehr haßte als Leon Gonzalez –, und rief dann barsch nach seinem Diener.

»Kommen Sie einmal her! Man wird jemanden hierherschicken, um Nachfragen zu halten. Sie sagen ihnen, Miss Johanne sei heute morgen mit dem Acht-Uhr-Fünfzehn-Zug nach dem Festlande gereist. Sie sei entweder in Brüssel oder in Aachen. Sie wüßten nicht genau, in welchem Hotel, aber Sie würden das herausfinden. Ist Ihnen das klar?«

»Jawohl, Herr.«

20

Mirabelle Leicester konnte unmöglich die ernste Gefahr verkennen, in der sie schwebte. Warum sie die Feindschaft Oberzohns auf sich geladen, zu welchem Zwecke dieser Mann so begierig war, sie unter seinen Augen zu behalten, davon hatte sie nicht die leiseste Ahnung.

Es kam wie eine Erlösung über sie, wenn sie am Morgen aufwachte und Johanne in demselben Räume schlafend fand. Denn obwohl sie sehr viel Grund hatte, ihr zu mißtrauen, war doch etwas in dem Puppengesicht dieses Mädchens, das für sie einnahm.

Johanne lag völlig angekleidet auf dem Bett, und bei dem Geräusch, das das krachende Bett verursachte, wandte sie sich um, stand auf und befestigte ihren Unterrock.

»Nun, wie gefällt Ihnen Ihr neues Heim?« fragte sie mit einem Versuch zur Heiterkeit.

»Ich habe bessere gesehen«, antwortete Mirabelle kalt.

»Ja, das glaube ich Ihnen unbesehen.« Johanne reckte sich

und gähnte. Dann öffnete sie einen der Schränke, warf eine Schaufel Kohlen in den Ofen und schlug klirrend das eiserne Türchen zu.

»Das ist meine Aufgabe«, meinte sie, »Sie warmzuhalten.«

»Wie lange werde ich hier gefangengehalten?«

»Fünf Tage«, war die überraschende Antwort.

»Warum gerade *fünf* Tage?«

»Ich weiß es nicht. Kann sein, sie werden's Ihnen sagen.«

Johanne brachte den Steckkontakt an und schaltete die kleine elektrische Kochplatte an. Sie verschwand und kam mit einem Kessel zurück, den sie auf die Platte setzte.

»Die Aussicht ist nicht bedeutend, aber das Essen ist gut«, bemerkte sie mit einer Lustigkeit, von der Mirabelle jetzt überzeugt war, daß sie gezwungen war.

»Sie sind natürlich auf Seiten dieser Leute – Doktor Oberzohns und Newtons?«

»*Mister* Newton!« verbesserte Johanne. »Ja, ich bin seine Verlobte. Wir heiraten, sobald die Sachen etwas besser stehen«, sagte sie oberflächlich. »Und es hat gar keinen Zweck, daß Sie es an mir auslassen, weil ich mitgeholfen habe, Sie hierherzubringen. Monty hat mir alles darüber gesagt. Sie werden Ihnen nicht das geringste Leid antun.«

»Warum denn ...?«

»Er wird es Ihnen sagen«, unterbrach sie Johanne, »früher oder später. Der alte Mann oder ... oder ... nun, Monty hat *damit* nichts zu schaffen; er tut das nur aus Gefälligkeit gegen Oberzohn.«

In einer Sache gab Mirabelle ihr recht. Es war Zeitverlust, sich in Anschuldigungen zu ergehen oder dem Mädchen Vorwürfe für den Gipfel ihrer Verrätereie zu machen. Alles in allem hatte Johanne ihr gegenüber keine Verpflichtungen und war vom ersten Augenblick an ein Werkzeug, das für ihre Haft

gebraucht worden war.

»Wie kommen Sie dazu, diese Art Tätigkeit auszuüben?« fragte Mirabelle, während sie Johanne beim Teebrühen beobachtete.

»Wo haben Sie denn die Redensart ›die Art Tätigkeit‹ her? Wenn Sie meinen, ich verbringe mein ganzes Leben damit, weibliche Wesen zu beschützen, dann bringen Sie mich auf einen anderen Gedanken. Sie fürchten sich nicht?«

»Eigentlich nicht.«

»Ich an Ihrer Stelle würde es tun«, gestand Johanne. »Macht es Ihnen was aus, wenn ich kondensierte Milch nehme? Es ist keine andere da. Ja, ich würde mich zitternd unter den Tisch verstecken, daß ich etwas von Oberzohn weiß.«

»Wenn ich Oberzohn wäre«, erwiderte Mirabelle mit Feuer, »würde ich mich in einem tiefen Loch verstecken, wo die ›Vier Gerechten‹ mich nicht finden würden.«

»›Vier Gerechten‹«, äffte das Mädchen nach, und dann wechselte ihr Gesichtsausdruck. »Waren das die Leute, die Gurther durchgepeitscht haben?«

Mirabelle hatte von dieser Tat nicht gehört, aber sie gab durch ein Kopfnicken zu verstehen, daß sie ihnen das wohl zutraute.

»Wirklich? Und weiß Gurther, daß diese Leute Ihre Freunde sind?« fragte sie bedeutungsvoll.

»Ich weiß nicht, wer Gurther ist.«

»Es ist der Mann, der neulich abends mit Ihnen getanzt hat, Lord ..., ich hab's vergessen, wie wir ihn damals nannten. Dennoch, *wenn* er's weiß, dann sind da zwei Leute, mit denen Sie außerordentlich vorsichtig umgehen müssen. Gurther ist halb wahnsinnig, Monty sagt das immer. Er ist Morphinist oder Kokainist. Und es gibt Zeiten, wo er kein Mensch, sondern ein ganz niedriges Vieh, ein Wolf ist. Vor *ihm* ist mir bange. Ich gebe das zu. Übrigens, ›Vier Gerechte‹ gibt es überhaupt nicht«,

sagte sie mit einem Seitensprung. »Seit Jahren gibt es deren nur drei. Einer von ihnen wurde in Bordeaux getötet. Das ist eine Stadt, in der ich nicht begraben sein möchte«, bemerkte Johanne unehrerbietig.

Eine Pause folgte, während sie eine luftdichte Dose öffnete und ihr einen kleinen Kuchen entnahm; sie stellte ihn auf den Tisch und schnitt ihn in Scheiben.

»Was für Leute sind es denn?«

Offenbar war die Pause bei Johanne mit Gedanken an diese Männer ausgefüllt gewesen.

»Monty sagt, sie seien bloß Bluff; aber ich bin mir nicht ganz sicher, daß Monty mir nur sagt, was er denkt. Er hat solche Angst, daß er mir sagte, ich solle sie besuchen und mit ihnen sprechen, bloß, weil sie *ihm* einen Befehl geschickt hätten. Und das alles sieht Monty gar nicht gleich. Sie haben Leute getötet, nicht?«

Mirabelle nickte.

»Und sie sind freigekommen?« sagte Johanne. »Müssen die aber gerissen sein!« Das forderte Johannes Bewunderung heraus.

»Woher haben die denn ihr Geld?« fragte sie weiter.

Das war stets ein interessantes Gesprächsthema für Johanne.

Als das junge Mädchen ihr das erklärte, war sie tatsächlich davon eingenommen. Daß sie töten und dennoch freikommen konnten, war wundervoll. Daß es Leute waren, die Millionen besaßen, stellte sie in eine Sonderreihe für sich.

»Hier werden sie Sie niemals finden«, meinte Johanne. »Kein lebender Mensch weiß um diese Gewölbe. Hier pflegten acht; Leute zu arbeiten – Affenfelle zu sortieren. – Jeder einzelne von ihnen ist tot. Monty glaubt, der alte Mann hatte die Idee, eine Schmierfettfabrik zu errichten.«

»Schmierfettfabrik? Was ist das?« fragte Mirabelle.

»Falschmünzerei! Falsches Geld! Nicht englische Arbeit, aber vom Festland. Er wollte das tun, wenn die Geschäfte einmal ganz richtig schlechtgegangen wären. Aber natürlich – seit Sie da sind, wird das alles ganz anders.«

Mirabelle setzte ihre Tasse hin.

»Gedenkt er Geld aus *mir* herausschlagen zu können?« fragte sie und mußte sich Gewalt antun, um nicht laut aufzulachen.

»Glaubt er, ich besäße viel Geld?«

»Er ist dessen sicher.«

»Es ist lächerlich«, sagte sie. »Ich habe kein Geld. Wenn Oberzohn für mich Lösegeld haben will, dann wird er nicht hundert Pfund Sterling für mich bekommen.«

»Lösegeld haben will?« fragte Johanne. »Ich verstehe Sie nicht, vermag Ihnen da nicht zu folgen. Aber *reich* sind Sie schon. Das kann ich Ihnen sagen. Monty sagt so, und wenn Monty das sagt ... mich würde er nicht belügen.«

Mirabelle war verduzt. Es schien ihr fast unmöglich, daß ein Mann vom Verstande Oberzohns und von den Informationsmöglichkeiten, über die er verfügte, einen solchen Irrtum begehen konnte. Und doch war es Johanne vollkommen Ernst mit ihrer Ansicht.

»Sie müssen mich für jemand anderes gehalten haben«, sagte Mirabelle, aber Johanne gab keine Antwort. Sie saß in einer horchenden Stellung, und ihre Augen waren auf die eiserne Tür gerichtet, die ihren Schlafraum von dem größeren Gewölbe trennte. Sie hatte das Geräusch der geöffneten Falltür vernommen, und jetzt hörte sie Schritte, die die Stufen herunterkamen.

Mirabelle erhob sich, als Oberzohn hereintrat. Er trug seinen schwarzen Schlafrock, seine Schlafmütze saß im Genick, und die schmutzigen Schafstiefel, die er anhatte, bildeten dazu einen Gegensatz, der unter anderen Umständen ihr Gelächter

hervorgerufen hätte.

Er ließ sich zu einem steifen Kopfnicken herab.

»Haben Sie gut geschlafen, gnädiges Fräulein?« fragte er und nahm zu ihrem Erstaunen ihre kalte Hand und küßte sie.

Sie empfand dasselbe Gefühl von Widerwillen, dieselbe Vorstellung von Unaufrichtigkeit, die sich ihrer an jenem Ballabend bemächtigt hatte, als Gurther sie in ähnlicher Weise begrüßte.

»Das ist ein hübscher Ort für junge und alte Leute!« Er sah sich mit Befriedigung im Räume um. »Ich würde zufrieden sein, hier, Bücher lesend und in Gedanken verloren, mein Leben beschließen zu können. Aber –«, er spreizte seine Finger und zuckte die Achseln, »was wollen Sie? Ich bin Geschäftsmann! Habe ungeheure Interessen in allen Weltteilen. Ich bin auch reich, reicher als Sie sich träumen lassen! Ich habe Warenlager in allen Erdteilen, und Tausende von Männern und Frauen essen mein Brot.«

Sie fragte sich, warum er ihr das alles in seiner monotonen Stimme erzählte. Sicherlich war er nicht zu dem Zwecke heruntergekommen, um die Unerschütterlichkeit seiner finanziellen Lage zu betonen.

»Ihr Geschäft interessiert mich wenig, Mr. Oberzohn. Aber ich will wissen, warum ich hier gefangengehalten werde. Wenn Sie so reich sind, brauchen Sie mich doch sicher nicht wegen eines Lösegeldes hier zu halten?«

»Lösegeld?« Seine Stirn zog sich in Falten. »Närrisches Geschwätz! Hat *sie* Ihnen das erzählt?« Er zeigte auf Johanne; sein Gesicht verfinsterte sich.

»Nein! Das war nur eine Vermutung von mir«, antwortete Mirabelle hastig, da sie ihre Gefährtin bei ihm nicht in ein schlechtes Licht bringen wollte.

»Ich halte Sie nicht um eines Lösegeldes willen. Ich halte Sie

hier, mein reizendes Fräulein, weil Sie für mich eine Augenweide sind. Hat Heine nicht gesagt, Frauenschönheit ist ein Beruhigungsmittel für die Seele? Sie sollten Heine lesen! Er ist frivol. Aber in seiner Torheit liegt manch trefflicher Gedanke. Nun sagen Sie mir, reizende Dame, haben Sie alles, was Sie wünschen?»

»Ich will fort von hier! Ich kann in diesen unterirdischen Räumen nicht bleiben, ohne meine Gesundheit zu gefährden.«

»Sie werden bald gehen können.« Er verbeugte sich wieder steif und schlürfte quer durch den Raum zum Ofen hin. Hinter dem Ofen standen die beiden flanellbedeckten Kästen, und einen davon hob er fast mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit auf.

»Das hier sind Geheimnisse, denen Sie nicht nachforschen dürfen!« bemerkte er in seinem unbeholfenen Englisch. »Das mächtigste chemische Mittel! Ungeheuer in seiner Kraft! Wenn ein Unberufener es nur berührt, explodiert es. Haben Sie verstanden?«

Er sprach zu Mirabelle gewandt; diese verstand ihn nicht, aber sie sagte nichts.

»Aus bestimmten Gründen müssen die Kästen warmgehalten werden. Einen nehme ich mir mit, den anderen lasse ich hier. Sie dürfen ihn nicht anrühren! Haben Sie mich verstanden?«

Seine Augen wanderten zu Johanne hin.

»Das habe ich deutlich genug verstanden«, sagte diese. »Hören Sie, Oberzohn! Wann kann ich Spazierengehen? Dieser Platz hier macht mich bereits nervös!«

»Heute nacht sollen Sie mit der reizenden Dame zugleich Bewegung haben. Ich selbst werde Sie begleiten.«

»Warum halten Sie mich hier, Mr. Oberzohn?« fragte Mirabelle von neuem.

»Weil Sie sich in Gefahr befinden!« Oberzohn hielt dabei die grüne Kiste unter seinem Arm. »Jawohl! In *sehr* großer

Gefahr!« Er unterstrich jedes Wort durch Nicken. »Gewisse Leute – die schändlichsten von allen, haben es auf Ihr Leben abgesehen. Es sind sehr listige und kluge Verbrecher. Aber nicht so klug und listig wie Doktor Oberzohn. Und weil ich Sie nicht in deren Hände fallen lassen will, mein junges Fräulein, *deshalb* halte ich Sie hier. Guten Morgen!«

Wieder verneigte er sich steif und ging; die Eisentür schlug raschelnd hinter ihm zu. Sie hörten, wie er die Treppe hinaufstieg, hörten das Niederfallen der Falltür und das Gerumpel, das, wie Johanne wußte, von dem Zementfaß herrührte, das oben auf die Luke gerollt wurde.

»Angenehmer Kerl, nicht?« bemerkte Johanne bitter. »Der und seine Chemikalien!« Sie starrte auf die zurückgebliebene Kiste. »Wenn ich ganz sicher wäre, daß es *nicht* explodiert, würde ich's zu Mus hauen!«

Später erzählte sie der Gefangenen von Oberzohns fixer Idee und wie er Zeit und Geld auf der Suche nach dem Lebenselixier opferte.

»Monty meint, er wird es finden«, sagte sie vollkommen ernst.

»Wissen Sie, daß der alte Mann einen Ochsen durch Einkochen auf ein halbes Litermaß reduziert hat? Da war einmal ein König in Europa, ich habe seinen Namen vergessen ... Der konnte das auch machen, aber nicht so stark. Monty erzählt, Oberzohn aße überhaupt kaum noch etwas – höchstens einen Teelöffel voll von diesem Zeug und er hat für den ganzen Tag genug. Und Monty sagt ...«

Die ganze übrige Zeit dieses düsteren Morgens lauschte Mirabelle den Erzählungen von Montys weisen Lehren und klugen Handlungen, ohne ein Wort in sich aufzunehmen; und ab und zu schweiften ihre Augen zu der flanellbezogenen Kiste hinüber.

Elijah Washington kam zu einer Beratung nach London. Mit Ausnahme einer blauen Schwellung unterhalb seines rechten Auges hatte er von jenem alarmierenden Zwischenfall nichts davongetragen.

Leon Gonzalez hatte ihn nach der Stadt gefahren, und unterwegs gab der riesige Mann seine Ansichten über Schlangenbiß zum besten, die den Mann am Führersitz ungeheuer interessierten.

»Ich denke mir die Sache so: Eine Schlange tritt in Wirklichkeit überhaupt nicht in Tätigkeit. Diese Kanaillen haben das Schlangengift gewissermaßen extrahiert – und das ist leicht, indem man die Giftschlange auf etwas Weiches beißen läßt – und mit dem Gift einen Pfeil oder einen Stachel vergiftet. In Afrika machen sie das so. Besonders oben im Ituriland habe ich's gesehen. Auch in Südamerika kommt es ziemlich häufig vor. Der Kerl wirft oder schießt, und wo das Geschoß trifft, tritt sofort Vergiftung durch Schlangengift ein.«

»Eine ausgezeichnete Theorie! Nur daß weder Pfeil noch ein Stachel jemals gefunden wurde«, antwortete Leon. »Danach hat die Polizei im Falle des Börsenmaklers zuerst geforscht. Tagelang haben sie das Terrain abgesucht. Und genauso verhielt es sich im Falle des Tramps, des Bankangestellten und Barbertons. Ein Pfeil würde doch eine Weile haften bleiben, würde an des Mannes Kleidung oder in der Nähe der Stelle, wo er traf, gefunden werden. Wie erklären Sie sich das?«

Mr. Washington gab freimütig zu, daß er dafür keine Erklärung hätte.

Leon Gonzalez lachte leise vor sich hin.

»Ich habe sie; tatsächlich weiß ich ganz genau, wie es gemacht wird.«

»Allmächtige Schlange!« schnappte Washington verdutzt.
»Warum sagen Sie es denn nicht der Polizei?«

»Die Polizei weiß es – *jetzt*«, sagte Leon. »Es ist kein Schlangenbiß. Es ist – *Nikotinvergiftung!*«

»Wie? Wie meinen Sie das?« fragte der bestürzte Mann, aber Leon behielt seinen Witz für sich.

Nach der Beratung, die beinahe die ganze Nacht hindurch dauerte, hatten sie Washington von Rath Hall hereingeholt; und unterwegs hatte Leon leise angedeutet, daß die Drei einen Auftrag für ihn hätten und daß sie hofften, er würde ihnen zu Willen sein.

»Sie sind ein viel zu guter Mensch, um Sie unnötig in eine gefährliche Lage zu bringen«, meinte Leon. »Und selbst wenn Sie das *nicht* wären, würden wir nicht leichtsinnig Ihr Leben aufs Spiel setzen. Aber die Aufgabe, die wir Sie zu übernehmen bitten, ist nicht gerade ein Kinderspiel.«

»Hören Sie mal!« rief Washington mit plötzlich erwachter Energie, »von Schlangen will ich nichts mehr wissen, wenigstens von *der* Sorte nicht! Ich habe schon manchen Schmerz verspürt, aber *solchen* – nein! Ich weiß, es *muß* Schlangengift gewesen sein. Aber ich möchte *den* kleinen Zappelwurm sehen, der *die* Marke Gift braut, die man mir verzapft hat. Und vielleicht überlege ich mir's noch, ob ich mir von *dem* ein lebendiges Exemplar zulege.«

Leon gab ihm stillschweigend recht.

»Wo befindet sich Lee?« fragte Washington, als sie in die Curzon-Straße einbogen.

»Im Augenblick hier in London. Aber wir schaffen ihn nach dem Norden von England, obwohl ich ihn nicht mehr für gefährdet halte, seitdem Barbertons Briefe in unserer Hand sind. *Gestern* würden sie ihn noch getötet haben, um zu verhindern, daß wir die Korrespondenz erwischten. Heute hat er, wie ich mir einbilde, jede Bedeutung in den Augen Oberzohns und

Genossen verloren. Aber nun sind wir am Ziele!«

Washington kletterte steif heraus und wurde gleich von Poiccart in Empfang genommen. Die drei Männer gingen zu Manfred hinauf.

Er befand sich nicht allein. Digby, den Kopf in Händen, saß auf einem Stuhlrand, beantwortete Leons munteren Gruß mit einem traurigen Lächeln und schien sehr unglücklich zu sein.

»Ich schicke Digby los, um Oberzohns Haus unter Beobachtung zu halten. Vor allem aber soll er mal dessen altes Fahrzeug untersuchen.« Manfred hatte den alten Leichter im Auge, der auf dem Schlickboden des Oberzohnschen Privatdocks lag, und der seit Jahren der Tummelplatz von Ratten war.

»Der Leichter ist tatsächlich unbeweglich, ich habe das bereits früher berichtet«, sagte Leon.

»Gewiß macht er den Eindruck, und dennoch möchte ich den Kasten mal untersucht haben«, antwortete Manfred. »Natürlich ist das eine Aufgabe für die Nacht, und ich habe Meadows gebeten, den Bezirksinspektor zu benachrichtigen, daß Sie dort arbeiten. Ich möchte nicht aus meinem Bett geholt werden, um Sie auf der Peckham-Polzeistation zu legitimieren. Es ist kein angenehmes Stück Arbeit, aber vielleicht können Sie es dadurch interessanter gestalten, daß Sie von da aus einen Zugang zu seinem Grundstück finden. Ich glaube nicht, daß bei der Beobachtung der Fabrik viel herauskommt, aber das Haus selbst dürfte jedenfalls eine lohnende Studie für einen Beobachter der Menschennatur sein.«

»Ich hoffe, ich werde diesmal mehr Erfolg haben, Mr. Manfred«, äußerte Digby, im Begriff zu gehen. »Und wenn es Ihnen nichts ausmacht, möchte ich schon bei Tage gehen und einen Blick auf den Platz werfen. Ich möchte diesmal nicht hinunterfallen.«

George stand lächelnd auf und schüttelte Digbys Hand.

»Selbst Mr. Gonsalez irrt sich«, bemerkte er boshaft, und Leon sah beleidigt aus.

Manfred schichtete einige Papiere auf seinem Schreibtisch und legte sie in eine Schublade, während er auf Poiccart's Rückkehr wartete. Als dieser kam, sagte Manfred: »Nun werden wir Ihnen sagen, was wir Ihnen gern auftragen möchten, Mr. Washington. Wir bitten Sie, einen Brief nach Lissabon zu bringen. Leon hat Ihnen wahrscheinlich schon etwas in dieser Richtung angedeutet. Es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß der Auftrag außerordentlich gefährlich ist. Das ist ziemlich sicher. Aber Sie sind der einzige Mensch, Mr. Washington, dem ich dieses wichtige Dokument anvertrauen kann. Ich empfinde es als meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß vieles gegen Ihre glückliche Ankunft in Portugal spricht.«

»Segen auf Sie für diese ermunternden Worte«, sagte Washington blaß. »Das *einzige*, worüber ich Gewißheit haben muß, ist: ›Ist es wahrscheinlich, daß ich mit Mr. Schlange zusammentreffe?‹«

Manfred nickte. Das Gesicht des Amerikaners wurde lang.

»Selbst das, soll mich nicht bange machen«, antwortete der schließlich. »Besonders, da ich nun weiß, daß das Gift, das sie brauchen, keine ehrliche Schlangenspucke ist, sondern ein synthetisch zusammengepanshtes Zeug. Ich fühlte schon mein Vertrauen auf Schlangen in einer bestürzenden Weise erschüttert. Wann soll ich losgehen?«

»Heute abend.«

Für einen Augenblick war Mr. Washington betroffen.

»Nicht auf dem Wege über Dover-Calais!« fuhr Manfred fort. »Wir ziehen die Route Newhaven-Dieppe vor. Den beobachten unsere Freunde jedenfalls weniger, obwohl ich auch dafür nicht bürgen möchte. Oberzohn gibt eine Menge Geld für Spionagezwecke aus. Unser Haus zum Beispiel steht schon seit

Tagen unter Beobachtung. Bitte, kommen Sie mal her!«

Manfred ging ans Fenster und zog den Vorhang beiseite.

»Sehen Sie einen Spion?« fragte er augenzwinkernd.

Mr. Washington sah die Straße hinauf und hinunter.

»Sicher!« antwortete er. »Der Mann an der Ecke, der die Zigarre raucht!«

»Ist ein Detektiv von Scotland Yard. Sehen Sie noch jemanden?«

»Der Mann, der dort drüben auf der gegenüberliegenden Wegseite die Fenster reinigt.«

»Ein vollkommen unschuldiger Staatsbürger«, entgegnete Manfred.

»Nun, eine von diesen Autodroschken kann es doch nicht sein, denn diese sind ja leer.«

Mr. Washington nickte nach einer Reihe von Autodroschken hin, die in der Mitte der Straße hintereinander aufgefahren standen.

»Im Gegenteil, er befindet sich im ersten Auto in der Reihe, es ist der Fahrer selbst. Wenn *Sie* jetzt hinausgingen und nach einer Autodroschke riefen, würde er zu Ihnen kommen. Wenn jemand anders zu ihm käme, würde er behaupten, schon gemietet zu sein. Sein Name ist Clarke, er wohnt 43, Portlington Mews; er ist ein entlassener Sträfling, der von seiner Frau getrennt lebt und sieben Pfund die Woche für seine Dienste erhält; zehn Pfund jedesmal, wenn er Oberzohns Auto fährt, und außerdem alles Geld, das er aus dieser Autodroschke herausschlägt.«

Er lächelte über Washingtons Erstaunen. »Jede Ihrer Bewegungen wird also beobachtet. Auch wenn Sie seinen Wagen *nicht* mieten, wird er Ihnen doch folgen. Darauf müssen Sie gefaßt sein. Ich lege alle meine Karten auf den Tisch, Mr. Washington. Ich bitte Sie hiermit, etwas zu tun, was entweder

von mir selbst, von Poiccart oder Gonsalez ausgeführt werden muß, wenn Sie sich nicht dazu entschließen können. Offen gestanden, kann keiner von uns hier entbehrt werden.«

»Ich werde gehen«, entschloß sich der Amerikaner. »Schlange oder nicht Schlange, ich gehe nach Lissabon. Welchen Weg soll ich einschlagen?«

Poiccart nahm ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche. »Newhaven, Dieppe, Paris. Sie haben ein reserviertes Abteil im Südexpress, erreichen spät morgen abend Valladolid und steigen in den portugiesischen Postzug um, wenn ich nicht ein Flugzeug für Sie in Irun bereitstellen kann. Das versuchen wir jetzt zu bekommen. Sonst würden Sie um zwei Uhr am übernächsten Nachmittag in Lissabon sein. – Besser, er nimmt den Brief jetzt mit sich, Manfred.«

Manfred schloß den Tresor in der Wand auf und nahm einen langen Briefumschlag heraus. Dieser war an »Senhor Alvaz Manuel y Cintra, Kolonialminister«, adressiert und mit vielen Siegeln versiegelt.

»Ich bitte Sie, diesen Brief in Senhor Cintras eigene Hände zu legen. Schwierigkeiten werden Sie damit nicht haben, denn Sie werden erwartet. Wollen Sie in diesem Anzug reisen?« Der Amerikaner überlegte einen Augenblick. »Ja, der ist so gut wie irgendein anderer.«

»Wollen Sie bitte Ihr Jackett ausziehen?« Washington gehorchte. Manfred machte einen kleinen Schlitz in das Futter und schob den Brief hinein. Dann erwies sich Leon zum Erstaunen des Amerikaners als geübte Hausfrau. Und so geschickt wurde der Schlitz zugenäht, daß Elijah Washington zweimal hinsehen mußte, um zu entdecken, wo das Futter aufgetrennt worden war.

»Well, das wird die Bande schlagen! Mr. Gonsalez, ich werde Ihnen meine Oberhemden zum Ausbessern schicken«, rief der Amerikaner.

»Und hier ist noch etwas, was Sie mitnehmen müssen!«

Es war ein schwarzes, ledernes, vielgebrauchtes Portefeuille, an dessen einem Ende eine Stahlkette befestigt war, die in einem Ledergürtel endigte.

»Ich bitte Sie, das um Ihre Hüfte zu schnallen und diese Brieftasche immer bei sich zu tragen. Sie enthält nichts Wichtigeres als einige Briefumschläge, die in imponierender Weise versiegelt sind, und wenn Sie sie verlieren sollten, ist das Unglück nicht groß.«

»Sie glauben, sie werden es auf die Brieftasche absehen?«

Manfred nickte.

»Man kann natürlich nicht wissen, was Oberzohn tun wird. Er ist so tückisch wie eine seiner Schlangen. Aber meine Erfahrung lehrt mich, daß, je schlauer der Verbrecher, desto größer der Narr und desto ungeheuerlicher seine Irrtümer. Aber Sie werden Geld nötig haben.«

»Well, ich bin nicht gerade abgebrannt«, erwiderte Washington lächelnd. »Schlangen sind eine mächtig profitable Anlage. Trotzdem ... ich bin Geschäftsmann!«

Während der nächsten fünf Minuten erörterten sie die finanziellen Fragen, und Washington war mehr als überrascht von der Großzügigkeit, mit der hier Geld verausgabt wurde.

Er trat aus dem Hause, warf einen Blick aus dem Augenwinkel auf den Führer der Autodroschke, dessen Hand fragend erhoben war, und ließ ihn völlig unbeachtet. Er drehte sich um, ging auf die nächste Straße zu, fand eine freie Autodroschke unverdächtigerer Art und befahl dem Fahrer, ihn zum Ritz-Carlton zu bringen, wo Zimmer für ihn bestellt worden waren.

Wie ihm Manfred vorausgesagt hatte, folgte ihnen die verdächtige Autodroschke.

Mr. Washington ging auf sein Zimmer, öffnete das Fenster

und sah hinaus. Das Auto hatte sich der in Nähe haltenden Autoreihe angeschlossen. Der Chauffeur hatte seinen Sitz verlassen.

»Jetzt telefoniert er«, murmelte Washington.

Und würde viel Geld darum gegeben haben, wenn er den Inhalt des Gesprächs hätte erfahren können.

22

Oberzohn hatte einen sehr geschäftigen Vormittag in seinem Versuchslaboratorium verbracht und sich eben in seinem Armsessel niedergelassen, als ein Telegrafenvote sein Zweirad über das holprige Gelände trieb, eine Sekunde lang die Hunde aus Gußeisen bewunderte, die den schmierigen Grasstreifen bevölkerten, und das Echo dieses unheimlichen Hauses mit einem donnernden Klopfen weckte. Mr. Oberzohn eilte zur Tür.

Ein Telegramm an seine Adresse mußte wichtig sein.

Er nahm das Telegramm, schlug dem Telegrafenvoten die Tür vor der Nase zu und riß den Umschlag im Gehen auf.

Es waren drei Blätter voll falsch geschriebener Wörter, denn das Telegramm war in portugiesischer Sprache abgefaßt, und Telegrafenvote können schlecht raten. Oberzohn las das Telegramm durch, seine Lippen bewegten sich dabei schweigend, bis er zum Schluß kam. Dann begann er es noch einmal zu lesen, und um seinen Inhalt besser zu verstehen, nahm er Papier und Bleistift und übersetzte die Botschaft ins Schwedische. Er legte das Telegramm auf den Tisch und nahm sein Buch wieder auf; aber er las nicht. Sein geschäftiges Hirn glitt von Lissabon nach London, von der Curzon-Straße zu seiner Fabrik. Schließlich schloß er sein Buch mit einem Klapp, stand auf, öffnete die Tür und bellte nach Gurther.

Dieser sonderbare Mensch kam in Strümpfen herunter, sein Haar hing ihm ins Gesicht; ein unangenehmer Anblick.

Eine Stunde lang sprachen sie hinter verschlossenen Türen. Dann kam Gurther heraus; er zeigte noch immer seine Zähne in einem automatenhaften Lächeln und nahm die Treppen zwei Stufen auf einmal.

Die Route über Newhaven-Dieppe ist zeitweilig sehr beliebt. Es gibt Zeiten, zu denen die Züge nach Paris überfüllt sind. Und dann gibt es Nächte, wo man einen ganzen Eisenbahnwagen für sich haben kann. Und an *dem* Abend, als Elijah Washington seine Platzkarte nahm, hätte er, wenn das körperlich möglich gewesen wäre, in einem Abteil sitzen und seine Füße auf den Sitz des nächsten Abteils legen können.

Der Amerikaner liebt Gesellschaft. Er besitzt die Sucht, sich zu informieren. Einsamkeit läßt ihn sich elend fühlen, Schweigen macht ihn nervös. Er will über große und wichtige Dinge reden, wie über die Zukunft des Landes, die Aussichten der Landwirtschaft, das Auf und Ab des Handels; alles Dinge, von denen der Durchschnittsengländer nichts weiß, und an denen er wenig interessiert ist.

Mr. Washington sah sich allein in einem Abteil, grunzte seine Unzufriedenheit, spazierte den Gang entlang und schielte in ein Abteil nach dem anderen, in der Hoffnung, einen Landsmann in ähnlicher ungemütlicher Lage zu finden.

Sein Suchen war fruchtlos, und er kehrte in seinen Wagen zurück, wo sein Gepäck und sein Überzieher zurückgeblieben waren. Er setzte sich, um ein englisches Witzblatt zu lesen und darin vergeblich etwas zu suchen, worüber ein intelligenter Mann lachen kann.

Die Türen des Wagens befanden sich an Vorder- und Hinterwand, und die meisten Passagiere mußten an der offenen Tür von Washingtons Abteil vorüber. Bei jedem Zuschlagen der Tür sah er auf, in der Hoffnung, eine geistig ebenbürtige Seele

zu finden. Aber er erlebte nur Enttäuschungen, bis schließlich eine Dame an der Tür seines Abteils haltmachte. Es war ein Wagen für Raucher, aber Washington, der nach der galanten Seite neigte, hätte gern seine Zigarre für das Vergnügen ihrer Gesellschaft geopfert.

»Jung«, schätzte er, und anscheinend »Witwe«.

Sie war in Schwarz gekleidet, ein anziehendes Gesicht wurde durch einen schweren Schleier sichtbar.

»Ist dieses Abteil besetzt?« fragte sie mit leiser Stimme, die beinahe ein Flüstern war.

»Nein, Madam!« Washington erhob sich, den Hut in der Hand.

»Gestatten Sie?« bat sie mit einer weichen Stimme.

»Aber natürlich! Bitte nehmen Sie doch Platz!« sagte der galante Amerikaner. »Möchten Sie in der Ecke am Fenster sitzen?«

Sie schüttelte den Kopf, blieb bei der Tür sitzen und wandte ihm den Rücken.

»Gestatten Sie, daß ich rauche?« fragte Washington nach einer Weile.

»Aber, bitte!« antwortete sie und wandte ihr Gesicht wieder ab.

Engländerin, dachte Washington angewidert und machte sich auf anderthalb Stunden unfreiwilligen Schweigens gefaßt.

Ein Pfiff ertönte, der Zug glitt langsam aus der Halle, und Elijah Washingtons abenteuerliche Reise begann.

Sie fuhren durch Croydon, als das Mädchen aufstand, sich hinauslehnte und die kleine mit Glasscheiben versehene Tür schloß.

»Sie hätten mich das tun lassen sollen«, sagte Elijah vorwurfsvoll.

Sie murmelte etwas wie, sie wünsche nicht, ihn zu behelligen, und er ließ sich in seinen Sitz zurückfallen.

Einer oder zwei der Vorübergehenden warfen ihre Blicke ins Abteil. Das paßte ihr augenscheinlich nicht, denn sie zog den Vorhang herunter, der sie teilweise vor Beobachtung vom Gange aus schützte. Und nachdem der Schaffner die Fahrkarten durchlocht hatte, ließ sie auch den zweiten von den drei Vorhängen herunter.

»Sie haben doch nichts dagegen?«

»Durchaus nicht, Madam!« Es klang nicht gerade begeistert von Elijahs Seite. Er hatte keine Sehnsucht, in einem so abgeblendeten Abteil mit einer Dame allein zu fahren. Er hatte von Fällen gehört ... und Washington war von Natur aus ein außerordentlich vorsichtiger Mann.

Die Schnelligkeit des Zuges wuchs; die Passagiere hatten ihre Plätze eingenommen, und die zweite Fahrkartenrevision kam gerade, während sie durch Redhill rasten. Und als bei dieser Gelegenheit der Schaffner erst einen bezeichnenden Blick auf die heruntergezogenen Vorhänge und dann auf die Dame und schließlich auf Washington warf, empfand dieser das sehr unangenehm.

Sie bevorzugte ein Parfüm von einem besonders angenehmen Duft. Das Abteil war voll von dessen zartem Hauch. Mr. Washington bemerkte ihn durch das Aroma seiner Zigarre hindurch.

Das Gesicht der Dame war ihm noch immer abgewendet; er fragte sich, ob sie wohl eingeschlafen wäre, und als er es müde wurde, in dem Witzblatt nach Humor zu suchen, legte er das Blatt fort, faltete seine Hände, schloß seine Augen und glitt bald sanft jener Grenze zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit zu, die der Anfang des Traumes ist.

Die Dame bewegte sich; er beobachtete sie aus dem Winkel seines halb geschlossenen Auges. Sie hatte sich so weit

umgedreht, daß sie ihm zur Hälfte ihr Gesicht zuwandte. Ihr Schleier war noch immer heruntergelassen, ihre weiß behandschuhten Hände waren nachdenklich auf ihren Knien gefaltet. Er schloß von neuem seine Augen, bis ihn eine weitere Bewegung wieder aufweckte.

Sie suchte in ihrer Handtasche.

Mr. Washington war jetzt ganz wach; so wach, wie er jemals in seinem Leben gewesen war. Als sie einmal ihre Hand ausstreckte, hatte sich der Ärmel etwas zurückgeschoben.

Und zwischen dem Handschuh und dem Ärmelbündchen ihrer Bluse zeigte sich ein Streifen Haut.

Und auf diesem Hautstreifen wuchs Haar! Männerhaar!

Washington änderte oberflächlich seine Stellung, grunzte wie im Schlaf und ließ seine Hand in der Nähe seiner Tasche fallen. Und während der ganzen Zeit ließen ihn diese kalten Augen hinter dem Schleier nicht mehr aus ihrem Bann.

Sie hob den untersten Saum des Schleiers hoch, schob die Ebenholzzigarettenspitze zwischen ihre Zähne und suchte in ihrer Tasche nach Streichhölzern. Dann wandte sie sich mit einem bittenden Ausdruck zu ihm, als ob sie gefühlt hätte, daß er wach sein müsse.

Als sie aufstand, stand Washington auch auf, sprang auf sie zu und schleuderte sie mit dem Rücken gegen die Tür.

Einen Augenblick war die Verschleierte überrascht. Und dann blitzte ein Stahl.

Wie aus der Luft gegriffen, hielt sie plötzlich ein Messer in ihrer Hand. Washington packte ihren Handknöchel und bog ihn zurück, indem er seine Hand unter das Kinn der Fremden stieß. Sogar durch den Schleier hindurch fühlte Washington die Bartstoppeln, und wenn er es nicht früher gewußt hätte, wußte er jetzt, daß er es mit einem Manne zu tun hatte. Mit einem lebenden, rasch handelnden Manne, den das Bewußtsein seiner

Gefahr doppelt stark machte.

Gurther rannte mit seinem Kopf vorwärts, aber Washington sah den Stoß kommen und traf den Mann voll in sein Gesicht. Der Schlag hinderte den Mann aber nur einen Augenblick, und dieses Mal traf die Spitze des Messers den Amerikaner an der Schulter und schlitzte dessen Jackett bis zum Ellenbogen. Das spornte Elijah Washington zu seinen größten geistigen und körperlichen Anstrengungen an. Mit einem Aufschrei packte er seinen Angreifer an der Kehle und schleuderte ihn mit solcher Gewalt gegen die Tür, daß diese nachgab und die Witwe in Trauer gegen die Wand des Ganges flog.

Noch ehe der Amerikaner den Angreifer erreichen konnte, hatte Gurther kehrtgemacht und rannte den Gang entlang zur Tür des Wagens. In einer Sekunde hatte er diese geöffnet und sich auf das Trittbrett fallen gelassen.

Der Zug hatte die Fahrt verlangsamt, um die Horsham-Kreuzung zu nehmen. Der Verbrecher wartete seine Gelegenheit ab und ließ sich dann fallen. Washington starrte in die Finsternis, sah aber nichts, und dann kam der Schaffner.

»Es war ein Mann in Frauenkleidern!« sagte Washington ein wenig atemlos.

Sie gingen beide zurück in das Abteil, aber Mr. Gurther hatte Handkoffer und alles mit sich genommen.

Das einzige Andenken, was er hinterlassen hatte, war ein Schuhabsatz, den er bei dem Kampfe verloren hatte.

23

Gurther wußte keine Entschuldigung für seinen Fehlschlag, die er hätte vorbringen können. Seine Hand tastete unwillkürlich nach dem langen Messer, das er verborgen an seinem Leibe

trug. Die Berührung des abgenutzten Griffes gab ihm ein Gefühl der Sicherheit. Für den Augenblick war er sicher. Bis sich ein anderer Mann gefunden haben würde, der Pfeiffers Stelle einnahm, war Oberzohn auf sich allein gestellt und konnte sich nicht gestatten, sich der Dienste des letzten seiner Meuchelmörder zu begeben.

Es war nach elf Uhr, als er das Auto am Ende einer langen Gasse entließ und auf dem einzig sicheren Wege zu der ungestrichenen Tür gelangte, die zu Oberzohns Grundstück führte.

»So, also du hast ihn nicht erwischt, Gurther?«

»Nein, Herr Doktor.«

»Ich hätte dich nicht schicken sollen.«

Oberzohns Stimme war ungewöhnlich sanft angesichts der Verhältnisse.

»Dieser Mann *läßt* sich nicht töten ... Mit der Schlange. Seitdem du fort warst, habe ich erfahren, daß er im Hause des Blinden getroffen worden ist und doch lebt. Das ist ganz merkwürdig! Ich würde, Gott weiß was, dafür geben, wenn ich eine Blutprobe von ihm haben könnte. Hast du's mit dem Messer probiert?«

»Ja, Herr Doktor.«

Gurther hob den Schleier hoch und nahm Hut und Perücke mit einer einzigen Handbewegung ab. Das geschminkte und gepuderte Gesicht war zerschlagen, und da, wo die braune Perücke gesessen hatte, befand sich ein Tropfen geronnenen Blutes.

»Schön! Du hast's so gut gemacht, wie du es machen konntest. Mach, daß du auf dein Zimmer kommst! Marsch!«

Gurther ging hinauf und starrte eine Viertelstunde lang in sein grinsendes Spiegelbild, als er mit Creme und einem schmutzigen Handtuch die Schminke von seinem Gesicht entfernte.

Gerade Oberzohns Sanftmut war eine Drohung. Was sollte das heißen? Bis zu diesem Abend war weder Gurther noch sein toter Kumpan in das Vertrauen der beiden Männer gezogen worden, die ihre Handlungen lenkten. Er wußte, es sollten Menschen getötet werden; aber von welchem Wert diese Papiere waren, oder warum dieser oder jener Unglückliche dem Tode verfallen mußte, wußte er weder, noch kümmerte er sich darum.

Seine Pflicht war es, zu gehorchen, und er hatte einem freigebigen Brotherrn treu und ehrlich gedient.

Das Mädchen in dem unterirdischen Gewölbe?

Gurther fand manche natürliche Erklärung für ihre Haft. Und doch wollte keine auf die näheren Umstände richtig passen. Sein Grübeln war vollständig verlorene Zeit gewesen, wie er jetzt erfuhr; denn in dieser Nacht zog ihn der Doktor zum ersten Male in sein Vertrauen.

Gurther hatte sich eben umgekleidet und war auf dem Wege nach seiner Küche, als der Doktor ihn zu sich rief.

»Setz dich, Gurther! 'ne Zigarre haben? Die hier ist ausgezeichnet.«

Oberzohn warf ihm eine lange, dünne schwarze Zigarre zu, die Gurther zwischen seinen Zähnen auffing; ein Trick, über den er sich selbst am meisten amüsierte.

»Die Zeit ist da, wo ich dich in etwas einweihen muß, Gurther«, begann der Doktor.

Er nahm sich eine Zigarre der gleichen Sorte, die er Gurther gegeben hatte, und blies große Rauchwolken in die Luft.

»Wen habe ich zum Freund ... Wen? Herrn Newton?« Oberzohn zuckte die Achseln. »Ein netter Mann, aber ohne Hirn. Er ist von der Sorte, Gurther, die in Bequemlichkeit leben, alles annehmen möchte, was er unserer Intelligenz und unserem Fleiß verdankt, und nicht einmal ›Dankeschön‹ sagt. Und was wird er machen, wenn wir uns in der Klemme befinden,

Gurther? Zur Polizei wird er gehen! Jawohl, mein Freund, zur *Polizei* wird er gehen!«

Oberzohn nickte.

Gurther hatte das Lied schon einmal vernommen, in der Nacht, als er auf leisen Sohlen an die Tür geschlichen war und den Doktor gewisse Angelegenheiten mit dem verstorbenen Mr. Pfeiffer erörtern hörte.

»Er würde mich und dich, ohne mit der Wimper zu zucken oder auch nur eine Hand zu rühren, an den Galgen bringen. Er würde danach lächelnd über unsere Hinrichtung lesen und dann fortgehen, um seinen Plumpudding und sein Roastbeef zu essen. Das ist unser Freund Newton! Du hast das auch mit deinen eigenen Augen gesehen?« , »Jawohl, Herr Doktor!«

»Newton ist eine Gefahr für uns aus vielen Gründen!« fuhr Oberzohn langsam fort. »Schon wegen der drei Leute, die sich so niederträchtigerweise vorgenommen haben, mich zu ruinieren; die mein Haus niedergebrannt haben und die dich gepeitscht haben ... mit einer neunschwänzigen *Katze* gepeitscht haben! Du hast das nicht vergessen, Gurther?«

»Nein, Herr Doktor.«

In der Tat, Gurther hatte es nicht vergessen, obwohl das blöde Lächeln in seinem Gesicht hätte andeuten können, daß sich eine angenehme Erinnerung mit dem Ereignis für ihn verband.

»Ein Narr in einer Organisation«, fuhr der Doktor orakelhaft fort, »ist wie eine schlechte Stahlplatte am Schiff oder wie ein schwaches Glied in einer Kette. Wenn es springt, was dann, mein lieber Gurther? Dann führt man uns vor einen dummen Kerl in weißer Perücke und rotem Talar, und der übergibt uns einem anderen Kerl, der einen Strick um unseren Hals legt und uns durch ein Loch im Boden fallen läßt. Und alles bloß, weil wir es mit einem dummen Menschen wie Herrn Montgüe Newton zu tun haben!«

»Ja, Herr Doktor«, versetzte Gurther, als sein Herr schwieg.

Er glaubte ihm diese Bestätigung schuldig zu sein.

»Nun will ich dir die volle Wahrheit sagen.«

Der Doktor schnippte sorgfältig die Asche seiner Zigarre in seine Untertasse.

»Es handelt sich um ein Vermögen für dich und für mich. Und dieses Mädchen, das wir dort unten in dem stillen Platze haben, kann es uns verschaffen. Ich kann sie heiraten, oder ich kann ihr Leben auslöschen. So! Ich glaube aber, es wäre besser, wenn ich sie heirate, und deshalb habe ich mich dafür entschieden.«

Und dann erzählte er in seiner charakteristischen Weise die Geschichte von dem Goldhügel; er verschwieg nichts, hielt mit nichts zurück von dem, was er wußte, und was Villa ihm gesagt hatte.

»Drei bis vier Tage lang muß sie hierbleiben. Wenn die vergangen sind, kann passieren, was will. Der Brief nach Lissabon ... Was hat der zu sagen? Ich war dumm, als ich ihn aufzuhalten versuchte. Sie hat keinen Bevollmächtigten ernannt. Sie hat keine Erben. Sie weiß nichts von ihrem Vermögen und ist daher auch gar nicht in der Lage, die Erneuerung ihrer Konzession zu beantragen.«

»Herr Doktor, würden Sie mir gütigst ein Wort gestatten?«

Oberzohn nickte.

»Weiß der Newton das?«

»Newton weiß das alles.«

»Wollen Sie mir gütigst erlauben, weiter zu reden, Herr Doktor? Was war das für ein Brief, den ich hätte wegnehmen sollen, wenn ich nicht Pech gehabt hätte?«

Oberzohn blickte zur Decke.

»Ich habe diese Angelegenheit von jeder Seite aus betrachtet und bin zu folgendem Ergebnis gekommen. Es war ein von Gonsalez an den Kolonialminister geschriebener Brief, in dem

er beantragt hat, daß die Erneuerung der Konzession verschoben wird. Das Telegramm von meinem Freunde im Kolonialamt in Lissabon handelte davon.«

Oberzohn setzte seinen Klemmer auf, suchte in seiner Weste und nahm ein drei Seiten langes Telegramm heraus. »Ich werde es dir in deiner eigenen Sprache vorlesen.«

»Antrag ging ein von Leon Gonsalez, der Seine Exzellenz bat, ein besonderes Schreiben von ihm zu empfangen, das in zwei Tagen eintreffen würde. Das Telegramm nennt den Inhalt des Sonderbriefes nicht, aber der Minister hat Auftrag erteilt, den Kurier zu empfangen. Der gegenwärtige Minister ist der Erteilung von Konzessionen an England oder an Engländer *nicht* geneigt.«

Oberzohn faltete das Papier zusammen.

»Das heißt, daß eine Verschiebung der Konzessionserteilung *nicht* stattfinden wird, mein lieber Gurther, und daß dieses ungeheure Vermögen uns gehören wird.«

Gurthers Gedanken klammerten sich an diese Tatsache; er vergaß sogar einen Augenblick zu lächeln, und er sah aus wie ein hungriges Raubtier in Menschengestalt, das er tatsächlich war.

»Herr Doktor, gestatten Sie mir, bitte, gütigst eine Frage?«

»Ja, bitte!« gewährte Oberzohn großmütig.

»Welchen Anteil erhält Herr Newton? Und wenn Sie *mich* gnädigst mit einem Teil Ihres so gerecht verdienten Geldes bedächten, wieviel würde das sein?«

Der andere überlegte und paffte große Rauchschwaden aus, bis das Zimmer ein einziger Nebel war.

»Zehntausend Pfund«, sagte er schließlich.

»Das ist ein sehr kleiner Teil im Verhältnis zu so vielen Millionen«, meinte Gurther sanft.

»Newton bekommt die Hälfte«, erklärte der Doktor; in seinem

Gesicht zuckte es nervös. »Wenn er lebt! Wenn ihn ein Unglück träfe, würde sein Anteil auf *dich* fallen, Gurther, mein braver Kerl! Und einen so reichen Mann verfolgt man nicht. Die Reichen und die Vornehmen würden schweifwedeln vor ihm; er würde seine reizende Jacht besitzen und auf ewig in blauen sommerlichen Gewässern herumfahren.«

Gurther stand auf.

»Bedürfen Sie meiner heute abend noch?«

»Nein, nein, Gurther.« Der Alte schüttelte den Kopf. »Und erinnere dich bitte, daß morgen ein anderer Tag ist und danach wieder ein anderer! Wir werden warten und hören, was unser Freund sagen wird. Gute Nacht, Gurther!«

»Gute Nacht, Herr Doktor!«

Oberzohn sah dem Manne von der Tür aus so lange nach, bis er außer Sicht war, dann griff er zu seinem Buch. Er war tief versunken in das Lesen eines Kapitels, das überschrieben war: ›Die unbewußte Tätigkeit des menschlichen Intellektes mit Beziehung auf die Gemütsbewegungen.«

Für Dr. Oberzohn war das fesselnder als die aufregendste Novelle.

Der zweite Tag ihrer Gefangenschaft brach unbemerkt in einer Welt an, die außerhalb des Ziegeldaches und der glasierten weißen Wände von Mirabelle Leicesters Gefängnis lag.

Sie war in Stärke und Mut gewachsen, ihre Gefährtin *nicht*. Johanne, die ihre ermüdende Wache mit einer fast übertriebenen Lustigkeit begonnen hatte, verfiel mit der fortschreitenden Zeit mehr und mehr der Niedergeschlagenheit. Und Mirabelle erwachte von Schluchzen und fand das Mädchen auf der Bettkante sitzend und das Gesicht in die tränennassen Hände verborgen.

»Ich hasse diesen Platz«, schluchzte Johanne. »Warum hält er mich hier? Gott! Wenn ich denken sollte, der Hund spielte ein

doppeltes Spiel mit mir! Ich werde noch verrückt, wenn man mich länger hier behält!« schrie sie.

»Ich werde etwas Tee machen«, antwortete Mirabelle, sprang aus dem Bett und fuhr in ihre Pantoffeln.

Hanne saß währenddessen wie ein Häufchen Elend zusammengesunken; ihr Gewimmer ging nach und nach Mirabelle auf die Nerven.

»Ich möchte gern wissen, was für einen Grund *Sie* haben, sich elend zu fühlen«, fragte sie. »Sie sind doch nicht hinter *Ihrem* Gelde her!«

»Sie können lachen? Und warum Sie lachen können, das verstehe ich nicht!« bemerkte das Mädchen, als sie die Tasse in ihre zitternden Hände nahm. »Ich weiß, ich bin ein Narr, aber ich bin auch noch niemals zuvor eingesperrt gewesen wie eben jetzt. Ich habe mir nicht träumen lassen, daß er sein Wort brechen wird. Er versprach mir hoch und heilig, daß er gestern kommen würde. Wie spät ist es denn?«

»Sechs Uhr«, antwortete Mirabelle.

Es hätte ebensogut acht Uhr sein können oder Mittag, sie hätte es ebensowenig gewußt.

»Das ist ein dreckiger Platz!« schimpfte das hysterische Mädchen. »Ich glaube, sie ertränken uns noch alle hier, oder das Ding dort wird explodieren.« Sie deutete auf die mit grünem Flanell überzogene Kiste. »Ich weiß es; es kriecht mir durch die Adern. Dieses Vieh, dieser Gurther kriecht irgendwo hier herum! Uff! Er ist wie eine schleimige Schlange. Haben Sie ihn jemals gesehen?«

»Gurther? Sie meinen den Mann, der mit mir tanzte?«

»Ihn meine ich. Muß ich Ihnen das zweimal sagen?« fragte Johanne ungeduldig. »Ich wünschte, wir könnten hier heraus.«

»Kommen Sie und helfen Sie mir! Wir wollen sehen, ob wir die Falltür heben können.«

Mirabelle wußte, es war unnütz, noch ehe sie an den Versuch heranging. Der Stein bewegte sich nicht, und als sie in ihr Schlafzimmer zurückkehrten, stand Johanne vor dem Zusammenbruch.

»Ich hoffe nur, Gurther erfährt nicht, daß Sie mit diesen ›Drei‹ befreundet sind«, fuhr sie fort, als sie wieder ruhiger war.

»Sie sagten mir das bereits gestern. Würde das viel ausmachen?«

»Einen ganzen Haufen«, antwortete Johanne heftig. »Der Kerl hat Fischblut. Es gibt nichts, was der Mensch nicht begehen würde! Monty müßte die Peitsche dafür bekommen, daß er uns hier seiner Willkür überläßt. Vor Oberzohn fürchte ich mich nicht. Der ist alt. Aber der andere Kerl, der gebrauchte Kokain und solche Sachen und wird manchmal ganz wahnsinnig. Monty erzählte mir eines Abends, der Mann sei einer, der aus Lust am Morden mordet.«

»Er versuchte wahrscheinlich, Ihnen Angst einzujagen.«

»Warum sollte er das wohl?« bemerkte Hanne mit unbegründetem Ärger. »Monty ist der beste Kerl der Welt! Ich bete die Erde an, auf der er geht.«

Mirabelle versuchte nicht, etwas dagegen einzuwenden.

Erst, als ihre Gefährtin ihre hysterischen Anfälle bekam, wurde ihr selber ängstlich zumute. Ihre Zuversicht war vollständig auf die ›Drei Männer‹ – auf Gonzalez aufgebaut. Sie fragte sich, wie alt er wohl sein könnte. Manchmal sah er sehr jung aus, manchmal wieder wie ein älthlicher Herr. Es war sehr schwierig, sich seines Gesichtes zu entsinnen. Sie verstand sich selber nicht. Warum dachte sie so oft an Gonzalez in einer Weise, wie wohl ein junges Mädchen an ihren Liebhaber denkt? Sie wurde rot bei dem Gedanken.

Es würde ihr keine gewöhnliche Genugtuung bereitet haben, wenn sie gewußt hätte, wie oft Gonzalez' Gedanken zu dem Mädchen flogen, das auf so sonderbare Weise in sein Leben

getreten war. Er verbrachte einen Teil dieses Morgens damit, eine große Eisenbahnkarte vom Süden Englands und dem größten Teil des Kontinents an die Wand zu heften. Eine rote Linie bezeichnete den Weg von London nach Lissabon, und Gonsalez war gerade dabei, eine grüne Flagge auf dieser Linie, eben südlich von Paris, festzustecken, als Manfred in das Zimmer geschlendert kam und sein Werk betrachtete.

»Der Südexpress ist ungefähr hier!« meinte Gonsalez, während er auf das letzte der grünen Fähnchen deutete, »und ich glaube, unser Freund wird eine ziemlich angenehme und ungestörte Reise bis Valladolid haben. Dort habe ich meinen alten Freund Miguel Garcia angewiesen, ihn abzufangen und ihn auf seiner Reise nach dem Westen zu beschirmen, wenn wir kein Flugzeug bekommen. Ich erwarte jede Minute ein Telegramm. Was ich sagen wollte: Die Diepper Polizei hat den Herrn festgenommen, der ihn in der Mitte des Kanals über Bord stoßen wollte, aber der Mann, der ihm das Portefeuille auf dem Bahnhof St. Lazare wegreißen wollte, ist noch immer in Freiheit.«

»Er muß sich an diese Zwischenfälle nach und nach beinahe gewöhnt haben«, sagte Manfred und lächelte innerlich. Gonsalez wandte sich um.

»Er ist ein guter Kerl. Wir hätten keinen besseren wählen können. Die Frau im Zuge war natürlich Gurther. Er ist der einzige Verbrecher, den ich kennengelernt habe, der wirklich imstande ist, sich wirksam zu verkleiden.«

Manfred zündete sich die Pfeife an. »Der Fall wird von Tag zu Tag verwickelter. Meinen Sie nicht auch?« Leon nickte.

»Und gefährlicher. Nach den Gesetzen des Durchschnitts müßte Gurther bei seinem nächsten Versuch eigentlich einen von uns »erledigen«. Haben Sie die Zeitungen gelesen?« Manfred lächelte.

»Man schreit nach Maedows' Blut. Armer Kerl! Das beweist

die außerordentliche Unbeständigkeit des Publikums. Meadows hat es nur ein einziges Mal mit einem Schlangenfall zu tun gehabt. Nun machen sie ihn für alle diese Fälle verantwortlich.«

»Es scheint eine merkwürdige Übereinstimmung darüber zu herrschen, daß sämtliche Todesfälle durch die Schlange in die Kategorie überlegten Mordes gehören«, meinte Gonsalez, als sie miteinander die Treppe hinunterstiegen.

Meadows hatte mit den Reportern gesprochen. In der Tat war das ein Staatsverbrechen vom amtlichen Standpunkt aus. Denn das erste Gesetz für jeden richtiggehenden Polizisten ist: »Du sollst der Presse nichts mitteilen!«

Leon schlenderte anscheinend zweck- und ziellos im Zimmer auf und ab. Er hatte seine Chauffeuruniform an, und seine Hände steckten in den Taschen seiner Breeches.

»Ich wollte vorschlagen, daß wir uns das Stück ansehen, das jetzt in London Tag für Tag gegeben wird. Ich wußte bis heute morgen nicht, daß ›Der Hexer‹ ein Theaterstück sei, als ich einen von Oberzohns anständigeren Clerks in das Theater gehen sah. Und da ich nun eben einmal neugierig veranlagt bin, folgte ich ihm. Ein Stück, das Oberzohn interessiert, interessiert mich natürlich und sollte Sie, George, ebenso interessieren«, sagte er streng.

»Und ebenso sollte es Meadows interessieren, denn es ist voll von aufregenden Szenen. Es handelt von einem Verbrecher, der aus dem Dartmoorer Zuchthaus entspringt und zurückkommt, um den Mann, der ihn hintergangen hat, zu ermorden. Dabei gibt es eine Szene, die sich im Finsternen abspielt. Das sollte Sie doch reizen! Ich habe die Kritiken gelesen, die sich darin einig sind, daß das kein literarischer Erfolg und außerdem ziemlich unmöglich ist. So müßte es eigentlich wert sein, daß man es sich ansieht. Wenn ich an Schlaflosigkeit leide, ziehe ich es natürlich vor, mir einen literarischen Erfolg anzusehen«, äußerte er boshaft.

»Oberzohn hat das Recht auf Vergnügen, so gemein sie auch sein mögen.«

»Aber das Stück ist ja gar nicht gemein!« widersprach Leon.
»Außer insofern, als es populär ist. Es hat mir große Schwierigkeiten gemacht, einen Platz zu bekommen.«

»Was für einen Platz hat er denn genommen?«

»Loge A«, antwortete Leon hastig. »Es ist die Endloge rechts vom Publikum aus.«

»Für heute Abend?«

»Für heute abend. Ich habe drei Sitze.« Leon holte sie aus der Tasche. »Wenn Sie nicht gehen können, geben Sie's der Köchin! Sie sieht aus wie ein Weib, die gern einmal eine Träne über die Qualen der gepeinigten Heldin vergießen möchte. Die Sitze befinden sich in der vorderen Reihe. Das heißt, daß man in den Zwischenakten aus- und eingehen kann, ohne auf den Knien anderer Leute herumzuspazieren.«

»Muß ich wirklich gehen?« fragte Manfred kläglich. »Ich bin kein Freund von Detektivstücken und hasse geheimnisvolle Stücke. Ich weiß zehn Minuten vor dem Aufgehen des Vorhanges, wer der wirkliche Mörder ist, und das verdirbt mir den ganzen Abend.«

Leon sah durch die Portieren auf die Straße.

»Tittlemaus, der getreue Spürhund, ist auf seinem Posten!« sagte er und nickte nach der einsamen Autodroschke hin, die am Halteplatz hielt. »Ich möchte bloß wissen, ob er erwartet ...«

Manfred sah etwas in Leons Augen aufblitzen.

»Brauchen Sie mich in den nächsten zwei Stunden?« fragte er hastig und war blitzartig zur Tür hinaus.

Als Poiccart und George zehn Minuten später miteinander sprachen, hörten sie die Tür nach der Straße zu gehen und sahen Leon an den Rand des Bürgersteiges schlendern und seinen Regenschirm hochheben.

Der Autodroschkenführer war mit einem Male ein Bündel zitternder Aufregung. Er beugte sich hinunter, kurbelte seine Maschine an, kletterte auf seinen Sitz zurück und brachte das Auto schneller zum Platz, als das ein anderer Chauffeur jemals getan hätte.

»Neu-Scotland-Yard!« befahl Leon und kletterte in das Auto.

Das Auto fuhr durch die verbotenen Tore der Geheimpolizeistation und hielt vor dem Eingang für die Beamten.

»Warten Sie hier!« befahl Leon. Der Chauffeur wurde unruhig.

»Ich muß nach meiner Garage zurückfahren!« begann er.

»Ich bin in fünf Minuten zurück«, sagte Leon.

Glücklicherweise war Meadows auf seinem Zimmer.

»Ich möchte, daß Sie den Mann da hereinholen und ihm solche Daumenschrauben anlegen, wie es Ihnen in diesem Lande gestattet ist«, erklärte Leon. »Er trägt einen Revolver. Ich sah das, als er in Piccadilly-Zirkus herunterstieg, um sein Auto anzukurbeln. Die Maschine versagte.«

»Was wollen Sie denn wissen?«

»Alles, was man über Oberzohn erfahren kann. Es mögen mir ein oder zwei Dinge entgangen sein. Ich habe ihn außerhalb unseres Hauses gesehen. Oberzohn braucht ihn für ungewöhnliche Aufgaben, und gelegentlich dient er dem alten Mann als Chauffeur. Er war auch der Chauffeur, als Oberzohn Miss Leicester ins Ritz-Carlton zum Lunch nahm. Vielleicht hat er keinen Droschkenfahrschein, und das würde es Ihnen desto leichter machen.«

Einige Minuten später wurde der überraschte und wütende Mann hereingeführt und nach allen Regeln der Kunst untersucht. Mit dem Revolver hatte Leon recht; die Waffe wurde hervorgeholt und erwies sich als geladen. Der Mann

entschuldigte sich, seit der kürzlichen Ermordung eines Autodroschkenführers trüge er die Waffe zum Schutz bei sich, aber er hatte keinen Waffenschein. Überdies – und das war das ernstere Vergehen – besaß er keinen Erlaubnisschein von Scotland Yard, sich auf der Straße nach Fahrgästen umzusehen, und seine Droschkenführermarken gehörten einem anderen Manne.

»'rein mit ihm!« befahl Meadows und ging zurück, um Leon, der wartete, zu berichten.

»Sie haben zum ersten Male ins Schwarze getroffen. Ich weiß zwar nicht, ob er uns nützen wird, aber ich verachte auch die kleinsten Fische nicht.«

Während er wartete, hatte Leon rasend schnell kombiniert: »Dieser Mann war kürzlich in Greenwich gewesen. Einer meiner Leute sah ihn zweimal dort; ich brauche nicht hinzuzufügen, daß er Oberzohns Auto fuhr.«

»Ich werde später mit ihm sprechen und Sie anrufen«, sagte Meadows, und Leon Gonzalez kehrte nach Curzon-Straße zurück; ein einziges großes Lächeln im Gesicht.

»Sie haben nur einen Spion, den Sie kennen, gegen einen Spion, den Sie *nicht* kennen, eingetauscht«, meinte Manfred. »Ich habe zwar niemals solche plötzlich grundlos aufspringenden Handlungen Ihrerseits beanstandet, weil sie so oft das Kunststück fertig brachten, sich später als Trümpfe zu erweisen. Was ich noch sagen wollte: Die Polizei wird heute nacht den Gringo-Klub in der Victoria-Dock-Straße ausheben; möglich, es gelingt ihnen, einige von Oberzohns jungen Herrchen zu fassen, die gewiß regelmäßige Besucher dieses Ortes sind.«

Das Telefon rief schrillend. Leon nahm den Hörer auf und erkannte Meadows Stimme.

»Ich habe Ihnen eine sonderbare Geschichte mitzuteilen«, meldete der Inspektor. »Wir nahmen seinen Fingerabdruck und fanden dabei heraus, daß er auf unseren Listen stand. Mehr als

das, er ist ein Urlauber. Als einen Exsträfling können wir ihn festnehmen und ihn seine noch nicht abgelaufene Zeit absitzen lassen. Ich versprach ihm, zu seinen Gunsten auszusagen, und er verriet alles. Das Interessanteste ist, daß Oberzohn beabsichtigt, sich zu verheiraten.«

»Verheiraten? *Wer? Oberzohn?*« fragte Manfred überrascht.

Leon nickte.

»Wer ist die Unglückliche?« fragte Leon.

Nach einer kleinen Pause kam die Antwort: »Miss Leicester.«

Manfred sah, wie das Gesicht seines Freundes die Farbe wechselte, und erriet den Grund.

»Weiß er, *wann* das sein soll?« fragte Leon mit gänzlich veränderter Stimme.

»Nein. Die Lizenz wurde vor länger als einer Woche ausgestellt, das heißt, daß Oberzohn an einem irgend beliebigen Morgen heiraten kann, an dem es ihm beliebt, seine Braut mitzubringen. Wissen Sie, zu welchem Zweck?«

»Sprechen Sie heute abend vor, und entweder ich oder George werden es Ihnen sagen«, antwortete Leon.

Leon hingte den Hörer sehr behutsam an.

»Das ist eine Gefahr, die ich nicht vorausgesehen habe, obwohl es auf der Hand lag, daß Oberzohn nur diesen Weg einschlagen konnte. Wenn er sie heiratet, kann sie nicht als Zeuge gegen ihn auftreten. Darf ich das Buch mal sehen, George?«

Manfred öffnete den Wandtresor und kam mit einem kleinen Kontobuch zurück. Leon Gonzalez blätterte die Seiten nachdenklich um.

»Dennis ... Er hat uns doch schon gute Dienste geleistet! Nicht, George?«

»Ja, er ist ein sehr zuverlässiger Mann. Er schuldet uns – unter anderen Dingen – sein Leben. Entsinnen Sie sich, seine Frau ...«

»Ich entsinne mich.« Leon kritzelte die Anschrift des Mannes auf, der sich als einer der vertrauenswertesten seiner Vertreter erwiesen hatte.

»Was wollen Sie tun?« fragte Manfred.

»Ich habe Dennis von neun Uhr morgens bis halb vier Uhr nachmittags auf die Türschwelle des Greenwicher Standesamtes postiert. Und ich werde ihm Anweisung geben, daß er Oberzohn in dem Augenblicke, in dem er ihn mit einer Dame aus einem Auto treten sieht, fest, wenn auch sanft, unter die Autoräder schiebt.«

24

Monty sorgte sich um Johanne – sorgte sich mehr, als er jemals glaubte, daß er sich um ein so leichtsinniges Geschöpf sorgen würde. Aber sie war ihm in mancher Hinsicht unentbehrlich. Ohne sie fühlte er sich einsam zu Hause. Er ging von einem Zimmer zum anderen und war wütend über sich selbst, daß die Abwesenheit dieses gedankenlosen Dinges, das ihm weder an Wissen noch durch Abstammung ebenbürtig war, einen so großen Unterschied für ihn ausmachen sollte. An den unterirdischen Aufenthalt Johannes mochte er gar nicht denken. Er hatte Beweise ihres Temperaments erhalten und wußte, wie bald ihr der Aufenthalt dort auf die Nerven gehen würde. In mehr als einer Hinsicht wünschte er, weniger mitfühlend mit ihr zu sein, denn er wußte, daß ihrer eine große Erschütterung wartete. Vielleicht war er deshalb bemüht, ihr die Gegenwart so glücklich wie möglich zu gestalten, weil er sah, wie schwer sie jener Schlag treffen würde.

Mit solchen Gedanken beschäftigte er sich, während er sich im Bett von einer Seite auf die andere wälzte. Und während der ganzen Zeit kreiste sein Denken um diesen verdammten Keller.

Was mußte Johanne fühlen! Was mit Mirabelle geschah, ging ihm nicht nahe, weil ... nun, sie war eben die Hauptperson in der ganzen Angelegenheit. Und als das wahre Opfer galt nicht sie ihm, sondern Johanne.

Er schlief erst beim Herannahen des Morgens ein und erwachte in höchst gereiztem Gemütszustand. Er hatte dem Mädels versprochen, sie aufzusuchen und mit ihr zu sprechen, obwohl er mit Oberzohn abgemacht hatte, nicht vor Ablauf von fünf Tagen dorthin zu gehen.

Zur Frühstückszeit konnte er es nicht mehr länger aushalten. Er ließ sein Auto vorfahren und sich zu einem Platz zwischen New Cross und Bermondsey bringen; den Rest der Entfernung legte er zu Fuß zurück.

Mr. Oberzohn hatte diesen Besuch erwartet. Er besaß eine genaue Kenntnis der geistigen Beschaffenheit seines Verbündeten, und als er den wohlgekleideten Mann vorsichtig seinen Weg über das schwierige Terrain wählen sah, schlenderte er hinaus zu den Stufen, um ihn zu empfangen.

»Merkwürdig, daß Sie gekommen sind!« begrüßte er Monty.

»Warum haben Sie nicht telefoniert?« knurrte Newton. Das sollte seinen Besuch entschuldigen.

»Weil an jedem Telefondraht menschliche Maschinen hängen. Wenn das Telefon sich automatisch einstellte und niemand hören könnte, außer Ihnen und mir, dann würde ich reden, reden, reden. Den ganzen Tag über würde ich mit Ihnen sprechen, und mit Vergnügen. Aber nicht, wenn Miss Soundso hier und Miss Soundso da sagt: ›Einen Augenblick, bitte!‹ Und dann zum Scotland-Yard-Detektiv: ›Nun, bitte, fallen Sie ein!‹«

»Ist Gurther zurück?«

»Gurther ist zurück«, klang es trocken.

»Dem Vogel nichts passiert? Wenigstens las ich nichts in der Abendzeitung.«

»Er ist nach Lissabon gegangen«, antwortete der Doktor gleichgültig. »Vielleicht erreicht er Lissabon, vielleicht auch nicht. Was tut das? Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«

Monty zögerte, wie er das immer tat, wenn Oberzohn ihm eine Erfrischung anbot. Man war sich Oberzohns nie sicher.

»Ich nehme 'nen Whisky«, sagte er schließlich. »Eine volle Flasche, die noch nicht geöffnet worden ist. Ich mache sie selber auf.«

Der Doktor kicherte nervös.

»Sie trauen dem Frieden nicht? Daran handeln Sie sehr klug. Denn wo befindet sich der Mann in der Welt, von dem man sagen kann: ›Er ist mein Freund. Ich kann ihm bis ans Ende meiner Tage trauen‹?«

Nach Montys Dafürhalten verlangte die Frage nach keiner Antwort.

Er hielt die Whiskyflasche gegen das Licht, prüfte den Kork und zog ihn heraus.

»Das Selterswasser könnte auch vergiftet sein«, bemerkte Oberzohn freundlich.

Zu irgendeiner anderen Zeit hätte er diese Bemerkung nicht gemacht. Daß er das jetzt überhaupt berührte, verriet einen kaum wahrnehmbaren, aber unheilvollen Wechsel in ihren Beziehungen.

Obgleich Monty das wahrgenommen hatte, verriet er es doch mit keinem Worte. Er schenkte sich das Glas ein, nahm auf dem Sofa Platz und trank. Und während der ganzen Zeit beobachtete Oberzohn ihn unausgesetzt.

»Ja, Gurther ist zurückgekehrt. Er hat nichts erreicht, aber einem guten Manne darf man einen Fehlschlag nicht nachtragen. Der Stellvertreter, der vollkommen ist, muß noch gefunden werden, und der vollkommene Chef ebenfalls. Der Amerikaner, dieser Washington, hatte Paris verlassen, als ich zuletzt

Nachricht über ihn erhielt. Wenn ich in Paris wohnte, würde ich auch fortwährend abreisen. Es ist eine sittenlose Stadt.«

Monty zündete sich eine *Zigarrie* an und beschloß, sich dem Zwecke seines Besuches etappenweise zu nähern. Denn er war erschienen, um zwei wichtigen Pflichten nachzukommen. Johanne aufzusuchen, sah er als seine Pflicht an. Und nicht weniger hielt er es für seine Pflicht, seinem Teilhaber diesen Plan zu eröffnen.

»Wie geht's den Mädels?« fragte er.

»Die? Denen geht es sehr gut.« Oberzohn hatte sich nicht wieder gesetzt, sondern stand aufrecht und starrte bewegungslos in die Luft. »Meine Gäste sind immer glücklich.«

»In dem Hundeloch?« fragte Monty verächtlich. »Ich wünsche nicht, daß Johanne hierbleibt.«

Oberzohn zuckte die Achseln.

»Dann nehmen Sie sie doch fort, mein Freund! Warum sollte sie hierbleiben, wenn Sie sich doch ohne dieses Mädchen nicht glücklich fühlen? Ihre Anwesenheit hier ist auch zwecklos. Auf jeden Fall werde ich sie Ihnen herbringen.«

Der Schwede näherte sich der Tür.

»Warten Sie einen Augenblick!« sagte Monty. »Ich werde sie später aufsuchen und sie vielleicht auch herausnehmen, aber für dauernd möchte ich sie nicht von dort abwesend wissen. Es muß doch jemand bei dem fremden Mädchen bleiben.«

»Warum? Bin ich nicht da?« fragte Oberzohn sanft.

»Sie sind da, und Gurther ist da.«

Monty sah aus dem Fenster und wich dem Blicke Oberzohns aus. »Besonders Gurther. Und das ist der Grund, weshalb ich meine, daß sich jemand um Mirabelle Leicester kümmern muß. Sind Sie nie auf den Gedanken gekommen, daß das beste, um aus diesem Schlamassel herauszukommen, *Heirat* wäre?«

»Ich habe daran gedacht. Und Sie haben auch dran gedacht.

Das ist famos! Sie fangen an zu *denken*!«

Der veränderte Ton war jetzt auffällig genug. Monty wandte sich bissig zu dem Manne um, der bisher in anscheinender Unterwürfigkeit vor ihm und seinem Urteil gestanden hatte.

»Lassen Sie Ihren Sarkasmus gefälligst aus dem Spiel, Oberzohn! Und – ohne lange Vorrede – ich werde dieses Mädchen heiraten.«

Oberzohn erwiderte nichts.

»Sie ist nicht verlobt; sie ist in keinen Liebeshandel verwickelt. Hanne hat mir's erzählt, und Hanne ist ein ziemlich gerissenes Mädel. Ich weiß nicht, wie ich's anfangen soll, aber ich glaube, das beste, was ich tun kann, ist, ihren aufrichtigen Freund zu spielen und sie aus dem Keller zu schaffen. Das wird sie so dankbar machen, daß sie zu allem bereit sein wird. Außerdem glaube ich, als wir uns das erste Mal sahen, Eindruck auf sie gemacht zu haben. Und – ich habe ihr eine gesellschaftliche Stellung zu bieten, Oberzohn. Ein Haus im besten Teil Londons!«

«*Mein Haus!*« unterbrach ihn Oberzohns metallische Stimme.

»*Ihr Haus?* Na, lassen Sie uns wenigstens sagen ›unser Haus‹. Um Ausdrücke wollen wir uns nicht streiten.«

»Ich habe ihr auch eine Position zu bieten, und ich schmücke mich nicht mit fremden Federn.«

Oberzohn sah Monty mit weitaufgerissenen Augen an; ein komischer Anblick. Sein verlängertes Gesicht stand gegen die Dämmerung wie eine Maske.

»*Sie?*«

Monty traute seinen Ohren nicht.

»*Ich, Baron Eric Oberzohn.*«

»*Baron? Sie?*«

Das Zimmer hallte von Montys Gelächter wider. »Nun, Sie verdammter alter Narr bilden sich doch wohl nicht ein, daß sie

Sie heiraten wird? Wie?«

Oberzohn nickte.

»Sie würde alles tun, was ich ihr sage!« In seiner Aufregung klang sein Englisch etwas abgerissen. »Ein Mädel mag vielleicht einen Mann nicht lieben, aber sie haßt vielleicht Schlimmeres als diesen Mann. Verstehen Sie? Nicht wahr?«

»Sie sind verrückt!« sagte Monty spöttisch.

»So! Also verrückt bin ich? Und ein verdammter Narr auch? Ja? – Und *doch* werde ich sie heiraten.«

Totenstille trat darauf ein. Und dann führte Oberzohn die Unterhaltung fort, aber in einem viel ruhigeren Tone.

»Vielleicht bin ich das, was Sie mich nennen, aber auch das ist nicht wert, daß sich zwei Freunde deshalb streiten. Morgen sollen Sie hierherkommen, und wir wollen diese Angelegenheit wie eine rein geschäftliche erörtern.«

Monty betrachtete Oberzohn, als ob er ein fremdartiges Insekt sei, das ihm zum ersten Male zu Gesicht komme.

»Wir werden auf keinen Fall streiten!« fuhr Oberzohn fort. »Ich bin ein Narr, Sie sind ein Narr, wir alle sind Narren. Sie wollen Ihre Frau sprechen?«

»Ich wünsche Johanne zu sprechen«, antwortete Monty barsch. »Ich verbitte mir, daß Sie sie meine ›Frau‹ nennen.«

»Ich werde sie holen. Warten Sie!«

Monty beobachtete ihn vom Fenster aus, wie er zur Fabrik hinüberging und verschwand.

Es dauerte fünf Minuten, ehe er wiederkam – allein wiederkam.

Monty runzelte die Stirn. Was sollte das heißen?

»Mein Freund«, keuchte Oberzohn, dem diese Turnübungen immer schwerer fielen, »es ist nicht klug.«

»Ich will sie sprechen!« begann Monty.

»Sachte, sachte! Sie sollen sie ja auch sprechen. Aber Gurther hat einen Fremden am Kanalufer beobachtet, der auf und ab patrouilliert und sich stellt, als ob er angle. Wie kann man in diesem Kanal fischen wollen, frage ich Sie?«

»Was hat das damit zu tun?«

»Wäre es klug, sie bei Tageslicht herzubringen, frage ich Sie nochmals? Glauben die Leute bis jetzt nicht, daß sie in Brüssel ist?«

Daran hatte Monty nicht gedacht.

»Mir kommt ein Gedanke! Ein sehr guter Gedanke! Der Verstand des alten Narren Oberzohn funktioniert zeitweilig ausgezeichnet. Heute morgen hat mir ein Freund ein Theaterbillett geschickt. Sie müssen sie heute abend ins Theater mitnehmen. Bei Sonnenuntergang ist es immer ein wenig neblig, und ihr könnt das Haus ganz gut in einem Auto verlassen. Gegenwärtig werde ich einen Mann abschieken, der die Aufmerksamkeit dieses Beobachters auf sich lenkt, dann werde ich sie ins Haus bringen, und Sie können sie dann sprechen.«

»Ich werde sie erwarten.« Montague war hartnäckig in diesem Punkte.

Und er wartete auch. Bis ein halb wahnsinniges Mädchen eine Stunde später in das Zimmer und in seine Arme flog.

Dr. Oberzohn beobachtete dieses Wiedersehen ohne jede Spur von Bewegung.

»Das ist ein hübscher Anblick – für mich, der ich so bald heiraten werde«, bemerkte er und ließ die beiden allein.

»Monty! Unmöglich für mich, heute nacht in dieses Hundeloch zurückzukehren! Sie muß einmal allein bleiben! Und – Monty – sie ist kein übles Mädchen, aber sie weiß nicht, daß sie 'nen Haufen Geld wert ist.«

»Hast du mit ihr darüber geredet?« fragte er ärgerlich. »Ich habe dir doch gesagt ...«

»Nein, ich habe ihr nur ein paar Fragen gestellt. Man kann nicht Tag und Nacht in einem Loch wie diesem zusammengeworfen sein, ohne daß man miteinander spricht. Nicht wahr? – Monty! Bist du todsicher, daß ihr nichts passieren kann?«

Monty räusperte sich.

»Das Schlimmste, was ihr passieren kann, ist, geheiratet zu werden.«

Sie riß ihre Augen weit auf bei seiner Erklärung.

»Will denn jemand sie heiraten?«

»Oberzohn! Ja!«

»Der alte Kerl!« höhnte sie.

Wieder fiel es ihm schwer zu reden.

»Ich habe es mir durch den Kopf gehen lassen, Süßes. Heiraten bedeutet doch schließlich nicht *alles* für jeden.«

»Mir würde es aber 'nen Haufen bedeuten!« sagte sie ruhig.

»Nehmen wir einmal an, ich heiratete sie!« platzte er heraus.

»Du?« Sie trat erschrocken einen Schritt von ihm zurück.

»Nur ein ... Well, das ist die Wahrheit, Johanne. Es mag vielleicht der einzige Weg sein, ihr Geld in unsere Finger zu bekommen. Du bist doch nun schon einmal mit drin in der Sache, und du weißt doch, was du mir bedeutest. Eine Heirat, eine Heirat pro forma, für ein Jahr oder zwei und dann eine Scheidung. Dann könnten wir, du und ich, zusammen fortgehen als Mann und Frau.«

»O Monty, du wirst das doch nicht tun?«

»Ich weiß noch gar nicht, was ich tun werde.«

»Aber das doch nicht!« betonte sie und hängte sich ihm an den Hals.

»Wir werden noch heute abend darüber sprechen. Der Alte hat uns Theaterbilletts gestiftet. Wir wollen im Westen 'nen

Bissen Abendbrot essen und weitergehen. Und es kommt wahrhaftig nicht drauf an, ob uns jemand sieht, denn sie wissen sehr genau, daß du nicht in Brüssel bist. Was für ein merkwürdiges Parfüm hast du denn an dir?«

Johanne lachte; sie vergaß für den Augenblick das ernsthafte Problem, dem sie gegenüberstand.

»Räucherkerzen!« antwortete sie. »Die Luft wird so schwül in dem Raum und so schlecht. Und ich fand die Dinger im Vorratsraum bei den Nahrungsmitteln. Im Grunde war es verrückt, die Dinger anzuzünden, denn wir hatten den ganzen Raum voll von Rauch. Aber jetzt ist der Rauch fort. Monty, wenn man eingesperrt ist, begeht man so verrückte Sachen«, erklärte sie ernst. »Ich glaube nicht, daß es mir möglich ist, dorthin zurückzukehren.«

»Geh nur morgen zurück!« Er bettelte fast. »Es ist ja nur auf zwei, drei Tage, und für mich steht ein Haufen auf dem Spiel. Besonders jetzt, da Oberzohn Pläne hat.«

»Aber nicht wahr, du denkst doch nicht mehr daran, sie zu heiraten?«

»Wir werden das heute abend beim Essen besprechen. Ich glaubte, du würdest dich für den Schlag begeistern können«, fügte er verlogen hinzu.

Johanne mußte in ihr Gefängnis zurück, um einige ihrer Sachen zu holen. Sie fand Mirabelle lesend auf ihrem Bett liegend; das junge Mädchen begrüßte Johanne mit einem Lächeln. »Nun? Ist Ihre Gefangenschaft zu Ende?« Johanne zögerte.

»Eigentlich nicht. Werden Sie es übelnehmen, wenn ich heute nacht nicht hier bin?«

Mirabelle schüttelte den Kopf. Um aufrichtig zu sein, sie war froh, daß sie allein sein konnte. Sie war den ganzen Tag über gezwungen, das Weinen und Klagen des gänzlich umgewandelten Mädchens über sich ergehen zu lassen, und sie

empfand, daß sie das nicht noch einmal vierundzwanzig Stunden ertragen könnte.

»Sie werden es mir gewiß nicht übelnehmen, wenn ich Sie allein lasse?«

»Nein, selbstverständlich nicht. Ich werde Sie natürlich vermissen«, fügte Mirabelle hinzu. »Wann werden Sie zurückkehren?«

Das Mädchen schnitt eine kleine Grimasse. »Morgen.«

»Sie haben natürlich keine Lust, zurückzukommen?! Ist es Ihnen gelungen, Ihren ... Ihren Freund zu überreden, mich ebenfalls herauszulassen?«

Johanne schüttelte ihren Kopf.

»Er wird das nicht tun. Nicht bis ...« Sie sah Mirabelle an. »Sie sind nicht verlobt? Oder doch?«

»*Ich?* Nein. Ist das ein anderes Märchen, das Sie gehört haben?« Mirabelle sprang lachend vom Bett auf. »Eine reiche Erbin! Und verlobt?«

»Nein, sie sagen nicht, daß Sie verlobt sind.« Johanne beeilte sich, den unrichtigen Eindruck zu verbessern. In ihrer Stimme klang echte Bewunderung, als sie sagte: »Sie sind ein großartiges Mädchen! Wenn ich in Ihrer Haut wäre, würde ich bibbern wie Espenlaub. Und Sie sind so munter, als ob Sie zum Begräbnis einer reichen Tante gingen.«

Sie wußte nicht, wie nahe ihre Gefährtin an diesem Tage einem Zusammenbruch gewesen war, und Mirabelle, die sich jetzt stärker und wohler fühlte, hatte auch keine Lust, ihr das zu sagen.

»Sie sind wunderbar!« wiederholte Johanne kopfnickend. »Ich wünschte, ich hätte Ihre Courage.«

Dann kam sie in einem plötzlichen Impuls näher und küßte das junge Mädchen.

»Seien Sie nicht böse auf mich!« bat sie und war fort, ehe

Mirabelle antworten konnte.

Der Doktor wartete in der Fabrik auf sie.

»Der Spion ist zur Kanalbrücke hinaufgegangen. Wir können jetzt gehen. Außerdem«, fügte er mit Genugtuung hinzu, »kann er nicht über hohe Mauern sehen.«

»Was ist das für ein Gerücht von Mirabelle Leicesters Heirat?« fiel sie ihn an.

»So! Er hat es Ihnen gesagt? Hat er Ihnen auch gesagt, daß er sie heiraten wird?«

»Ja, und ich will Ihnen was sagen, Doktor. Ich würde es lieber sehen, er heiratete sie, als daß Sie sie heiraten.«

»So!«

»Ja! Ich möchte lieber, irgend jemand sonst heiratet sie, nur nicht Ihre ›Schlange!«

Oberzohn blickte sich hastig um. Sie hatte das Wort ganz unbewußt gebraucht und ohne jeden Gedanken an seinen Doppelsinn.

Ein bestürztes »Oh!« entfuhr ihr, als sie sah, was sie angerichtet hatte.

»Ich meinte Gurther.«

»Well, ich wußte schon, daß Sie Gurther meinten«, sagte er steif.

Um zu dem Hause zu gelangen, mußten sie einen Halbkreis um die Fabrik machen und zwischen der Kanalmauer und dem Gebäude selbst hindurchgehen. Der gerade Weg hätte sie in eine Grube geführt, in die die Trümmer von Jahren geworfen worden waren, und die die Natur in ihrer Güte unter einem grünen Mantel wilder Winden verbarg. Es war bezeichnend für den Platz, daß der einzige schöne Anblick auf dem Gelände gänzlich versteckt lag.

Sie waren gerade im Begriff, um die Ecke der Fabrik zu biegen, als der Doktor haltmachte und zu der hohen Mauer

hinauf sah, deren Rand mit zerbrochenem Glas besät war. An der Innenseite der Mauer auf der harten Oberfläche des Mörtels sah man Spuren eines Instruments.

»So!« meinte der Doktor.

Er unterwarf die Spuren an der Mauer einer Prüfung.

»Warten Sie!« befahl er und hastete nach der Fabrik zurück. Als er wiederkehrte, hatte er in jeder Hand eine große rostige Fußangel.

Die zweite der Fallen stellte er auf dem Fußweg zwischen Mauer und Fabrik auf.

»Nun wollen wir mal sehen!« rief er.

»Vorwärts!«

Monty hatte ungeduldig auf das Mädchen gewartet. Der große Wagen war ihr zu Ehren herausgeholt worden, und der mürrisch aussehende Chauffeur hatte seinen Platz am Steuer bereits eingenommen.

»Was ist denn mit dem Chauffeur los?« fragte Johanne. »Er sieht so unglücklich aus, daß ich gar nicht verwundert wäre, zu hören, daß man heute morgen seine Mutter gehängt hat.«

»Er hat sich mit dem alten Mann überworfen«, erklärte Monty. »Oberzohn hat zwei Chauffeure. Morgens sehen sie sich überall um. Der andere Chauffeur hätte seinen Dienst um drei Uhr übernehmen sollen und hat sich nicht gezeigt. Er war der bessere Chauffeur von beiden.«

Der Chauffeur schien jedes Loch im Gelände aufzusuchen, und während der nächsten fünf Minuten klammerte Johanne sich abwechselnd entweder an die Lehne oder an Monty. Sie waren erlöst, als der Wagen schließlich ein Schienengleis fand und dann geräuschlos der Halle zuglitt.

Die Drei gingen langsam an den hübschen Portalen des Meroklubs vorüber und erhaschten durch die verhängten Fenster einen Blick auf gedämpftes Licht, auf dekolletierte Frauen und Männer in Frack und Smoking und hörten die Klänge eines Orchesters, das einen Wiener Walzer spielte.

»Ich möchte unsere Hanne mal sehen«, äußerte Gonsalez.
»Sie ist doch nicht zu euch gekommen!? Oder doch?«

»Sie kam schon, aber ich habe sie nicht gesprochen«, erwiderte Manfred. »Von dem Augenblick an, in dem sie das Theater verläßt, darf sie nicht außer acht gelassen werden!«

»Ich habe bereits dahingehende Vorkehrungen getroffen.«

»Digby übernimmt seinen Posten um Mitternacht«, fiel Manfred ein.

»Er ist 'runter zu Oberzohns gegangen, um sich über die Örtlichkeiten zu orientieren. Er könnte sich gehörig in die Nesseln setzen, wenn er das Kanalufer erst in der Dunkelheit erforschen wollte. Und Sommer wie Winter ist das Wasser immer in Nebel gehüllt.«

Sie erreichten Praters-Theater so rechtzeitig, daß die Schlangen vor den Einlaßtüren noch immer nicht eingelassen waren.

Das Theater war eins der besten Londons. Obwohl es eine ganze Reihe von Bankrotten hinter sich hatte, hatte sich doch das Blättchen gewandt, und das neue Kriminalstück zog ganz London herbei.

»Das hier ist die Tür zur Bühne«, bemerkte Leon, »und das hier sind die Notausgänge.«

»Warum nimmst du denn auf einmal ein solches Interesse am Theater selbst?« fragte Poiccart.

»Weil ich Manfreds Meinung bin«, antwortete Gonsalez bedächtig. »Wir hätten Newtons Auto in Fitzreeves-Garten wartend finden müssen und nicht Oberzohns. Und die Nebenumstände sind etwas verdächtig.«

Die Türen zum Parterre und zur Galerie waren nun geöffnet; die Schlange bewegte sich langsam auf den Eingang zu. Die ›Drei‹ beobachteten, wie das große Gebäude die Theaterliebhaber verschlang, ehe sie zur Vorderfront des Gebäudes zurückkehrten.

Es war kurz vor halb neun, als Manfred Oberzohns Wagen in dem Gewühl aufblitzen sah, und augenblicklich hielt er vor dem Theatereingang. Erst stieg Johanne und dann Monty Newton heraus, und beide verschwanden im Eingang.

Gonsalez dachte, er habe das Mädchen noch niemals so strahlend gesehen. Sie besaß die Farben und Formen der Jugend, und obwohl die Wählerischen vielleicht ihre gewagte Toilette beanstandet hätten, konnte der größte Nörgler doch den angenehmen Eindruck nicht bestreiten.

»Schade! Sehr schade!« bemerkte Leon auf Spanisch. »Außerordentlich schade! Ich habe genau dasselbe Gefühl, wenn ich einen Block vollkommensten Marmors in den Händen eines Grabsteinherstellers zur Häßlichkeit verstümmelt sehe.«

Manfred streckte seine Hand aus und zog ihn in den Schatten. Ein lahmer Mann stieg aus einem Auto. Er stieg aus, bezahlte den Chauffeur und hinkte in die Vorhalle.

Die ›Drei‹ sahen, daß er sich hinauf in den ersten Rang wandte. Später, als sie ihre Plätze im Parkett einnahmen, sah Leon, als er hinaufblickte, das blaßbärtige Gesicht und bemerkte, daß er den letzten Sitz in der vordersten Reihe innehatte.

»Ich bin dem Mann irgendwo begegnet«, sagte er nervös. »Nichts ärgert mich so sehr, als wenn ich vergesse, wo ich ein Gesicht gesehen habe.«

Wenn Gurther nur gewußt hätte, daß er den Gipfel seines Ehrgeizes erreicht hatte! Er hatte der schärfsten Prüfung des gerissensten Detektivs der Welt standgehalten und war unerkannt geblieben.

Gurther hatte in diesen Tagen viel gegrübelt. Er hatte – und zwar auf Kosten seines körperlichen Wohlbefindens – seine verhängnisvollen Gewohnheiten beschnitten, damit sein Kopf in dieser Zeit ganz klar sei. Denn, wenn er am Leben bleiben sollte, war es notwendig, daß sein Kopf klar blieb. Die Gefangene im Keller beschäftigte seine Gedanken. Ebenso, daß Oberzohn das Risiko auf sich nehmen wollte, sie zu heiraten. Gurther empfand, daß seine Stellung zu Oberzohn anders geworden war. Er war jetzt der Vertraute Oberzohns und darum seinesgleichen. Und als solcher konnte man auch eines Tages der Herr werden. Gurther begann Licht zu sehen.

Ehe er nicht selbst seinen Platz im Theater einnahm, hatte er dem Herrn und der Dame am Ende der Loge nicht einen einzigen Blick zugeworfen.

Johanne war glücklich – glücklicher, als sie sich erinnerte, jemals gewesen zu sein. Vielleicht war das die Rückwirkung ihrer unfreiwilligen Gefangenschaft. Sicher war es Montys zögernd gegebenes Einverständnis, seine Pläne zu ändern, das sie so jauchzen machte. Monty hatte den durchsichtigen Vorwand einer Vernunfttheirat fallengelassen; und damit war der letzte Hinderungsgrund zur Freude zerstreut. Mochte Oberzohn das Mädchen heiraten, wenn er wollte, und eine so schwere Verantwortung auf sich nehmen, wie sie diesem Schritte folgen mußte. Monty Newton wollte alles, was er wollte, ohne Gefahr erreichen. Und als er bei diesem Entschluß angelangt war, hatte er eine weitere Flasche Sekt bestellt, um ihren Bund zu besiegeln, und sie verließen den Mero-Klub als ein viel glücklicheres Paar, als sie ihn betreten hatten.

»Sobald wir dieses Geld hereingebracht haben, machen wir, daß wir aus England herauskommen«, sagte er, als sie nach dem

Theater fuhren. »Was meinst du zu einem Winter in Buenos Aires, Mädels?«

Wo Buenos Aires war, wußte sie nicht, aber sie kicherte bei dem Vorschlag vor Vergnügen. Und Monty verbreitete sich über die Freuden des südamerikanischen Sommers, die Schönheiten von Buenos Aires, dessen Lustbarkeiten und Vergnügen.

»Ich nehme natürlich nicht an, daß irgend etwas Widriges eintritt. Aber wäre es nicht 'ne nette Idee, eine Reise um die Welt zu machen und in achtzehn Monaten zurückzukommen, um sich dann in London niederzulassen? Meine stürmische Vergangenheit würde um diese Zeit vergessen sein, ja, ich könnte sogar Parlamentsmitglied werden.«

»Wie großartig!« hauchte sie. Und gleich darauf: »Wovon handelt das Stück eigentlich, Monty?«

»'n bißchen Sensationsstück! Für dich gerade passend! Eine Kriminalgeschichte, die dir die Haare zu Berge stehen lassen wird.«

Sie besaß das krankhafte Interesse eines Gassenjungen an Mord und Verbrechen, kuschelte sich in ihren Sitz mit dem Gefühl angenehmer Erwartung und beobachtete die Entwicklung des ersten Aktes.

Dieser Akt spielte in einem Klub, einem Vergnügungsort, wo sich die verkommensten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft trafen; Johanne trank jedes Wort in sich hinein, denn dieses Leben kannte sie; diesen Typ protzig gekleideter Frauenzimmer, die da über die Bühne schwankten und vom Besitzer des Lokals vertraulich begrüßt wurden, hatte sie gesehen. Sie kannte diesen stahläugigen Detektiv, der so forsch auftrat. Dieses Weib war sie selbst. Selbst diesen einem lebenden Leichnam ähnlichen Vagabunden kannte sie, der sich schleichend der Tür näherte; das war ein menschliches Raubtier, ein Wolf, der floh, sobald er des Polizisten ansichtig wurde.

Die ›Drei‹, die in der ersten Parkettreihe saßen – wie Leo

Gonsalez sich diese Eintrittskarten gesichert hatte, war eins der wenigen wichtigen Geheimnisse dieses Tages –, sahen sie, und einer von ihnen wenigstens fühlte sein Herz sich zusammenkrampfen.

Monty strahlte vor Vergnügen. Er hatte genügend getrunken, um eine rosenrote Ansicht von der Welt zu haben, und war sogar bis zu einem gewissen Grade an dem Stück interessiert, obwohl das Vergnügen seines Mädels ihm das Hauptvergnügen war. Er bestellte Eis für sie in der ersten Pause.

»Du wirst ja ein richtiger Theaternarr, Kleine. Da muß ich dich mal zu anderen Vorstellungen mitnehmen! Ich hatte ja gar keine Ahnung, daß du das Zeug gern hast.«

Sie holte tief Atem und sah ihn lächelnd an.

»Wenn du bei mir bist, dann habe ich alles gern.« Sie hielten sich verliebt bei den Händen, bis es dunkel wurde und der Vorhang aufging.

Ein Rechtsanwaltsbüro! Der Rechtsanwalt einer von jenen, die andauernd in Gefahr waren, aus ihrem Stand ausgestoßen zu werden. Er hatte einen seiner Klienten betrogen, mit dem er ›Geschäfte‹ gehabt hatte, der zu langer Zuchthausstrafe verdonnert worden, aber entkommen war. Nun waren Gerüchte aufgetaucht, daß der Entkommene Australien verlassen habe, daß er wieder in London sei, und daß er seine Gelegenheit abwarte, um den Mann zu vernichten, dessen Verrat verantwortlich für seine Gefangennahme war.

Auf diese Szene reagierte das Mädchen sofort. Sogar Monty beugte sich vor, als die alten vertrauten Ausdrücke seines Gewerbes über die Bühne schallten.

»Es stimmt alles!« sagte er, »– nur – es ist ein bißchen zu realistisch! Alles in allem geht man doch nicht ins Theater, um ...«

Er hielt inne, weil er einsah, daß Verhältnisse und Situationen, die ihm vertraut waren, Neues genug für ein erstklassiges

Publikum boten. Beim Aufflammen der Lichter sah er sich im Zuschauerraum um; plötzlich fuhr er zurück und packte sie am Arm.

»Sieh dich einen Augenblick nicht um!« bat er, seine Augen abwendend, »später wirf einmal einen Blick auf die erste Parkettreihe! Siehst du jemand Bekanntes?« Sie sah jetzt hin.

»Ja! Das ist der Mensch, den du so haßt, nicht? – Gonsalez?«

»Sie sind alle ›Drei-da‹, sagte Monty. »Ich möchte wissen ...« Er wurde unruhig bei dem Gedanken. – »Ich möchte wissen, ob sie hinter dir her sind.«

»Hinter mir? Von mir können die nichts wollen, Monty.« Er schwieg.

»Ich bin doch froh, daß du heute nacht nicht an jenen Platz zurückkehrst«, meinte er etwas später. »Sie würden dich sicher verfolgen.«

Später dachte er, daß es ein zufälliges Zusammentreffen sei, daß die überhaupt hier waren. Sie schienen keinerlei Interesse an ihrer Loge zu haben, sondern schwatzten und lachten untereinander. Nicht ein einziges Mal erhoben sie ihre Augen zu der Brüstung, an der er saß. Nach einer Weile gewann er seine Sicherheit wieder, obwohl er im Grunde doch froh war, als das Stück weiterging.

In diesem Akt gab es zwei Szenen. In der ersten Szene spielte die Handlung in einer Polizeistation, im zweiten in dem Rechtsanwaltsbüro. Der Mann war betrunken, und der Detektiv hatte ihn gewarnt, daß der ›Hexer‹ hinter ihm her sei. Und dann gingen auf einmal sämtliche Lichter auf der Bühne aus, und der ganze Zuschauerraum befand sich in Dunkelheit. Das gehörte zum Stück. Während dieser Finsternis sollte der bedrohte Rechtsanwalt unter den Augen der anwesenden Polizei ermordet werden.

Monty und Hanne horchten in gespanntem Schweigen; das Mädchen beugte seinen Kopf vor, versuchte die Dunkelheit mit

seinen Blicken zu durchdringen und lauschte dem fesselnden Dialog, der von der Finsternis der Bühne schallte. Jemand war im Zimmer – eine Frau –, und man hatte sie ertappt. Sie glitt aus der Umklammerung des Detektivs und verschwand. Und als die Rampenlichter aufblitzten, war sie fort. »Was ist passiert, Monty?« flüsterte Hanne. Monty antwortete nicht. »Glaubst du...?«

Sie sah sich nach ihm um. Sein Kopf lag auf der plüschbedeckten Brüstung der Loge. Sein Gesicht, das ihr zugewandt war, war grau; die Augen geschlossen, und seine Zähne zeigten sich ihr in einem scheußlichen Grinsen. »Monty!« schrie sie. »Monty!«

Sie schüttelte ihn. Wieder durchschnitt ihr Schrei die Luft. Zuerst dachte das Publikum, eine Frau sei durch die Spannung der Bühnenvorgänge zu hysterischen Anfällen gebracht worden. Dann standen ein oder zwei Leute von ihren Sitzen auf und sahen zu ihr herauf.

»Monty! Sprich doch! Er ist tot! Er ist tot!« Drei Sitze in der ersten Parkettreihe waren leer. Die hysterischen Schreie des Mädchens machten es unmöglich, das Stück weiterzuspielen. Schnell senkte sich der Vorhang.

Das Haus kochte vor Aufregung. Jedes Gesicht war der Loge zugewandt, wo sie an der Seite des toten Mannes kniete und ihn mit ihren Armen umschlungen hielt. Die Todesangst in ihrer Stimme war nervtötend.

Die Logentür sprang auf. Manfred stürzte herein. Ein einziger Blick auf Monty Newton genügte; er brauchte keinen anderen zu tun.

»Bringt das Mädchen 'raus!« sagte er kurz. Leon versuchte sie aus der Loge zu ziehen, aber sie schrie Mord.

»Sie haben es getan! Sie haben es getan! Lassen Sie mich zu ihm!«

Leon hob sie auf und trug sie aus dem Raum, während sie

wild auf sein Gesicht losfuhr.

Der Direktor kam längs des Ganges gelaufen, und Leon gab ihm mit einem Ruck seines Kopfes die Richtung der Loge an. Und dann kam von irgendwoher eine Frau.

»Darf ich mich um sie kümmern?« fragte sie, und das erschöpfte Mädchen brach in ihren Armen zusammen. Gonsalez flog nach der Loge zurück. Der Mann lag auf dem Fußboden, und der Direktor stand an der Logenbrüstung und redete das Publikum an.

»Der Gentleman ist in Ohnmacht gefallen, und ich fürchte, seine Freundin hat ihre Nerven verloren. Ich muß Sie wegen dieser Störung um Entschuldigung bitten, meine Damen und Herren! Wenn Sie uns eine Minute Zeit geben, um die Loge zu schließen, wird das Stück weitergehen. Falls sich ein Arzt hier befinden sollte, würde ich ihm dankbar sein, wenn er sich herbemühen wollte.«

Zwei Ärzte kamen, und im Gang, der nun von einem Polizeikommissar bewacht wurde, wurde eine hastige Untersuchung vorgenommen. Sie untersuchten die beiden winzigen Punkte im Nacken und sahen dann einander an.

»Die *Schlange*!« rief der eine.

»Das Publikum darf es nicht erfahren«, sagte Manfred. »Er ist natürlich tot?«

Der Arzt nickte.

Im Gang befand sich ein großer Notausgang; der Direktor stieß ihn auf, lief auf die Straße hinaus und fand ein Auto, in das Monty Newton hineingehoben wurde.

Während dies vor sich ging, kam Poiccart zurück.

»Sein Wagen ist eben fortgefahren. Ich sah sein Nummernschild, als er nach Leslie-Road einbog.«

»Wie lange ist das her?« fragte Gonsalez hastig.

»Eben in diesem Augenblick.«

Leon biß sich nachdenklich auf die Lippen.

»Ich möchte gern wissen, warum er nicht gewartet hat.«

Er ging durch den Notausgang zurück, der wieder geschlossen wurde, und dann den Durchgang hinauf, der zum Eingang führte. Die Loge befand sich auf derselben Höhe wie der erste Gang, und das Ende des kurzen Ganges brachte ihn bis in den ersten Rang selbst.

Und dann kam ihm der Gedanke an den lahmen Mann, und seine Blicke suchten den ersten Sitz in der vordersten Reihe, der auch den Logen am nächsten war. Der Mann war fort.

Gerade als er diese Entdeckung machte, löste sich Manfred aus dem Durchgang.

»Gurther war's! Was für ein Narr ich war! Aber wie schlecht angefangen!«

»Gurther?« fragte Manfred betroffen. »Meinen Sie den Mann mit dem Klumpfuß?«

Leon nickte.

»Natürlich war er nicht allein«, sagte Gonzalez. »Es müssen zwei oder drei von der Bande hier gewesen sein. Ich möchte gern wissen, wohin der Direktor das Mädchen gebracht hat.«

Er fand den Direktor, wie dieser den traurigen Vorfall mit zwei anderen erörtere, einer davon war offenbar vom Bühnenpersonal.

Gonzalez winkte den Direktor beiseite.

»Die Dame? Ich glaube, die ist nach Hause gegangen. Sie hat das Theater verlassen.«

»In welcher Richtung ging sie fort?« fragte Gonzalez in plötzlichem Erschrecken.

Der Direktor rief einen Dienstmann, der eine Frau mittleren Alters mit einem weinenden jungen Mädchen aus dem Theater hatte kommen sehen. Sie waren beide die Seitenstraße auf das kleine Viereck zugegangen, das sich auf der Hinterseite des

Theaters befand.

»Sie hat sie vielleicht in ihre Wohnung in Chester-Square gebracht«, sagte Manfred, aber seine Stimme verriet, daß er selber nicht recht daran glaubte.

Leon hatte sein eigenes Auto nicht mitgebracht, sie fuhren daher in einem Mietsauto nach Chester-Square. Fred, der Diener, hatte von Hanne weder etwas gehört noch gesehen und fiel beinahe in Ohnmacht, als er das tragische Ende seines Herrn erfuhr.

»O mein Gott!« stöhnte er. »Und heute nachmittag noch jung und frisch! *Tot*, sagen Sie?«

Gonsalez nickte.

»Doch ... doch nicht die Schlange?« stammelte der Mann.

»Was wissen Sie von der Schlange?« forderte Manfred streng.

»Nichts, außer ... außer daß die Schlange ihn sehr nervös machte. Er sagte mir noch heute, er hoffte, daß er über diese Woche hinkäme, ohne von der Schlange gebissen zu werden.«

Er wurde eingehendst befragt, aber obwohl es klar war, daß er etwas von den Handlungen seines Herrn wußte, hatte der Diener doch keinerlei Beziehungen zu der Bande Oberzohns.

Fred bezog ein großes Gehalt und eine Tantieme von den Erträgnissen der Spielabende bei Monty und bekannte, daß es zu einem Teil seiner dienstlichen Pflichten gehörte, seinem Herrn unter dem Deckmantel, Getränke hereinzubringen, Karten zuzuschmuggeln. Aber von schlimmeren Dingen wußte er nichts.

Die Frau war natürlich eine Eingeweihte, die aufgestellt war, um sich des Mädchens zu bemächtigen, sobald die Schlange zupackte. »Ich befand mich in einer solchen Gemütsverfassung, daß ich mich nicht einmal erinnere, wie sie aussah«, bekannte Leon. »Ich bin ein Narr, ein Idiot. Ich glaube, ich fange an, alt zu werden. Es bleibt uns nur etwas übrig, und das ist, nach

Curzon-Straße zurückzufahren. Vielleicht, daß dort ...«

»Haben Sie denn jemanden im Hause zurückgelassen?«

Leon nickte.

»Ja, ich ließ einen unserer Leute da, um Telefongespräche aufzunehmen.«

Sie bezahlten die Droschke, als sie bei sich vorfuhren, und Leon stelzte nach der Garage, um den eigenen Wagen zu holen. Der Mann, der ihnen öffnete, war derselbe, der oben in der Heavytree-Farm geknebelt worden war.

»Digby ist hier, Herr!« berichtete er.

»Digby?« Manfred war überrascht. »Ich dachte, er täte Dienst?«

»Er traf unmittelbar, nachdem Sie fort waren, hier ein. Wenn ich gewußt hätte, wo Sie sich aufhielten, würde ich ihn zu Ihnen geschickt haben.«

Digby kam in diesem Augenblicke aus dem Wartezimmer, eine Entschuldigung auf den Lippen.

»Ich mußte mit Ihnen sprechen, Herr; es tut mir leid, daß ich meinen Posten verlassen habe.«

»Ich glaube nicht, daß Sie viel verloren haben«, entgegnete Manfred ernst. »Kommen Sie mit hinauf und erzählen Sie mir alles!«

Digbys Bericht klang seltsam. Er war an diesem Nachmittag zum Kanalufer gegangen, um das Gelände zu sondieren, das ihm vollständig unbekannt war.

»Es war mir auch lieb, daß ich das getan habe. Denn die Mauern waren oben mit Glasscherben bestückt. Ich ging nach Old-Kent-Weg hinauf und kaufte eine Gartenharke und brach den Mörtel los, so daß ich, falls ich das wünschte, übersteigen konnte. Und dann kletterte ich um die Schleuse und besah mir Oberzohns Apfelkahn. Es war niemand in der Nähe zu sehen, obwohl ich glaube, daß sie mich später bemerkt haben. Es ist ein

ziemlich großer Leichter, aber in einem fürchterlichen Zustand. Der Laderaum ist voll von Ladung. Wissen Sie das, Herr?«

»Sie meinen?«

»Das hintere Ende, wo der Leichterführer zu wohnen pflegt, ist voll von Ratten und Wasser. Aber vorn ist das Fahrzeug wasserdicht, und dort befindet sich auch was Schweres. Darum liegt das Fahrzeug auch mit seinem Vorderende im Schlamm. Ich war bei der Wasserpolizei und kenne mich in Flußfahrzeugen aus.«

»Kamen Sie hierher, um mir das zu sagen?«

»Nein, Herr, aber etwas Ungewöhnliches. Später besah ich mir die Fabrik. Es ist nicht leicht, dorthin zu kommen. Der Eingang liegt dem Hause gegenüber, aber um hinzugelangen, muß man halb um das Gebäude herum, und das gibt einem halbwegs Deckung. In der Fabrik selbst konnte ich nichts Auffälliges entdecken. Es war ein fürchterlicher Trümmerhaufen, voll von altem Eisen und verbrannten Kisten. Ich war um die Rückseite des Gebäudes herumgegangen, als ich einen eigentümlichen Duft wahrnahm.«

»Parfüm?«

»Ja, Herr! Parfüm! Aber stärker. Mehr wie – wie Weihrauch. Ich dachte, es könnte vielleicht einer von den Ballen Zeugs sein, das da hinausgeworfen war, oder es konnte eine Sinnestäuschung sein. Ich begann in dem Schutthaufen herumzustochern, aber der roch nicht nach Parfüm. Dann ging ich wieder in das Gebäude zurück, aber dort war überhaupt kein Geruch. Dagegen wurde er sehr stark, als ich an die Rückseite des Gebäudes kam. Und darauf sah ich eine dünne Rauchspirale aus einem dicht am Erdboden befindlichen Ventilator heraufsteigen. Mein erster Gedanke war, daß es dort brannte; aber als ich niederkniete, bemerkte ich, daß es dieser Duft war.«

»Räucherkerzen?« fragte Poiccart schnell. »Das war's! Wie Weihrauch! Und doch nicht ganz. Ich kniete nieder und horchte

an dem Rost, und ich möchte fast darauf schwören, daß ich Stimmen hörte. Sehr schwache Stimmen.«

»Männerstimmen? «

»Nein, Frauenstimmen.«

»Konnten Sie etwas sehen?«

»Nein, Herr, es war ein sogenannter blinder Ventilator. Wahrscheinlich befand sich eine Röhre dort, denn ich warf einen Stein durch eines der Löcher und hörte ihn nach einiger Zeit zu Boden fallen.«

»Vielleicht befindet sich ein unterirdischer Raum dort«, bemerkte Poiccart, »und jemand hat Räucherkerzen angezündet, um die Luft zu verbessern.«

»Unter der Fabrik? In dem Bauplan des Gebäudes existiert ein solcher Raum nicht«, sagte George. »Ich hatte ihn mir vom Vermessungsbüro geliehen und geprüft. Pläne von Geometern sind ja allerdings nicht unbedingt richtig. Und ein Mann wie Oberzohn würde sich keine Minute bedenken, ein so unwichtiges Ding wie eine baupolizeiliche Vorschrift zu übertreten.«

In diesem Augenblick trat Leon ein, hörte die Geschichte und stimmte mit Poiccart's Ansicht überein.

»Damals, als wir diese Pläne sahen, fragte ich mich, ob wir diese Pläne als endgültig ausschlaggebend anzusehen hätten. Das Lagerhaus wurde gegen Ende 1914 gebaut, als Architekten und Baumeister den Krieg vorschützten und sich große Freiheiten erlaubten.«

Digby fuhr in seiner Erzählung fort.

»Ich war im Begriff, zum Leichter zurückzugehen, um an der Schleuse vorbeizukommen, aber ich sah den Alten die Stufen des Hauses herunterkommen; deshalb kletterte ich auf die Mauer, und ich war sehr froh, daß ich das zerbrochene Glas an jener Stelle entfernt hatte, denn sonst würde ich wohl niemals

hinübergekommen sein.«

Manfred zog seine Uhr; seine Stirn legte sich in Falten. Fast eine Stunde hatten sie mit ihren Nachforschungen in Chester-Square verloren.

»Ich hoffe nur, wir kommen nicht zu spät«, sagte er ahnungsvoll.

»Jetzt, Leon ...!«

Aber Leon war die Treppe in drei Sätzen hinuntergesprungen.

26

Wahnsinnig vor Schmerz hörte und sah Johanne nichts, wußte nicht, was man mit ihr anfang und duldete es daher willenlos, daß man sie schnell in das Dunkel einer Nebenstraße führte. Und sie wurde nicht einmal gewahr, daß es Oberzohns riesige Limousine war, die da neben dem Bürgersteig hielt, »rein!« befahl ihr das Weib barsch.

Johanne wurde zur Tür hineingedrängt und von jemandem, der sich bereits im Wageninnern befand, zum Sitz geleitet.

Sie war klagend in einer Ecke zusammengesunken, als auch schon der Wagenschlag zuflog und das Auto sich in Bewegung setzte.

»Das gnädige Fräulein muß ihren Kummer unterdrücken!« sagte eine ihr verhaßte Stimme.

Johanne fuhr herum und starrte, ohne etwas zu sehen, in die Richtung, aus der die Stimme kam.

Die Vorhänge des Wagens waren sämtlich zugezogen; im Wageninnern herrschte pechrabenschwarze Nacht.

»Sie ... Sie *Vieh!*« schnappte sie. »Sie sind es also? Gurther! Sie mörderisches Vieh!«

Sie führte einen schwachen Schlag nach ihm; er packte sie am Handgelenk.

»Das gnädige Fräulein muß gütigst ihr Leid unterdrücken«, riet er sanft. »Herr Newton ist nicht tot. Es war nur eine kleine List und nur angewandt, um unberufene Dreinmischer zu täuschen.«

»Du lügst! Du lügst!« schrie sie, während sie versuchte, diesen Fäusten von Stahl zu entgehen. »Er ist tot! Und du weißt, daß er tot ist! Und du hast ihn getötet! Du Schlangenkerl!«

»Das gnädige Fräulein muß mir glauben!« bemerkte Gurther ernst.

Sie fuhren durch einen belebten Stadtteil, und jeden Augenblick konnte ein Polizist ihre Schreie hören.

»Wenn Herr Newton sich nicht totgestellt hätte, wäre er gefangengenommen worden. Er kommt in dem nächsten Wagen hinter uns.«

»Sie wollen mich bloß beruhigen! Ich werde aber nicht still sein!«

Dann stahl sich eine Hand über ihren Mund und zwang ihren Kopf gegen die Kissen. Sie wehrte sich verzweifelt, aber zwei Finger glitten über ihr Gesicht und drückten ihre Nasenflügel zusammen. Sie war am Ersticken. Sie kämpfte, um sich von seinem eisernen Griff loszumachen, und glitt in Bewußtlosigkeit. Gurther fühlte, wie die sich Wehrende in sich zusammensank, und ließ seine Hände los.

Sie fühlte den Stich der Nadel nicht an ihrem Handgelenk, obwohl die Injektion in der Dunkelheit und der hin und her schwankenden Limousine nur ungeschickt ausgeführt werden konnte. Er fühlte ihren Puls, seine langen Finger drückten sich an ihre Kehle und fühlten den Schlag der Halsschlagader; er stützte sie so mit Kissen, daß sie nicht umsinken konnte, dann lehnte Herr Gurther sich behäbig in die Ecke des Wagens und zündete sich eine Zigarre an.

Die Fahrt war bald vorüber. Nach kurzer Zeit holperten sie über die Henkerstraße und bogen so unvermittelt in das Fabrikgrundstück ein, daß sich eins der Schutzbleche bei dem Zusammenstoß mit dem Torpfeiler verbog.

Ungefähr zwei Stunden mußten nach dem Fortgehen ihrer Gefährtin verfließen sein, als Mirabelle, die halb im Schlaf auf ihrem Bette lag, durch das Geräusch ihres zu Boden fallenden Buches aufwachte.

Sie setzte sich schnell auf und begegnete dem sich festsaugenden Blicke eines Mannes, den sie von allen Männern der Welt am meisten haßte.

Dr. Oberzohn war lautlos in den Raum eingetreten; er hatte eine Anzahl Bücher unter dem Arm.

»Ich habe Ihnen diese mitgebracht«, sagte er in seiner brummigen Stimme und stapelte die Bücher hübsch auf dem Tisch auf.

Sie antwortete nicht.

»Frivole Sachen! Solche, wie Sie sie mögen«, fuhr er fort, ohne eine Ahnung zu haben, daß darin eine Beleidigung lag. »Ich habe den Buchhändler beauftragt, sie für Sie auszusuchen, Abenteurergeschichten und Liebesgeschichten. Das wird Ihren Geist beschäftigen, *mir* würden sie nur hellen Blödsinn bedeuten.«

Sie stand schweigend da, hatte ihre Hände auf dem Rücken gefaltet und beobachtete ihn.

Er sah sauberer aus als sonst, hatte seinen Gehrock an, den er am ersten Tage ihres Zusammentreffens anhatte – wie lange schien das her! –, sein Kragen war gestärkt und weiß, und wenn seine Krawatte greller war, als man sie für gewöhnlich an einem korrekt gekleideten Manne beobachten kann, so wurde ihr Wert dadurch vervollständigt, daß sie neu war.

Er hielt in seiner Hand ein kleines, fest zusammengebundenes

Blumenbukett, dessen Stiele in Stanniolpapier gewickelt waren. Eine Krause von weißem Papier erhöhte dessen Ansehnlichkeit.

»Das ist für Sie!«

Er hielt ihr das Bukett mit einem Ruck hin.

Mirabelle sah die Blumen, aber nahm sie nicht. Er schien in keiner Weise dadurch außer Fassung gebracht, weder durch ihr Schweigen noch durch die Feindseligkeit, die in ihrer Haltung lag. Er legte die Blumen auf den Bücherstapel, verschränkte die Hände vor sich und wandte sich wieder ihr zu.

Er war aus irgendeinem Grunde nervös. Seine Stirn runzelte und glättete sich abwechselnd mit lächerlich wirkender Schnelligkeit.

Sie beobachtete gespannt seine Gesichtsverrenkungen.

»Für jeden Mann kommt einmal der Augenblick, in dem ihm der Gedanke an häusliches Glück verführerisch dünkt. Auch an einen gelehrten Geist, der von seinen kolossalen Problemen in Anspruch genommen wird, tritt das Verlangen nach Familie und die Sehnsucht nach dem Hafen der Ehe heran.«

Er schwieg einen Augenblick, wie wenn er eine Antwort auf seine Banalitäten von ihr erwartete.

»Nur die Menschen selbst«, fuhr er fort, als sie schwieg, »haben ein Gesetz geschaffen, daß von einem gewissen Alter ab ein Mann nur ein Weib des gleichen Alters freien solle. Aber die Geschichte hat bewiesen, daß glückliche Ehen zwischen einem alten Manne und einer jungen Frau nichts Seltenes sind.«

Sie sah ihn bestürzt an. Sollte das eine Werbung sein? Die Idee war unglaublich, beinahe empörend.

Er mußte die sie beherrschenden Gedanken, ihren Abscheu, die Empörung, die sie erfüllten, in ihrem Gesicht gelesen haben, dennoch fuhr er unverfroren fort: »Ich bin ein Mann von großen Reichtümern. Sie sind ein Mädchen von beträchtlicher Armut. Ich hatte Sie eines Tages in Ihrem armseligen Heim gesehen, ich

sah Sie, gnädiges Fräulein, wie eine Lilie zwischen Unkraut wachsen. Mein Herz flog Ihnen zu, und aus diesem Grunde brachte ich Sie nach London und opferte viele tausend Pfund, um mir das Vernügen Ihrer Gegenwart zu verschaffen.«

»Sie brauchen nicht weiter zu gehen, Doktor Oberzohn!«

Ihre Stimme klang ruhig. »Wenn das ein Heiratsantrag sein soll, wie ich gezwungen bin, anzunehmen ...«

Er nickte eindringlich mit dem Kopfe.

»Das war meine ehrenhafte Absicht.«

»Ich werde Sie unter keinen Umständen heiraten, Doktor. Auch nicht, wenn ich Ihnen unter den glücklichsten Verhältnissen begegnet wäre. Ihr Alter ...« – und beinahe hätte sie hinzugefügt »und Ihre Erscheinung« – »hat nicht das geringste mit meinem Entschluß zu tun. Ich liebe Sie eben nicht und habe Sie niemals geliebt, Mr. Oberzohn.«

»Doktor!« verbesserte er, und trotz ihrer traurigen Lage hätte sie darüber lachen können, daß er auf seinem Titel bestand.

»Mein junges Fräulein, ich kann Ihnen nicht auf die Art meines lieben, einzigen Bruders den Hof machen, der für Damen schwärmte und eine wunderbare Art hatte, mit ihnen umzugehen.«

Sie war erstaunt, von ihm zu hören, daß er überhaupt einen Bruder hatte, und es war fast eine Erlösung für sie zu wissen, daß er tot war.

»Unschuldig hingemordet, von den Händen böser, listiger Mörder! Gefällt im Frühling seines Lebens durch den Revolver des Meuchelmörders!«

Seine Stimme zitterte und brach. »Und für dieses heilige Leben werde ich eines Tages Rache nehmen.«

Es war nicht lediglich Neugierde, was sie trieb, zu fragen, wer ihn getötet hätte.

»Leon Gonzalez.«

Die Worte auf seinen Lippen knirschten wie eine Feile.

»Getötet! Ermordet! Und sogar sein schönes Bild in diesem schrecklichen Feuer zerstört! Wenn er das gerettet hätte, würde mein Herz ihm sanft entgegengeschlagen haben.«

Oberzohn hielt inne; augenscheinlich sah er ein, daß er sich von dem Zwecke seines Besuches entfernte.

»Überlegen Sie sich die Sache einmal, junges Fräulein! Lesen Sie die romantischen Bücher und die Liebesgeschichten, und dann werden Sie es vielleicht nicht für ein so schreckliches Schicksal halten, beim Mondlicht durch die Kanäle Venedigs zu fahren, mit dem Mond am Himmel und mit dem Gondoliere.«

Er wackelte sentimental mit seinem Kopfe.

»Es gibt kein Buch, das meine Ansicht darüber ändern könnte, Doktor. Ich verstehe nicht, warum Sie mir einen so außergewöhnlichen Vorschlag machen, aber ich würde lieber sterben als Sie heiraten.«

Seine grausamen Augen jagten ihr schnell einen Schrecken ein.

»Es gibt schlimmere Dinge als Tod, der doch nur ein Schlaf ist, viel schlimmere Dinge, junges Fräulein! Morgen werde ich Sie holen, und wir werden zusammen in ein Land gehen, wo Sie ›Ja‹ oder ›Nein‹ sagen werden, nach meinem Willen. Ich besitze viele – wie heißt es? – Heiratserlaubnisscheine! Ich bin ein zu kluger Mann, um mich vor eine einzige Möglichkeit zu stellen.«

Das war buchstäblich wahr; er hatte Bürgerpapiere von wenigstens vier Ländern, und in jedem dieser Länder hatte er Vorbereitungen zu seiner beabsichtigten Heirat getroffen.

»Weder morgen noch an irgendeinem anderen Tag«, rief das junge Mädchen aus. »Nichts in der Welt könnte mich dazu veranlassen!«

Seine Augenbrauen hoben sich beinahe bis an seine Haarwurzeln.

»So!« entgegnete er so bedeutungsvoll, daß ihr das Blut in den Adern erstarrte. »Es gibt schlimmere Männer als den Doktor.«

Er hob warnend seinen langen Finger. »Schreckliche Männer, mit einem schrecklichen Sinn. Sie haben doch Gurther getroffen; ja, ja! Sie haben ja mit ihm getanzt! Ein netter Mann – für Damen – nicht? Dennoch dieser selbe Gurther ... Ich will Ihnen etwas erzählen.«

Er setzte sich auf die eine Ecke des Tisches und fing zu erzählen an, bis sie sich ihre Ohren mit beiden Händen zuhielt und ihr bleiches Gesicht vor ihm verbarg.

»Dafür würden sie ihn getötet haben«, fuhr er fort, als sie ihre Hände wieder sinken ließ. »Aber Gurther war zu gerissen und die armen Bauern zu einfältig. Aber Sie werden daran denken! Oder etwa nicht?«

Er wartete nicht auf ihre Antwort. Mit einem steifen Bückling stelzte er aus dem Raum die Treppen hinauf. Der dumpfe Fall der Luke wurde hörbar und das unvermeidliche Gerumpel des schweren Fasses.

Er hatte ein Stück Arbeit vor sich, ein schweres Stück Arbeit für einen Mann, der keuchte, wenn er ein paar Stufen hinaufstieg. Und wenn auch vier seiner besten und verwegensten Leute in seinem Empfangszimmer bei – seinem – Whisky saßen und den kleinen Raum mit dem Qualm ihrer langen Zigarren erfüllten, zog er es doch vor, an diese Aufgabe, die er schon angefangen hatte, allein, ohne ihre Hilfe und ohne ihr Wissen heranzugehen, sobald die Nacht hereinbrach.

Am Rande der tiefen Höhlung, wo die wilden Winden zwischen leeren Dosen und Ölfässern wuchsen, befand sich ein Flecken Erde, der leicht unter dem Spaten nachgab.

Dr. Oberzohn nahm seinen Spaten, den er in der Fabrik zurückgelassen hatte, und gelangte zu einer Stelle, wo bereits ein langer Graben gegraben worden war. Der Doktor zog Rock

und Weste aus, knöpfte Kragen und Krawatte ab und legte beide auf seinen zusammengelegten Rock. Dann setzte er das Werk fort; ab und zu hielt er inne, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

Er mußte im Dunkeln arbeiten, aber das war kein Nachteil. Er konnte ja den Rand der Grube fühlen. In einer Stunde würde der obere Rand des Grabens in einer Höhe mit seinem Kinn sein. Er kletterte mit größerer Mühe hinauf, als er vorausgesetzt hatte, zog sich an, beleuchtete mit seiner Taschenlampe seine Arbeit und grunzte vor Befriedigung.

Er war sehr empfindlich für gewisse Luftströmungen. Er brauchte keine Belehrung über die Veränderungen, die sich im Benehmen seiner Untergebenen eingestellt hatten. Bei ihrer letzten Beratung war Gurther weniger willfährig gewesen, hatte sogar ohne besondere Erlaubnis in seiner Gegenwart geraucht geistesabwesend vielleicht, aber das Vergehen blieb.

Und Oberzohn, dem es in den Fingerspitzen gejuckt hatte, Gurther wegen der Frechheit zu backpfeifen, hatte seine Hand nicht erhoben. War es vielleicht der Blick in Gurthers Augen?

Oberzohn ließ seinen Spaten in einem Haufen ausgeworfener Erde stecken – er würde ihn ja wieder gebrauchen – und zwar bald. Es sei denn, daß Gurther versagte.

Merkwürdig, daß er bei dem letzten Auftrag Gurthers nicht an die Möglichkeit eines Mißlingens glaubte. Mr. Monty Newton war noch nicht mißtrauisch geworden, er würde noch nicht auf seiner Hut sein. Die Bereitwilligkeit, mit der er die Theaterbillets annahm, bewies, wie er in dieser Beziehung dachte.

Die vier Männer in Oberzohns Zimmer erhoben sich achtungsvoll bei seinem Eintritt. Das Zimmer war blau von Rauch, und Lew Cuccini brachte eine oberflächliche Entschuldigung vor. Man hatte ihn an jenem Morgen aus der Haft entlassen, denn Meadows hatte es schwierig gefunden, eine

Anklage zu formulieren, ohne sämtliche Handlungen der Polizei und die Rolle aufzudecken, die sie im Falle Mirabelle Leicester spielte.

»Wir müssen jetzt los, Doktor! Sie brauchen uns doch heute abend nicht mehr. Und ich möchte einen Schlag gegen den Kerl, den Gonzalez, führen. Wenn was auftaucht, vergessen Sie mich nicht!«

Oberzohn stand auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer. Er wußte, daß Cuccinis Aufstehen nicht nur das Zeichen war, daß die Tagesarbeit beendet war, sondern daß die Bande Geld brauchte.

Jeder Bandenführer wartete Mr. Oberzohn einmal in jeder Woche mit seiner Lohnliste auf. Dann brachte der Doktor gewöhnlich seine Kassette ins Zimmer und holte genügend aus ihr heraus, um seine Verpflichtungen dem Bandenführer gegenüber zu erledigen.

Es war eine große Kassette und, an einem Zahltag wie diesem bis an den Rand mit Banknoten und Schatzanweisungen gefüllt.

Er brachte diese Kassette und stellte sie auf den Tisch, prüfte den kleinen Papierstreifen, den ihm Cuccini gab, nahm ein Bündel Banknoten heraus und netzte Daumen und Zeigefinger.

»Sie brauchen sie nicht zu zählen!« sagte Cuccini. »Wir nehmen das Ganze.«

Oberzohn bemerkte, daß Cuccini seinen Browning lässig in der Hand hielt.

»Die Sache ist *die*, Doktor«, fuhr Cuccini kühl fort, »wir haben das Warnsignal gesehen, und wenn wir jetzt nicht machen, daß wir fortkommen, solange es leicht ist, wird es keinen Platz auf dieser kleinen Insel geben, auf dem wir's uns gemütlich machen können, und ich schätze, wir folgen am besten Gurtner.«

Der Doktor warf einen einzigen Blick auf die Waffe und

nahm das Zählen wieder auf, als ob nichts geschehen wäre.

»Zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig ...«

»Na, nu hören Sie auf damit!« befahl Cuccini grob. »Ich sage Ihnen: Sie brauchen nicht zu zählen.«

»Mein Freund, ich ziehe es vor, zu wissen, wieviel ich verliere. Die Neugierde ist doch verzeihlich.«

Er erhob die eine Hand nach der Wand zu, wo ein Stück Schnur hing, und zog sachte daran, ohne seine Augen von den Banknoten zu nehmen.

»Was machen Sie? Hände hoch!« zischte Cuccini.

»Schießen Sie, ich bitte darum!« Oberzohn warf ein Bündel Banknoten auf den Tisch.

»Hier ist eure Bezahlung!«

Er schlug den Deckel der Kassette zu. »Nun sollt ihr gehen wenn ihr gehen könnt. Hört ihr sie?«

Er erhob seine Hand, und an die gespannt aufhorchenden Ohren der Männer schlug ein leiser, raschelnder Laut, der draußen aus dem Gange kam und sich anhörte, als ob jemand ein Stück Pergament auf dem Fußboden schleifte.

»Hört ihr das? Nun geht, wenn ihr könnt!« wiederholte Oberzohn mit erstaunlicher Ruhe.

»Die Schlangen?« hauchte Cuccini; sein Gesicht wurde blaß, und die Hand, die die Waffe hielt, zitterte.

»Erschieß sie doch, mein Freund!« höhnte Oberzohn. »Wenn du sie siehst, erschieß sie! Aber Sie werden sie nicht zu Gesicht bekommen, mein Tapferer. Kein Auge wird sie gehen noch kommen sehen. Vielleicht liegen sie hinter einem Bild, vielleicht warten sie, bis die Tür geöffnet wird, und dann?«

Cuccinis Mund wurde trocken.

»Rufen Sie sie fort, Doktor!« rief er zitternd.

»Ihren Revolver ... auf den Tisch!«

Noch immer war der raschelnde Laut hörbar. Cuccini zauderte eine Sekunde, gehorchte dann und nahm die Banknoten an sich.

Die anderen drei Männer waren am Kamin zusammengehockt, ein lebendes Bild der Angst.

»Öffnen Sie die Tür nicht, Doktor!« bat Cuccini. Aber Oberzohn hatte bereits die Klinke ergriffen und heruntergedrückt.

Sie hörten, wie sich eine andere Tür öffnete und das Knacken des Lichtschalters im Gang, als das Licht aufflammte. Dann kam der Doktor wieder.

»Wenn ihr jetzt gegangen seid, wünsche ich euch nicht wieder zu sehen. Bin ich nicht ein Mann, dem alle Geheimnisse offen liegen? Das solltet ihr doch wissen!«

Cuccini schielte vom Doktor nach der Tür.

»Wünschen Sie, daß wir gehen?« fragte er verstört.

Oberzohn zuckte die Achseln.

»Wie ihr wollt. Ich wollte eigentlich, daß ihr heute nacht hier bei mir bleiben solltet – es gibt viel Arbeit und viel Geld für euch.«

Die Männer sahen unruhig von einem zum anderen.

»Wie lange wollen Sie, daß wir bleiben sollen?« fragte Cuccini.

»Nur diese Nacht, wenn ihr es nicht vorzieht ...«

Heute nacht mußte die Krisis kommen. Oberzohn hatte das eingesehen, seit dieser Morgen angebrochen war.

»Wir werden bleiben. Wo schlafen wir?«

Als Antwort bat Oberzohn sie, ihm in das Laboratorium zu folgen. In der Mauer ihnen gegenüber war eine schwere Eisentür, die in ein festes Lagerhaus mündete. Dort hielt er die verschiedensten Gegenstände, Öl und Spiritus, für seine Autos und den kleinen Gasmotor, der einen kleinen Dynamo im

Laboratorium in Bewegung setzte. Dieser versorgte ihn unabhängig vom Außenstrom mit elektrischer Kraft.

Drei lange, schwer vergitterte Fenster befanden sich gerade unter der Decke.

»Sieht mir mehr wie die Verdammtenzelle aus!« murmelte Cuccini argwöhnisch.

»Befinden sich die Riegel innerhalb der Verdammtenzelle?« fragte Oberzohn. »Und gibt euch der gute Wärter den Schlüssel, wie ich ihn euch gebe?«

Cuccini nahm den Schlüssel.

»All right!« erwiderte er ungnädig. »Hier sind'n Haufen Decken, Boys! Ich schätze, Sie wollen uns dort haben, wo die Polizei nicht nachsieht, was?«

»Das ist allerdings meine Absicht«, antwortete der Doktor. Oberzohn schloß die Tür hinter ihnen und ging in sein Arbeitszimmer zurück; sein breiter Mund zuckte vor Vergnügen. Er zog wieder an dem Strick und schloß den Ventilator, den er geöffnet hatte.

Erst vor einigen Tagen hatte er entdeckt, daß sich dürre Blätter in der Röhre des Ventilators befanden und raschelten, sobald die Einlaßöffnung auf war.

27

Oberzohn hörte das Schnurren des Motors, und als er aus dem Fenster der Diele blickte, sah er die verschwommenen Lichter des Wagens sich dem Hause nähern und schaltete das Licht der Diele aus.

Dort wartete er in der Dunkelheit, bis sich die Tür der Limousine öffnete und Gurther heraussprang.

»Ich melde gehorsamst, daß es geschehen ist, Herr Doktor!«

Oberzohn nickte.

»Und Hanne, wo ist sie?«

»Im Wagen. Soll ich sie hierherbringen? Sie war sehr widerspenstig, und ich mußte die Spritze anwenden.«

»Tragen Sie sie herein ... Sie!« bellte Oberzohn den Chauffeur an. »Helfen Sie Ihrem Freund!«

Zusammen hoben die beiden das bewußtlose Mädchen auf, trugen es aber nur bis an die Stufen. Denn in diesem Augenblick entschied sich Oberzohn dafür, daß Johanne in ihr Gefängnis zurückkehren müsse.

Zuerst schickten sie den Chauffeur fort. Nachdem er gegangen war, trugen die beiden Johanne gemeinschaftlich nach der Fabrik und machten dabei, wie es Gurther schien, einen ganz überflüssigen Umweg; aber der kürzeste Weg dorthin führte an dem klaffenden Loch vorüber, das Oberzohn mit großem Eifer gegraben hatte.

Mirabelle horchte auf. Die Falltür ging mit dumpfem Schlag auf. Mit einem schneller schlagenden Herzen hörte Mirabelle das Geräusch von die Steinstufen herunterkommenden Schritten.

Zwei Leute, sagte sie sich, und sie gingen schwer, wie unter einer Last.

Ein unbestimmtes Gefühl verriet ihr, daß das, was sie da hereintrugen, Johanne sei. Johanne im Abendkleid, das Gesicht bleich wie der Tod, die Augen geschlossen. Mirabelle dachte nichts anderes, als daß das Mädchen tot sei, als man es auf das Bett legte.

»Du hast ihr zuviel gegeben, Gurther!« behauptete Oberzohn.

Gurther! durchfuhr es Mirabelle.

Sie hatte ihn nicht wiedererkannt. Unmöglich zu glauben, daß der da der frische, junge Mann sei, der am Künstlerball mit ihr getanzt hatte!

»Ich mußte die Injektion im Finstern ausführen, Herr

Doktor«, entschuldigte sich Gurther.

Sie sprachen in einer Mirabelle unbekannten Sprache. Sie sah darauf Gurther ein kleines flaches Kästchen aus der Tasche ziehen; diesem entnahm er ein Röhrchen mit kleinen braunen Kapseln. Eine davon löste er in Wasser auf und füllte mit der Lösung eine Spritze. Dann jagte Gurther die Nadel in Johannes Arm.

»Nun wird sie bald aufwachen, Herr Doktor!«

Mirabelle sah Gurther nicht an, aber sie empfand, daß seine Augen heiß auf ihr hafteten, und daß er sie die ganze Zeit anstarrte.

Und nun wußte sie, daß dieser der Mann war, den sie fürchten mußte. Wie eine kalte Hand griff es an ihr Herz.

»Das genügt, Gurther!« Oberzohns Stimme klang scharf. »Du brauchst nicht länger hierzubleiben.«

Auch Oberzohn hatte in Gurthers Blicken gelesen. Gurther stetzte gehorsam aus dem Raum; der Doktor folgte.

Noch ehe Mirabelle die Falltür sich schließen hörte, war sie mit einem Becken voll Wasser und einem nassen Handtuch an des Mädchens Seite. Sobald das Wasser ihr Gesicht berührte, öffnete Johanne ihre Augen und starrte mit einem wilden Blick auf die über ihr hängende Decke. Dann rollte sie sich vom Bett auf ihre Knie, versuchte auf ihre Füße zu kommen, schwankte und wäre gefallen, wenn Mirabelle sie nicht gestützt hätte.

»Sie haben ihn! Meinen Jungen haben sie mir genommen! Totgemacht wie einen Hund!«

»Was ...? Doch nicht Mr. Newton?« stammelte Mirabelle erschrocken.

»Gemordet! Ja! Monty! Monty!«

Und dann begann Johanne zu schreien und den Raum auf und ab zu rennen wie eine Wahnsinnige.

Mirabelle wurde es ganz elend zumute bei diesem Anblick;

seelisch und körperlich elend; sie hielt Hanne auf, versuchte sie zu beruhigen. Aber Johanne war vollständig verstört, halb irre. Die erste Injektion und jetzt das Gegengift schienen sich vereinigt zu haben, um ihr die letzte Spur von Selbstbeherrschung zu rauben. Und nicht eher, als Johanne völlig erschöpft zusammenbrach, war es Mirabelle möglich, sie zum Bett zu schleppen und sie daraufzulegen.

Montague Newton tot! Wer hatte ihn getötet? Wer waren diese ›Sie‹, von denen Johanne stammelte?

Dann mußte Mirabelle an Gurther und seine befremdende Verkleidung denken: das weiße Hemd zerdrückt und zerknittert, selbst sein Bart zerzaust in dem Kampfe mit dem erregten Mädchen.

Verzweifelt rannte Mirabelle die Steinstufen hoch und versuchte die Falltür zu heben. Umsonst!

Sie mußte fort von hier, sofort!

Johanne stöhnte fürchterlich. Mirabelle setzte sich an ihre Seite und versuchte sie zu beruhigen. Johanne schien in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit gesunken zu sein. Außer ihren Schluchzern äußerte sie keinen Laut, kein verständliches Wort.

Eine halbe Stunde verging – die längste und fürchterlichste halbe Stunde ihres Lebens.

Dann hörte sie ein Geräusch.

Das mußte sogar bis zu dem Bewußtsein dieses halb wahnsinnigen Mädchens gedrungen sein, denn es riß seine Augen weit auf, klammerte sich an Mirabelle fest und setzte sich auf.

»Er kommt«, flüsterte sie, bis zu den Lippen entfärbt, »kommt! Der Schlächter kommt!«

»Um Gottes willen, sprechen Sie nicht so!« bat Mirabelle, fast selbst außer sich vor Furcht.

Da kam es – im Vorraum – ein schleichendes Schlürfen von

Füßen.

Mirabelle starrte auf die geschlossene Tür. Die Anstrengungen der Spannung warfen sie fast in Ohnmacht. Dann sah sie die Eisentür aufgehen; erst kam eine Hand, dann der Rand eines Gesichts. Gurther warf ihr einen schielenden Blick zu.

Sein Bart war fort, seine Perücke ebenfalls; er kam ohne Kragen und hatte sein fleckiges Alltagsjackett über das weiße Hemd gezogen.

»Ich will dich!« redete er Mirabelle an.

Ihre Zunge klebte am Gaumen; sie schwieg.

»Mein hübsches, kleines Fräulein!« begann er. Da warf sich Johanne mit einem Schrei über ihn.

»Mörder! Mörder! Vieh!« schrie sie und hämmerte wild auf sein Gesicht los.

Mit einem Fluche wollte er sie von sich fortschleudern, aber sie klammerte sich an ihn; tierhaft – wahnwitzig – mit kaum einem Rest von Menschlichkeit in ihr.

Endlich schleuderte er sie ab. Und hob schützend einen Arm vor das Gesicht, als sie sich wieder auf ihn stürzte. Diesmal war sie unter seinem Arm durch und wie ein Blitz durch die Tür.

Er hörte ihre flinken Füße auf den Steinstufen und wandte sich zur Verfolgung.

Die Falltür stand offen. Er stolperte im Dunkeln über den Fußboden der unheimlichen Fabrik. Gerade als sie das Freie erreichte, griff er nach ihr, aber vergeblich. Flink wie ein Wild schoß sie davon; aber er war noch schneller als sie; und plötzlich schloß sich seine Hand um ihre Kehle.

»Es wäre besser, wenn's mit dir aus wäre, meine Freundin!« sagte er. Seine Finger schlossen sich enger um ihre Kehle.

Als sie sich wand, um ihm zu entgehen, tat er einen Schritt.

Dann gab es einen bissig schnappenden Laut; etwas packte

ihn an seinen Beinen. Folternder Schmerz quälte ihn maßlos. Er lockerte seinen Halt um ihre Kehle, hielt aber ihren Arm krampfhaft fest. Er warf sie mit aller Macht gegen die Wand; sie fiel in ein Häufchen zusammen. Dann bückte er sich und zwang die grausam gezackten Zähne der Fußangel auseinander, in die er getreten war, und zog sein Bein heraus.

Er blutete, sein Hosenbein war zu Fetzen gerissen. Er wartete gerade lange genug, um das Mädchen auf die Füße zu reißen, dann warf er es sich wie einen Sack über seine Schulter, ging zurück durch die Fabrik, die Stufen hinunter und warf es mit solcher Macht auf das Bett, das die Sprungfederbänder rissen. Das hatte eine sonderbare Wirkung auf das betäubte Mädchen, aber das sah er nicht, denn er hatte sich Mirabelle zugewandt.

»Dich will ich haben, mein kleines Täubchen!« keuchte er.

Blut rann von seiner verwundeten Wade, aber die Pein fühlte er nicht mehr. Er fühlte nichts als das wahnsinnige Verlangen, denen weh zu tun, die ihn verfolgten, wollte nichts als die Verkörperung roher und gräßlicher Träume.

Mirabelle stand da wie eine Salzsäule, jeder Bewegung unfähig.

Seine Hand schob sich unter ihr Kinn; er hob ihr Gesicht in die Höhe. Sie sah, wie die glitzernden, hungrigen Augen sie verschlangen, sah seine dünnen Lippen sich ihr mehr und mehr nähern – und konnte kein Glied rühren.

Sie hatte jedes Gefühl verloren und konnte nur, hypnotisiert durch die Schrecken des Augenblicks, in die Augen dieser Menschenschlange starren.

Und dann brach es mit einer kochenden Wut über ihn herein. Schmale Finger rissen an seinem Gesicht und blendeten ihn fast. Er wandte sich mit einem Wutgeheul um, aber die totenblasse Hanne war zum Ofen geflüchtet und hatte eine kurze Eisenstange aufgehoben, die man zum Feuerschüren zu benutzen pflegte.

Sie schlug nach ihm und fehlte ihn. Er wich ihr aus, sie warf die Stange nach ihm und fehlte ihn zum zweiten Male.

Das Eisen traf die grüne Kiste hinter dem Ofen. Brechendes Glas klirrte in den Aufruhr. Gurther entging das; er war nur mit dem Mädchen beschäftigt.

Mirabelle schloß die Augen und hörte nur den Schlag, der Johanne von seiner Hand traf.

Als Mirabelle die Augen wieder öffnete, lag Johanne auf dem Bett, und er war im Begriff, eine ihrer Hände mit seinem ledernen Leibriemen ans Bett zu fesseln.

Dann sah Mirabelle etwas, das ihr die stumm gewordene Zunge löste.

Gurther hörte sie schreien und drehte sich grinsend nach ihr um. Er blickte in dieselbe Richtung, in die er sie starren sah.

Und sah ...?

Etwas kam aus der zerbrochenen grünen Kiste gekrochen! Ein schwarzer, spatenartig geformter Kopf mit glitzernden kalten Augen, die die Szene mit tückischem Blick zu überfliegen schienen. Und dann kam Zoll auf Zoll ein dickes glänzendes Ding wie ein Gummitau langsam auf dem Fußboden geringelt, wand sich um sich selbst und erhob seinen flachen Kopf.

»O Gott! Sieh!«

Er drehte sich bei diesem Anblick um, immer dieses unbewegliche Grinsen im Gesicht, und sagte etwas in seinen dumpfen Kehllauten.

Die Schlange verhielt sich bewegungslos, den giftigen Blick zuerst auf das geängstigte Mädchen, dann auf den Mann gerichtet.

Gurthers Überraschung war dramatisch. Es war, als ob er einer Erscheinung aus einer anderen Welt gegenübergestellt worden sei.

Und dann schnellte seine Hand nach seiner Hüfttasche. Es gab

einen Blitz und einen das Trommelfell zerreienden Knall, der Mirabelle fast betäubte.

Die Waffe entsank Gurther und klirrte zu Boden. Sie sah Gurthers Arm steif ausgestreckt, und aus seinem Rock rmel ragte ein schwarzes Tau, das sich rund um seinen Handknöchel wand.

Die Schlange war den Ärmel hinaufgefahren. Das Tuch um seinen Bizeps herum ging stoßweise auf und nieder.

Gurther stand kerzengerade, er hielt den Arm noch immer ausgestreckt, grinste noch immer, seine Augen mit einem erstaunten Ausdruck auf den Knäuel um seinen Handknöchel gerichtet.

Und dann bewegte sich seine andere Hand langsam, packte den Schwanz und zog und zerrte wild daran. Die Schlange wandte sich mit einem wütenden Zischen und versuchte wieder zu beißen. Aber er erhob seine Hand und schmetterte ihren Kopf gegen den Ofen. Mit einem krampfartigen Zucken fiel das Reptil in die Asche.

»Gott im Himmel!« flüsterte Gurther, und seine freie Hand fuhr an seinem Arm hinauf und bef hlte ihn vorsichtig. »Sie ist tot, gnädiges Fräulein. Aber vielleicht ist noch eine andere da.«

Er schwankte zu der grünen Kiste hin und schob ohne Zögern seine Hand hinein.

Noch eine andere, eine größere Schlange, befand sich da, ärgerlich aus dem Schlaf gerissen.

Zweimal biß sie in den Handknöchel des Mannes, aber Gurther lachte, ein gurgelndes Lachen, als ob er das als Vergnügen empfan e. Denn er wußte, er war bereits so gut wie ein toter Mann.

Und in dem Augenblick und in der Sekunde seines Unterganges, als die gefürchteten Tore des Gerichts bereits weit offenstanden, war es über ihn gekommen, daß er mit *diesem*

einen reinen Flecken in seinem schmutzigen Dasein vor seinen Schöpfer treten wolle.

»Geh, Kleines!« rief er, in das dreieckige Gesicht grinsend, »du hast kein Gift mehr. Das ist alle!«

Er zwängte den sich windenden Kopf unter seinen Absatz. Mirabelle schloß die Augen und hielt sich die Ohren zu. Als sie wieder aufsah, stand der Mann an der Tür, hielt sich an dem Pfosten fest und glitt mit jeder krampfhaften Bemühung, sich aufrechtzuerhalten, mehr und mehr von seinen Füßen.

Wieder grinste er zu ihr hinüber, dieser Mann des Mordes, der seinen letzten Mord beging.

»Verzeihung, gnädiges Fräulein!« sagte er schwerfällig und brach in die Knie, den Kopf gegen die Tür gelehnt, während sein Körper langsam von einer Seite zur ändern taumelte, bis er schließlich mit dem Gesicht nach vorn zur Erde fiel.

Sie hörte Oberzohns kratzige Stimme von oben. Er rief Gurther und erschien im Augenblick in der Türöffnung; er hatte einen Revolver in der Hand.

»So!« sagte er, auf den Sterbenden hinunterblickend.

Dann erblickte er die Schlange. Seine Stirn legte sich in Falten.

Er blickte von Mirabelle zu dem Mädchen auf dem Bett, ging hin zu ihm, untersuchte es, aber wagte nicht, seine Fesseln zu lösen.

Mirabelle tat das. Mirabelle kühlte das zerschlagene Gesicht und löste Johanne das Kleid.

Da fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter.

»Komm!« befahl Oberzohn.

»Ich warte hier bei Johanne, bis ...«

»Sie kommen sofort, oder ich werde Sie meinen hübschen kleinen Freunden übergeben.«

Oberzohn zeigte auf die beiden Schlangen auf dem Fußboden, die sich krampfhaft bewegten.

Sie mußte über Gurther hinwegsteigen. Aber das schien leichter als an diesen zappelnden, glänzenden, schwarzen Tauen vorbeizukommen; ihre Hand in der Oberzohns, stolperte sie die finsternen Stufen hinauf und schließlich in die reine Nachtluft.

28

»Vorsicht! Fußangeln!« sagte Gonsalez. Der weiße Strahl seiner Lampe hatte das häßliche Ding entdeckt. Er schlug mit einem Knüttel darauf, und die Falle schnappte mit einem bissigen Laut zu.

»Hier ist schon eine zugeschnappt!« rief er, und untersuchte die Zähne der Fußangel. »Und was wichtiger ist, sie hat jemanden gefangen. Hier ist Blut daran.«

Manfred und Digby untersuchten den Erdboden sorgsam.

Dann hörte Manfred hastig Gonsalez' Atem gehen; der bückte sich von neuem und hob einen Fetzen Zeug auf.

»Von einem Mann«, sagte Leon. Und sein Aufatmen verriet die Furcht, die er hatte. »Jemand im Abendanzug und erst kürzlich.«

Leon besah seinen Finger. »Das Blut ist noch frisch.«

Digby zeigte ihm den Ventilatorrost, durch den er den Weihrauch wahrgenommen hatte.

»Wir wollen erst die Fabrik durchsuchen. Wenn das erfolglos ist, werden wir Oberzohns Führung erbitten, und wenn er es nicht gutwillig tun will, werde ich ihn dazu überreden.«

Bei dem zurückgeworfenen Schein der Lampe sah Manfred, daß Leon wieder so unerschütterlich war, wie er ihn früher gekannt hatte.

»Dieses Mal«, schloß Leon, »werde ich nichts versprechen. Meine Drohung wird unendlich sanfter sein als meine Ausführung.«

Sie kamen zu dem dunklen Eingang der Fabrik. Manfred warf einen Lichtkegel hinein.

»Hier werdet ihr sehr vorsichtig gehen müssen!« warnte er.

Sie kamen nur langsam vorwärts, denn sie wußten nicht, daß ein richtiger Weg zwischen den zackigen Enden von alten Eisen und Trümmern vorhanden war. Ein- oder zweimal machte Leon halt, um auf den Boden zu stampfen. Dann gab es jedesmal einen hohlen Klang.

Das Suchen dauerte lange und war schrecklich mühsam. Eine Viertelstunde verging, ehe Leons Lampe die umgekehrte Fliesenplatte und den gähnenden Eingang zu dem Gewölbe beleuchtete.

Er war der erste, der hinunterstieg. Als er den Fußboden erreicht hatte, sah er in dem Licht, das von dem Innenraum strahlte, die Umrisse eines Mannes, der, wie er glaubte, in der Türöffnung herumkroch, und deckte ihn mit seiner Waffe.

»Hände hoch!«

Die Gestalt gab keine Antwort, und Manfred lief auf sie zu. Das Gesicht lag im Schatten, aber er ließ seine eigene Lampe spielen und erkannte das starre Grinsen eines toten Mannes.

»Gurther!«

So also war er gestorben, bei seinem letzten Versuch, Hilfe zu holen.

»Die Schlange!« sagte Manfred kurz. »Aber es befinden sich keine Merkmale im Gesicht, soweit ich sehen kann.«

»Haben Sie sein Handgelenk gesehen, George?«

Dann sah Gonsalez das Mädchen auf dem Bett liegen; er erkannte Johanne, noch ehe er ihr Gesicht betrachtet hatte. Auf halbem Wege zu ihr glitt er auf etwas aus. Instinktiv fühlte er,

daß es eine Schlange war, und sprang herum, den Revolver schußbereit.

»Barmherziger Himmel! Sehen Sie nur!«

Er starrte von einem Reptil zum anderen.

»Tot!« sagte er. »Das erklärt Gurthers Tod.«

Schnell löste er Johannes Fesseln, hob ihren Kopf und horchte, sein Ohr an ihr Herz gedrückt, ob es noch schlug. Das Becken mit Wasser und der Schwamm erzählten eine Geschichte für sich selbst.

Wo befand sich Mirabelle?

»Sie ist natürlich fort«, bemerkte Manfred. »Sonst würde die Falltür oben nicht offen sein. Am besten ist, wir bringen das arme Mädel von hier weg und suchen alles ab, Digby, gehen Sie!«

Er hielt inne.

»Falls sich Oberzohn im Hause befinden sollte, dürfen Sie es nicht wagen, seine Aufmerksamkeit zu erregen!«

Aber das Mädchen bedurfte dringender Hilfe. Manfred hob es auf und trug es ins Freie, und unter Leons Führung kamen sie nach einer Fahrt, die beinahe mit einem gebrochenen Genick für Leon geendet hätte, bis auf wenige Yards an das Haus heran.

»Ich glaube«, bemerkte Gonzalez, »daß das Loch, in das ich eben fast untertauchte, absichtlich gegraben wurde. Und ich würde gar nicht überrascht sein, wenn es nicht als Dauerwohnung für den verstorbenen Mr. Gurther beabsichtigt worden wäre. Soll ich das Mädel tragen?«

»Nein, nein! Gehen Sie auf die Gasse! Poiccart mußte um diese Zeit mit dem Wagen hier sein.«

»Poiccart versteht mehr vom Zwiebelzüchten als vom Autofahren.«

Der Spott kam nicht von Herzen. Des Mannes Seele und Hirn suchten Mirabelle Leicester.

Sie mußten einen Umweg um den Zaun aus dickem Kupferdraht machen, der das Haus umgab, und erreichten später gerade Hangmans-Lane, als die Buglichter ihres Wagens auftauchten.

»Ich werde sie ins Hospital bringen und mich mit der Polizei in Verbindung setzen«, bemerkte Manfred. »Ich nehme an, daß es keine nähere Telefongelegenheit gibt.«

»Ich werde wahrscheinlich vom Hause aus telefonieren«, sagte Leon ernst.

Da, wo er stand, konnte er nicht feststellen, ob die Tür offen oder geschlossen war. Es befand sich kein Fenster über der Tür; es war daher unmöglich, zu sagen, ob der Gang im Haus erleuchtet war oder nicht. Das Haus lag in vollkommener Dunkelheit da.

Leon war so niedergeschlagen, daß er nicht einmal Poiccart Anweisungen gab, wie er zu fahren hatte, und der war offensichtlich durch die ihm aufgedrängte Pflicht so verlegen, daß er nur zu willig George das Steuer überließ.

Sie hoben das Mädchen in das Wageninnere, fuhren rückwärts ins Tor und behutsam die Gasse hinauf. Leon wartete ihre Abfahrt nicht ab, sondern kehrte zur Vorderfront des Wohngebäudes zurück.

Der Platz war finster. Er öffnete das Tor aus Drahtgitter und ging schweigend die Stufen hinauf. Er hatte die oberste Stufe noch nicht erreicht, als er sah, daß die Tür weit offenstand.

Seine Lampe zeigte ihm den Lichtschalter; er drehte das Licht an, schloß die Tür hinter sich und horchte.

Die erste Tür zur Rechten war Oberzohns Zimmer. Die Tür war angelehnt, aber das Licht brannte darin. Er stieß die Tür mit der Fußspitze auf. Das Zimmer war leer.

Die nächsten beiden Türen, die er von diesem Gange aus versuchte, waren zugeschlossen. Er stieg vorsichtig zu den

beiden Küchen hinunter und durchsuchte sie sorgfältig; keine lebende Seele.

Er wußte, daß ein Diener oder zwei im Haushalt waren, aber einen Umstand kannte er nicht: daß Oberzohn kein Schlafzimmer besaß. Und diese Tatsache entdeckte er im Laufe dieser Untersuchung. Eines der beiden Zimmer oben war augenscheinlich von der Dienerschaft bewohnt worden. Die Tür stand auf, das Zimmer war leer und in Unordnung. Ein grobes Nachthemd lag hastig hingeworfen und war auf zerwühlten Betten zurückgelassen worden. Oberzohn hatte seine Dienerschaft weggeschickt. Warum?

Eine halb aufgerauchte Zigarette befand sich am Rande eines roh gezimmerten Waschtisches; die Asche lag am Fußboden. In einem Schreibtisch war jedes Schubfach offen und leer, außer einem einzigen, das halb voll von Zeugflicken war. Wahrscheinlich rauchte die Köchin oder das Dienstmädchen. Er fand ein Paket Zigaretten unter einem Kopfkissen; das bestätigte seine Ansicht, und er schloß daraus, daß sie gemütlich zu Bett gegangen waren, ohne eine Ahnung, daß sie in die Nacht hinaus mußten.

Später erfuhr er, daß Oberzohn seine Diener abgeschoben hatte, nachdem er ihnen zehn Minuten zum Packen ihrer Sachen gegeben hatte. Als eine Entschädigung für die unwürdige Behandlung hatte er ihnen sechs Monate Lohn ausgezahlt.

Pfeiffers Zimmer war verschlossen; aber da Leon überzeugt war, daß das Haus leer war, brach er das schwache Schloß auf und durchsuchte alles, fand aber nichts.

Gurthers Zimmer befand sich in einer unglaublichen Unordnung. Augenscheinlich hatte er in Eile seinen Anzug gewechselt. Seine Schminkdosen, Puderquasten, Barte, falsches Haar und Spiritusflaschen standen und lagen auf dem Toilettentisch herum. Er erinnerte sich, mit einem Gefühl der Zerknirschung, daß er versprochen hatte, der Polizei zu

telefonieren. Aber als er versuchte, Anschluß zu bekommen, fand er, daß er keine Verbindung bekam. Das erschien ihm höchst sonderbar, bis er sich entsann, daß Meadows sich an jenem Abend entschlossen hatte, Oberzohns Haus von jeglicher telefonischer Verbindung abzuschneiden, und entsprechende Order gegeben hatte.

Es war ein sonderbar gebautes Haus. Er hatte sich dessen wirkliche Eigentümlichkeiten gar nicht so vorgestellt, bis er es in der Nähe untersucht hatte. Die Wände waren von ungeheurer Dicke. Dieser Umstand wurde ihm zu Gemüte geführt, als er das Fenster des Mädchenzimmers öffnete, um zu sehen, ob Digby in Sicht sei. Die Treppen waren von Stein. Die Fensterladen von Oberzohns Studierzimmer waren mit Stahl beschlagen. Er beschloß, bis zur Ankunft der Polizei eine Untersuchung der beiden verschlossenen Zimmer vorzunehmen. Die Öffnung des ersten machte ihm keine Schwierigkeiten. Es war ein großer Raum auf dem tatsächlichen Grundflächenniveau des Hauses. Man gelangte zu ihm, indem man sechs Stufen hinabstieg. Eine roh gezimmerte Bank lief die Seiten dieses unmöblierten Raumes entlang. Die Tür war von Stahl und verschlossen. Der Raum war staubig, aber nicht unsauber. Alles war in Ordnung. Die verschiedenen Apparate waren durch einen freien Zwischenraum reinlich geschieden. In einer Ecke sah er einen Gasmotor und einen Dynamo. Hier war nichts zu ergattern. Mit einem nochmaligen Rundblick verließ er das Laboratorium und versuchte, die zweite der geschlossenen Türen zu öffnen.

Dieses Zimmer war jedoch besser geschützt, sowohl was die Stärke der Tür als die verwickelte Konstruktion der Schlösser anbetraf.

Leon versuchte seine sämtlichen Schlüssel und gebrauchte dann sein letztes Mittel. Dieses bestand in drei Stahlstücken, die aneinandergeschraubt wurden und in einer Klaue endeten. Er hämmerte mit seiner Faust auf das Brecheisen, klemmte die Klaue zwischen Tür und Türrahmen, und in weniger als einer

Minute war das Schloß aufgebrochen. Leon Gonsalez sah sich in der fremdartigsten Gesellschaft, in der er sich jemals befunden hatte.

Der elektrische Wärmestrahler brannte. Die Luft im Raum war heiß und schwer und belästigte seine Kehle, wie sie die Kehle des dänischen Dienstmädchens belästigt hatte. Er schaltete sämtliche Lichter ein, und dann begann er seinen Rundgang.

Da waren zwei Reihen von Simsen; weit voneinander getrennt. Und jeder von ihnen trug eine Anzahl Kästen; welche davon waren in Tücher gewickelt, andere nicht. Alle Kästen hatten eine Vorderwand von Glas. Alle hatten Stahldeckel mit winzigen Luftlöchern, und in jedem ringelten sich in einem Nest von Wolle oder Stroh, je nach ihren Bedürfnissen, ein oder zwei Schlangen. Kobras waren da und Puffottern, zwei Klapperschlangen, anscheinend tot, aber, wie er annahm, schliefen sie nur. Da war eine südamerikanische *Fer de lance*, die unangenehmste ihrer Art; da lagen kleine Korallenschlangen, und in einer langen Kiste ein ganzes Nest winziger gelber Krebse, die aber, wie er wußte, Skorpione waren.

Er hob eben eine Flaneldecke von einem der Kästen, als eine Stimme hinter ihm ertönte: »Keine Bewegung, mein Freund! Ich glaube, ich kann Ihnen eine intimere Bekanntschaft mit unserer kleinen Familie versprechen!«

Leon drehte sich langsam um, die Hände hoch ausgestreckt.

Tod lauerte hinter ihm, erbarmungsloser, schnell eilender Tod. Wenn er eine seiner Hände hätte nach seiner Hüfttasche gleiten lassen, wäre das sein Ende gewesen.

Oberzohn stand da, ein wenig hinter ihm, und – mit bleichem Gesicht und weit aufgerissenen schreckensstarren Augen – Mirabelle Leicester.

Digby! – Wo war er nur? Er hatte ihn draußen gelassen.

Der Doktor untersuchte die aufgebrochene Tür und knurrte ärgerlich.

»Ich befürchte, meine Idee, Sie hier in das Zimmer einzusperren und alle diese Behälter aufzubrechen, damit Sie mit diesem stillen Volk besser bekannt werden, ist nicht gut. Das will ich lieber nicht. Dafür – Vorwärts! Marsch!«

Was beabsichtigte Oberzohn?

Leon schlenderte, anscheinend gleichgültig, los; aber Oberzohn hielt sich in anständiger Entfernung, seine Augen wie festgenietet auf den empfindsamen Händen, die sich so schnell bewegen und einen Revolver vorwärts schleudern und gleichzeitig mit einer einzigen Bewegung abfeuern konnten.

»Halt!«

Leon blieb stehen, gerade gegenüber der offenen Fronttür und den Stufen.

»Sie erinnern sich meines seligen Bruders, Leon Gonzalez? Und des großen Verlustes, den die Welt erlitt, als er so heimtückisch ermordet wurde?«

Leon stand, ohne zu zittern. Jetzt würde der Mann schießen. Jede Sekunde konnte eine Kugel krachend auf ihrem Todesweg dahergerast kommen. Das war eine eigentümliche Art, ein so reiches Leben zu enden. Er wußte, das Ende kam jetzt. Er hatte nur ein Bedauern darüber, daß dieses erschütterte Mädchen Zeuge einer so brutalen Handlung werden sollte. Er hätte gern ›Lebewohl‹ zu ihr gesagt, aber er fürchtete, sie zu erschrecken.

»Sie erinnern sich meines seligen Bruders?« Oberzohns Stimme war rauh vor Wut. Da fiel das Licht auf ein Gesicht.

»Digby! Bleiben Sie, wo Sie sind!« brüllte Leon.

Der Knall eines Schusses machte ihn munter. Er sah, wie das Ziegelwerk über der offenen Eingangstür aufspritzte, hörte einen kleinen Kampf und drehte sich, den Revolver in der Hand, hastig um, Oberzohn hatte das Mädchen vor sich geschoben, so

daß sie ihm vollständig Deckung gewährte; unter ihrem Arm sah seine Mauserpistole hervor.

»Laufen Sie!« rief sie Gonzalez zu.

Er zögerte eine Sekunde. Wieder krachte ein Schuß, und eine Kugel prallte von der Tür zurück. Leon konnte nicht feuern. Oberzohn verbarg sich so hinter dem Mädchen, daß nur ein Kunstschuß das Mädchen verfehlen und Oberzohn treffen konnte. Und dann, als der Doktor die Hand wegschleuderte, die sein Handgelenk festhielt, lief er die Stufen hinunter und verschwand in der Dunkelheit. Nach einer Sekunde schlug die Tür zu. Leon hörte das Verschieben der Riegel und das Klirren der großen Eisenstange.

Leon hatte das Gefühl, als ob sich die Tore einer Zitadelle vor ihm geschlossen hätten.

Dr. Oberzohn war unbeobachtet zurückgekehrt, obwohl die Nacht hell war. Er war durch die kleine Schleuse gefahren und hatte an dem kleinen Quai festgemacht.

Digby hatte, seinen Anweisungen entsprechend, eben einen sorgfältigen Rundgang durch das ganze Gelände gemacht und war in diesem Augenblick so weit von dem Leichter entfernt, als es nur möglich war. Oberzohn hatte unbehelligt das Haus erreicht. Das Licht in der Halle warnte ihn, daß jemand da sei. Wer? Wie viele? Das konnte er nicht erraten.

»Ziehen Sie Ihre Schuhe aus!« knurrte er in Mirabelles Ohr.

Sie gehorchte.

Was auch immer sich ereignete, er durfte die Verbindung mit ihr nicht verlieren, ihr keine Gelegenheit zur Flucht geben. Er packte ihren Arm mit der einen Hand und seine lange Mauserpistole mit der anderen, schlich sich leise in die Halle, horchte und stellte sofort den Eindringling fest.

Es geschah alles so schnell, daß Mirabelle sich an nichts erinnern konnte, außer an den verzweifelten Stoß, den sie

ausgeführt hatte, um die Waffe wegzuschlagen, die auf Leons Rückgrat gerichtet war. Sie stand stumm dabei, beobachtete den alten Mann, wie dieser die schwere Tür verschloß, und ging gehorsam von Raum zu Raum voran. Sie sah die langen Kästen in dem heißen Zimmer und schrak zurück. Und dann begann ein regelrechter Rundgang um das ganze Haus. Da waren noch Läden zu befestigen, Sehlöcher zu öffnen. Er schraubte die Läden an den Fenstern des Dienerzimmers fest und brach dann mit einem Hammer den Wirbel ab.

»Sie bleiben hier!« befahl er. »Ich weiß nicht, was sie anfangen werden. Vielleicht schießen sie. Ich bin auch ein Schütze.«

Nicht zufrieden mit dem Schloß, das Mirabelles Tür verschloß, ging er in seine Werkstatt, nahm ein Vorlegeschloß und opferte den größten Teil einer Stunde, um diese Sicherheitsvorrichtung an Mirabelles Tür anzubringen. Endlich hatte er das Werk beendet und konnte die Situation vier daran sehr interessierten Männern vorlegen.

Er schloß die Tür des massiven Anbaus auf, rief die niedergedrückten Banditen heraus und erklärte ihnen in sehr wenigen Worten die Lage und ihre Gefahr.

»Für jeden von euch hat die englische Polizei einen Haftbefehl! Ich mache euch nichts vor! Heute nachmittag war die Polizei hier. Ich sage euch, ich mache euch nichts vor! An mich können sie nicht ran, weil sie nichts über mich wissen, mir nichts beweisen können! Schlimmstenfalls marschiere ich für ein paar Jahre ins Gefängnis. Aber mit euch ist es was anderes!«

»Warten sie draußen auf uns?« fragte jemand mißtrauisch. »Denn wenn sie draußen sind, dann müssen wir schnell machen.«

»Ihr werdet nicht gehen! Weder schnell noch langsam!« befahl Oberzohn. »Von hier herausgehen bedeutet soviel wie Gefängnis für euch alle! Hierbleiben heißt, daß jeder von euch

frei ausgehen und mit Geld fortgehen wird, wenn ihr meinen Anweisungen folgt!«

»Was haben Sie für 'nen Plan?« fragte Cuccini. »Wollen Sie mit ihnen kämpfen?«

»Ganz gewiß werde ich das«, nickte Oberzohn. »Das ist mein Plan: Ich habe die junge Miss oben. Man wird ihr nichts zuleide tun wollen. Ich beabsichtige, das Haus zu verteidigen.«

»Denken Sie denn, daß wir's halten können?« fragte einer der verduztten Männer.

»Ich werde es so lange halten, bis sie müde sind und Verhandlungen vorschlagen.«

Cuccini kaute nervös an seinen Fingernägeln.

»Ich möchte ebensogern für ein Schaf wie für ein Lamm gehängt werden, Boss!« knurrte er. »Ich hab' so 'ne Idee, daß Sie uns hier in diese Patsche gebracht haben!«

»Dann sehn Sie zu, wie Sie 'rauskommen!« schnappte Oberzohn bissig. »Da ist die Tür! Geht, wenn ihr Lust habt! Draußen steht die Polizei! Verhandelt mit der! Vor einigen Tagen wart ihr in der Klemme. Wer hat euch geholfen? Der Doktor Oberzohn! Auf jeden von euch wartet lebenslängliches Zuchthaus. Und ich – kann mein Haus allein verteidigen. Bleibt bei mir, und ich werde jedem von euch ein größeres Vermögen geben, als ihr euch jemals habt träumen lassen. Und mehr als das, zuletzt werdet ihr frei ausgehen.«

»Wo ist Gurther?«

»Er wurde getötet – durch einen Unglücksfall!« Oberzohns Gesicht arbeitete nervös. »Durch einen Unglücksfall starb er«, erklärte Oberzohn, und obwohl er die Wahrheit sagte, überzeugte er die Leute nicht.

»Es bleibt uns jetzt nur übrig, einen Entschluß zu fassen.« Cuccini und seine Freunde berieten flüsternd. »Wie groß ist unser Anteil?« fragte er. Oberzohn nannte eine Summe, die sie

bestürzt machte. »Ich rede die Wahrheit. In zwei Tagen werde ich eine Goldmine besitzen, die Millionen wert ist.«

Er sah dabei aus, als ob er stets nur die Wahrheit gesprochen hätte; und er erzählte ihnen die Geschichte von dem Goldhügel ohne jeden Rückhalt. Seine Agenten in Lissabon hätten bereits vom Ministerium das Recht auf das Land und seine Mineralschätze erlangt. Und sobald die Uhr am 14. Juni zwölf schlug, ginge das Goldfeld von Biskara automatisch in seinen Besitz über.

»Auf einer Seite ist euch das Gefängnis sicher, auf der anderen viel Geld und Glück!«

»Wie lange werden wir hierbleiben müssen?« fragte Cuccini. »Ich habe Proviant für einen Monat; sogar Milch! Das Wasser werden sie uns wegen des Mädchens nicht abschneiden. Aus demselben Grunde werden sie die Tür nicht sprengen.«

Wieder hielten sie eine eilige Beratung und trafen dann ihre Entscheidung.

»All right, Boss, wir werden bleiben. Aber wir müssen unseren Anteil zugesichert erhalten.«

»Kommt in mein Arbeitszimmer, vorwärts!« befahl Oberzohn sofort.

Er war halb fertig mit dem Schreiben des Dokuments, als es polternd gegen die Tür donnerte. Oberzohn stand auf und gab ein Zeichen, zu schweigen.

Er schlich sich auf den Zehenspitzen an die Tür. »Ja! Wer ist da?«

»Öffnen! Im Namen des Gesetzes!« rief eine Stimme, an der er Meadows erkannte. »Ich habe einen Haftbefehl, der auf Sie lautet, und wenn notwendig, wird die Tür aufgebrochen werden.«

»So?« sagte Oberzohn, senkte die Mündung seiner Mauserpistole und feuerte zweimal durch den kleinen

Briefschlitz in der Tür.

29

Aber Meadows war schon aufmerksam gemacht worden, von der Briefkastenöffnung wegzugehen, und die Kugeln erreichten einen von den Eisenbahnviadukten, zu dem Unbehagen eines Bahnwärters, der sich beinahe in der Feuerlinie befand.

Meadows ging schleunigst die Stufen hinunter, um Deckung zu suchen. Innerhalb des Drahtzaunes wartete ein Dutzend Polizisten.

»Sergeant! Fahren Sie im Polizeiauto zur Station zurück und holen Sie Waffen!« befahl Meadows. »Das wird 'n langes Stück Arbeit.«

Gonsalez hatte eine sehr sorgfältige Besichtigung des Geländes veranstaltet und sofort erkannt, daß ein Angriff auf das Haus sehr schwierig wäre.

Das Wichtigste für ihn war, festzustellen, in welchem Zimmer das junge Mädchen gefangengehalten wurde. Nach seinem Dafürhalten mußte sie sich entweder in Gurthers oder im Dienerzimmer aufhalten.

Beim Lichte einer Laterne entwarf er schnell eine Skizze, wie die einzelnen Räume lagen, die er besucht hatte.

Meadows war fortgegangen, um mit der obersten Polizeibehörde zu telefonieren. Er hatte sich dafür entschieden, die telefonische Verbindung mit Oberzohn wieder herstellen zu lassen.

Die Aussprache mit dem Doktor war kurz und unbefriedigend. Oberzohn forderte Straflosigkeit für sich und seine Genossen. Und er bestand auf dieser Forderung in einer Weise, daß Meadows annahm, die Bande stände am Telefon um

Oberzohn herum.

»Ich will Ihre Leute nicht! Soweit ich dabei in Frage komme, können sie frei ausgehen!« rief Meadows. »Sagen Sie einem von ihnen, er solle ans Telefon kommen!«

»O nein!« bemerkte Oberzohn. »Das wollen wir lieber nicht machen. Es ist lächerlich, so was von mir zu verlangen!«

Er hängte an und erklärte der aufhorchenden Verbrecherbande, daß die Polizei ihm völlige Straflosigkeit zusichere, wenn er seine Leute ausliefere.

»Wie ich euch gesagt habe«, meinte er zum Schluß, »das ist nicht Doktor Oberzohns Art. Auf Kosten meiner *Freunde* will ich nichts gewinnen.«

Als Cuccini sich kurze Zeit danach in das Zimmer schlich, um sich mit der Polizeidirektion verbinden und sich den Bericht des Doktors bestätigen zu lassen, fand er, daß nicht nur die Verbindung abgeschnitten, sondern sogar ein Teil der elektrischen Leitung entfernt war.

Dr. Oberzohn verschaffte sich unter allen Umständen Sicherheit.

Die Nacht verlief ohne weiteren Zwischenfall. Polizeiersatzmannschaften trafen in der Nachbarschaft ein. Oberzohns Grundstück war abgesperrt worden, sogar der Leichterverkehr auf dem Kanal war verboten worden. Die letzte Ausgabe der Morgenblätter hatte unter einer zollgroßen Überschrift die Nachricht von der Belagerung eines Hauses in der New-Cross-Gegend gebracht. Die Volksmenge schwoll immer mehr an. Bald nach neun Uhr kam ein hoher Beamter aus Scotland Yard und veranlaßte noch ausgedehntere Absperrung, und mit einiger Mühe wurde der dichte Menschenkeil langsam zurückgedrängt, bis das belagerte Haus unsichtbar für ihn wurde.

Am Morgen erhielten die ›Drei Gerechten‹ Nachrichten von Washingtons Ankunft in Lissabon. Er wäre jetzt auf dem

Rückwege, berichtete Leon. »Und wenn er die Anschlüsse überall erreicht, kann er heute nacht hier sein. Ich denke, er wird eine sehr nützliche Verstärkung unserer Kräfte sein.«

»Sie denken an die Schlangen im Hause?«

Leon nickte.

»Ich kenne Oberzohn«, sagte Leon nur. Und George Manfred dachte an das junge Mädchen und wußte, daß die unausgesprochenen Befürchtungen seines Freundes berechtigt waren.

Um Mitternacht kam der langersehnte Washington. Denn er besaß Kenntnisse, über die kein anderer außer ihm verfügte.

Leon gab ihm eine kurze Beschreibung des Schlangenzimmers und dessen Inhalts. Leon war sich über die Schlangenarten nicht absolut sicher; aber seine Beschreibung kam der Wirklichkeit nahe genug, um dem Schlangenfachmann einen Überblick über die dort vertretenen Arten zu geben.

»Sie sind alle todbringend«, meinte Washington und schüttelte den Kopf.

»Ich glaube, es ist kein einziger Wurm dazwischen, ausgenommen natürlich die Skorpiönchen, die einen erwachsenen Mann in fünf – längstens zehn – Minuten in ewigen Schlaf versetzen können.«

Leon fragte ihn eingehender und erzählte ihm dann seinen Plan.

»Ich werde mit Ihnen gehen«, erklärte Washington ohne Zögern.

Aber das wollte keiner der ›Drei‹ zugeben. Leon wollte nur das Urteil des Fachmanns haben. Und hierzu brauchte er jemanden, der die Schlangen in der Freiheit und in ihrer gewohnten Umgebung kannte.

Eine Stunde vor Tagesanbruch wurde ein Kriegsrat gehalten. Leon legte den maßgebenden Persönlichkeiten seinen Plan vor,

und dieser wurde gebilligt.

Das erste Licht kroch in den Himmel; die Mauern wurden grau und alle Gegenstände deutlich sichtbar, als Oberzohn sah, wie ein Tank aus der Gasse kam und sich langsam auf sein Haus zu bewegte.

Oberzohn biß die Zähne in einem Grinsen aufeinander, schoß die Stufen hinunter und flog gegen die Tür des Zimmers, das Mirabelle barg.

Seine Aufregung war eine derartige, daß er nicht das Schlüsselloch finden konnte.

Die Tür öffnete sich mit einem Krach, und Oberzohn flog fast ins Zimmer.

Mirabelle Leicester stand am Bett; ihr Gesicht war bleich wie der Tod. Trotzdem war ihre Stimme ruhig, fast gleichgültig, als sie fragte: »Was wollen Sie?«

»Dich!« zischte er. »Nun, mein kleines feines Dämchen! Nun geht's zu den Schlangen!«

Er warf sich auf sie, obwohl sie sich nicht wehrte. Er warf sie rückwärts aufs Bett und schnappte ihr ein paar rostige Handschellen an. Dann riß er sie auf und zog sie aus dem Zimmer und die Stufen hinunter. Er hatte einige Schwierigkeit, die Tür zum Schlangenheim aufzumachen, da er selbst sie zugekeilt hatte. Schließlich gelang es ihm, die Tür aufzustoßen.

Die Wärmestrahler brannten nicht mehr. Er hatte den Strom nicht übrig. Aber der Raum war betäubend heiß, und als er das Licht einschaltete und sie die lange Reihe von Kästen sah, wankten ihr die Knie, und sie wäre gefallen, wenn er sie nicht gestützt hätte.

Er zog einen großen Stuhl in die Mitte des Zimmers und drückte ihre Gestalt da hinein.

»So! Hier warten Sie, meine Freundin!« gellte er. »Sie werden warten, aber nicht lange!«

An der Wand hingen drei lange Lederriemen, die, wenn nötig, zur Beförderung der Kisten gebraucht wurden. In einer Sekunde hatte er den einen Riemen um ihre Taille und den Stuhl geschnallt; mit dem zweiten befestigte er ihre Knie unter dem Stuhl.

»Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein!«

Das Gerumple des Tanks drang zu ihm in den Raum herein. Aber er hatte noch viel Arbeit vor und deshalb keine Zeit, jeden Kasten einzeln zu öffnen. Aber die Glasscheibe an der Vorderseite ließ sich leicht zertrümmern.

Er lief die Reihe entlang und zerschlug die Glasscheiben mit dem Lauf seiner Mauserpistole.

Das Mädchen, schreckensstarr, sah einen grünen Kopf in der einen Öffnung sichtbar werden, sah einen sich windenden Körper leise auf den Fußboden gleiten ...

Dann schaltete Oberzohn das Licht aus. Die Tür wurde zugeknallt, und Mirabelle Leicester befand sich mutterseelenallein an diesem Ort des Schreckens.

Oberzohn war kaum im Gang angelangt, als die erste Granate an der Tür fiel. Holzsplitter flogen an ihm vorbei, als er sich umwandte, die Treppen hinauf rannte und dabei in seiner Tasche nach dem kostbaren Dokument fühlte, das ihn noch rechtfertigen konnte.

Oberzohn hatte die Tür zum Schlangenheim nicht verschlossen; Leon hatte das Schließband abgerissen. Laß sie doch 'reingehen, wenn sie wollen, dachte Oberzohn. Die Vordertür war noch nicht beseitigt. Vom Treppenabsatz aus, über das Geländer gelehnt, horchte er. Dann erschütterte ein größerer Krach als je zuvor das Haus. Und nach einer kurzen Pause hörte er jemanden den Gang entlanglaufen und an der Tür des Schlangenheims rütteln.

»Zu spät!«

Seine Freude blühte zu einem Grinsen auf. Er stieg die letzten Stufen zum Dach hinauf, um die vier Banditen in einem Zustand der Meuterei zu finden, deren Unterdrückung nicht ihm überlassen blieb.

Das Glitzern eines Bajonetts zwängte sich durch die Türöffnung. Eine Gestalt in Khaki glitt auf das Dach, den Zeigefinger am Abzug.

»Hände hoch, ihr da!« rief der Soldat in rauhem Cockneydialekt.

Vier Paar Hände gingen gleichzeitig hoch.

Manfred folgte dem zweiten Soldaten und packte den Doktor am Arm.

»Sie kommen mit, mein Freund!« sagte Manfred, und Oberzohn folgte ihm willig die Stufen hinunter.

Sie mußten an Gurthers Zimmer vorbei. Die Tür war auf, und Manfred schob seinen Gefangenen hinein, als Poiccart und Leon die Treppe herauf gestürzt kamen.

»Das Mädels ist wohl und munter! Das Gas hat die Schlangen erledigt, sobald sie den Fußboden berührten! Und Bruder Washington beschäftigt sich mit denen, die am Leben geblieben sind!« stieß Leon hastig hervor.

Er schloß die Tür hinter sich.

Dr. Oberzohn war zum ersten Male in seinem Leben mit den ›Drei Gerechten‹, die er haßte und fürchtete, allein.

»Oberzohn, das ist Ihr Ende!« bemerkte Manfred und drängte ihn an die Wand. »Sie sind gerichtet!«

Und dann sah der Doktor etwas und schrie laut auf vor Furcht.

Leon Gonzalez befestigte eine Zigarette in der langen schwarzen Spitze, die er in Gurthers Zimmer gefunden hatte.

»Sie machen es so«, fragte Leon, »nicht wahr?«

Leon hielt die Zigarette schief und drückte auf die kleine

Feder, die in der schwarzen Ebenholzspitze angebracht war.

»Die Spitze ist eine isolierte Kammer, die zwei kleine Eissplitter enthält. Ich fand die Form dafür in Ihrem Laboratorium, Herr Doktor. Die Splitter fallen in die Zigarette, die aus Metall besteht, und dann ...«

Leon Gonzalez hob die Spitze an seine Lippen und blies. Niemand sah die beiden winzigen Eissplitter fliegen. Nur Dr. Oberzohn legte seine Hand mit einem erstickten Schrei an seine Wange. Sein Blick wurde gläsern. Dann brach er in sich zusammen.

Leon begegnete Inspektor Meadows, der die Treppe heraufkam.

»Ich fürchte, unser Freund ist uns entschlüpft. Er hat den Henker um zehn Pfund Sterling betrogen.«

»Tot?« fragte Meadows. »Selbstmord?«

»Es sieht mir nach Schlangenbiß aus«, antwortete Leon obenhin und ging hinunter, um Mirabelle Leicester in einem halb lachenden, halb weinenden Zustand zu finden, während Elijah Washington ihr aufs ernsthafteste die wunderbaren Eigenschaften der Schlangen erklärte.

»Hier liegen fünftausend Dollar Wert tot«, sagte er in komischer Verzweiflung. »Aber was übriggeblieben ist, ist noch genug, um damit einen Zirkus anzufangen.«

30

Später erklärte Manfred dem sehr interessierten Polizeichef: »Oberzohn erhielt das Gift, indem er die Schlangen reizte und sie auf etwas beißen ließ. Er entdeckte ein Verfahren, diese Gifte so zu vermischen, daß er das allertödlichste Gift erzielte.

Das klingt phantastisch, und vom wissenschaftlichen Standpunkt aus unwahrscheinlich, ist aber nichtsdestoweniger wahr. Das Gift wurde leicht mit Wasser verdünnt und war noch immer stark genug, um zehn Leute zu töten. In dieser Stärke wurde es in eine winzige Form gegossen und zum Gefrieren gebracht.«

»Zum Gefrieren?«

Manfred nickte.

»Schlangengift verliert im gefrorenen Zustand seine Kraft nicht. Und diese Methode, ihre Geschosse zu formen, war, von ihrem Standpunkt aus gesehen, sehr vernünftig. Es war so nur notwendig, daß ein Atom davon in das Fleisch drang. Geschmolzen, genügte es, um den sofortigen Tod herbeizuführen. Und wenn das Opfer die Stelle rieb, an der es verwundet worden war, war es noch sicherer, daß es selber etwas von dem Gift in die Wunde rieb, das auf der Haut geschmolzen war. Gewöhnlich starben sie sofort. Die Zigarettenspitzen, die Gurther und Pfeiffer, der andere Meuchelmörder, bei sich trugen, waren Blasröhrchen, die Zigarette eine hohle Metallattrappe. In dem Augenblick, wenn sie ihre kleinen Eispile hinausbliesen, befanden sich diese bereits in einem halb geschmolzenen Zustande und beförderten genug flüssiges Gift, um zu töten, selbst wenn die Haut nur ganz wenig geritzt war. Und natürlich schmolz alles außerhalb gebliebene Gift, ehe die Polizei eine Prüfung anstellen konnte. Deshalb hat auch die Polizei niemals einen Pfeil gefunden, wie ihn die Buschmänner gebrauchen, Bambussplitter oder Dornen. Oberzohn besaß die einfachste Methode, mit allen Gegnern fertigzuwerden; er schickte seinen Schlangengiftschützen aus, um ihnen aufzulauern. Nur ein einziges Mal mißlang ihnen das. Als sie auf Leon zielten und den gegen Schlangengift immunen Elijah Washington trafen.«

»Und was ist aus Miss Leicesters Ansprüchen auf die Goldfelder von Biskara geworden?«

Manfred lächelte, »Die Erneuerung der Konzession wurde beantragt – und gewährt. Leon fand in Heavytree-Farm einige Blankoformulare von Briefbogen, die von dem jungen Mädchen unterzeichnet waren. Er stahl eins davon, während die Tante des jungen Mädchens einen Augenblick abwesend war, und füllte es aus mit einem formellen Antrag auf Erneuerung. Ich habe eben ein Telegramm erhalten, das uns mitteilt, daß die Pachtung verlängert wird.«

Manfred und Poiccart legten den größten Teil des Weges nach New-Cross zu Fuß zurück, ehe sie eine Autodroschke finden konnten.

Leon war mit dem jungen Mädchen gegangen. Poiccart schien etwas im Kopfe herumzugehen, aber er sprach sich nicht eher aus, als bis die von der Vorsehung geschickte Autodroschke anlangte und sie den New-Cross-Weg entlangrollten.

»Mein lieber George, ich bin ein wenig besorgt um Leon. Es scheint fast unmöglich, es zu glauben, aber ...«

»Aber was?« ergänzte Manfred gut gelaunt; er wußte, was kommen würde.

»Sie glauben es doch nicht!« sagte Poiccart mit gedämpfter Stimme, als ob sie das Hereinbrechen einer Sintflut erörterten.

»Nein! Sie werden es nicht glauben, Manfred! Leon ist verliebt!«

Manfred überlegte einen Augenblick.

»Ja, mein lieber Poiccart, so was kommt schon vor; sogar bei den ›Drei Gerechten‹.«

Poiccart schüttelte betrübt den Kopf.

»Einen solch unglücklichen Zufall habe ich niemals in Betracht gezogen.«

Den ganzen Weg nach der Stadt zurück lachte Manfred innerlich.

ENDE